
JÜDISCHER·ALMANACH
FÜR·GROSS-RUMÄNIEN
MIT·KALENDER-5683(1922/23)
ALMANAHUL·EVREIESC
PENTRU·ROMANIA-MARE
CU CALENDARUL-5683(1922/23)
HERAUSGEBER·DR·MARKUS·KRÄMER
DRUCK·UND·VERLAG"ORIENT"CERNAUTI

Herrn Leo Motzkin in Verehrung
Dr. Krämer

JUEDISCHER ALMANACH

FÜR

GROSS-RUMÄNIEN

MIT KALENDER FÜR DAS JAHR 5683 (1922—23)

I. JAHRGANG

HERAUSGEBER: Dr. MARKUS KRÄMER



Almanahul evreiesc

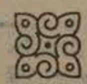
pentru

România-Mare

cu calendarul pentru anul 5683 (1922—23)

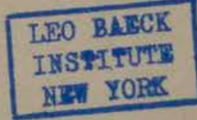
anul I.

Editor: Dr. Markus Krämer



Druck und Verlag „Orient", Czernowitz.

DIE TITELBILDER SIND VOM MALER ARTUR KOLNIK GEZEICHNET. — DIE TITELBLÄTTER UND DIE BILDER SIND AUF LITOGRAPHISCHEM WEGE IN DER BUCHDRUCKEREI „ORIENT" HERGESTELLT.



36712

Inhalts-Verzeichnis.

I. Deutsch-Rumänisch.

II. Bilder.

III. יודיש.

IV. עברית.

Vorwort.

Mit der Entstehung von Gross-Rumänien sind wir aneinandergeschmiedet worden: wir Juden aus vier verschiedenen Staatlichkeiten, aus einer Umgebung von vier verschiedenen Kulturen, von denen wir natürlich trotz unserer eigenen jüdischen Kultur nicht unberührt geblieben sind. Mannigfaltig sind die Ansätze zu einer Annäherung der vier Judenschaften, zu einer Verständigung. Nun sind wir eine ganze Million und werden im Laufe der Entwicklung zur Einheit gelangen müssen. Das, was wir zu einander mitbringen, kann zu etwas wunderbar Neuem verschmelzen.

Das Sammelbuch, das ich hiemit der Oeffentlichkeit übergebe, soll der Versuch einer Annäherung der geistig Schaffenden aus den vier Gebieten aneinander sein. Aus unserer Verbundenheit mit dem jüdischen Gesamtvolke entstand auch der Wunsch, ausländische Autoren in Fragen von gesamtjüdischem Interesse zu Worte kommen zu lassen. Sonderbar ist vielleicht die Mannigfaltigkeit der im Buche vertretenen Sprachen, aber sonderbar ist auch das jüdische Leben und das Sammelbuch muss dieser Besonderheit Rechnung tragen.

Gewiss: Das Buch lässt manches zu wünschen übrig. In der Anordnung des Stoffes, in der Technik. Aber es ist ein erster Versuch. Und eines der Ziele: Das, was wir auf allen Gebieten des Lebens schaffen und was in unseren geistigen Arbeitern nach Ausdruck ringt, den Juden zugänglich zu machen.

Ich kann nicht umhin, hier allen Freunden undMitarbeitern meinen besten Dank auszudrücken, welche es mir ohne Rücksicht auf Parteizugehörigkeit und Weltanschauung (und das ist das Erfreulichste) ermöglichten, einen kleinen Ausschnitt aus dem jüdischen Leben zu reproduzieren — wie es ist und wie wir wollen, dass es werden soll. Insbesondere danke ich dem allverehrten Poeten Elieser Steinberg für seine Redigierung des jüdisch-hebräischen Teiles, Herrn Sch A. Soifer für seine werktätige Mitarbeit und dem verehrten Maler Artur Kolnik für die künstlerische Ausstattung.

Wenn es mir durch dieses Sammelbuch gelingt, die gemeinsame Plattform für die regsamen Kräfte des jüdischen geistigen Lebens in der Folge zu verbreitern, dann wird sein Zweck erreicht sein.

Czernowitz, im November 1922.

Dr. Markus Krämer.

תשרי

23. September—22. Oktober 1922

Wochen-tage	Katholiken		Griechen		Juden		
Samstag	23		10		ז	1	א׳ דראש השנה
Sonntag	24		11		א	2	ב׳ דראש השנה
Montag	25		12		ב	3	צום גדליה
Dienstag	26		13		ג	4	
Mittwoch	27		14	† Erhöhg.	ד	5	
Donnerst.	28		15		ה	6	
Freitag	29		16		ו	7	
Samstag	30		17		ז	8	האזינו. שבת תשובה
Sonntag	1	Oktober	18		א	9	ערב יום כפור
Montag	2		19		ב	10	יום כפור
Dienstag	4		20		ג	11	
Mittwoch	4		21		ד	12	
Donnerst.	5		22		ה	13	
Freitag	6		23		ו	14	
Samstag	7		24		ז	15	א׳ דסוכות
Sonntag	8		25		א	16	ב׳ דסוכות
Montag	9		26		ב	17	א׳ דחול המועד
Dienstag	10		27		ג	18	ב׳ " "
Mittwoch	11		28		ד	19	ג׳ " "
Donnerst.	12		29		ה	20	ד׳ " "
Freitag	13		30		ו	21	הושענה רבה
Samstag	14		1	Mar. S.	ז	22	שמיני עצרת
Sonntag	15		2		א	23	שמחת תורה
Montag	16		3		ב	24	
Dienstag	17		4		ג	25	
Mittwoch	18		5		ד	26	
Donnerst.	19		6		ה	27	
Freitag	20		7		ו	28	
Samstag	21		8		ז	29	בראשית׳
Sonntag	22		9		א	30	א׳ דראש חודש

מולד (Neumond) יום חמישי 12 13 11/18

23. Oktober—20. Novamber 1922.

Wochen-tage	Katholiken		Griechen		Juden		
Montag	23		10		ב	1	ב׳ דראש חודש
Dienstag	24		11		ג	2	
Mittwoch	25		12		ד	3	
Donnerst.	26		13		ה	4	
Freitag	27		14		ו	5	
Samstag	28		15		ז	6	נח
Sonntag	**29**		**16**		א	7	
Montag	30		17		ב	8	
Dienstag	31		18		ג	9	
Mittwoch	**1**	**Aller Heil.**	19		ד	10	
Donnerst.	2		20		ה	11	
Freitag	3		21		ו	12	
Samstag	4		22		ז	13	לך-לך
Sonntag	**5**		**23**		א	14	
Montag	6		24		ב	15	
Dienstag	7		25		ג	16	
Mittwoch	8		26		ד	17	
Donnerst.	9		27		ה	18	
Freitag	10		28		ו	19	
Samstag	11		29		ז	20	וירא
Sonntag	**12**	**23 Stftg.**	**30**		א	21	
Montag	13		31		ב	22	
Dienstag	14		1	November	ג	23	
Mittwoch	**15**	**Leopold M.**	2		ד	24	
Donnerst.	16		3		ה	25	
Freitag	17		4		ו	26	
Samstag	18		5		ז	27	חיי שרה
Sonntag	**19**		**6**		א	2ℵ	
Montag	20		7		ב	29	

מולד (Neumond) יום שבת [illegible]

21. November—19. Dezember 1922

Wochentage	Katholiken		Griechen		Juden		
Dienstag	21		8		ג	1	ראש חודש
Mittwoch	22		9		ד	2	
Donnerst.	23		10		ה	3	
Freitag	24		11		ו	4	
Samstag	25		12		ז	5	תולדות
Sonntag	**26**		**13**		א	6	
Montag	27		14		ב	7	
Dienstag	28		15		ג	8	
Mittwoch	29		16		ד	9	
Donnerst.	30		17		ה	10	
Freitag	1	Dezember	18		ו	11	
Samstag	2		19		ז	12	ויצא
Sonntag	**3**	**1. Adv.**	**20**		א	13	
Montag	4		**21**	**Mar. Opfer.**	ב	14	
Dienstag	5		22		ג	15	
Mittwoch	6		23		ד	16	
Donnerst.	7		24		ה	17	
Freitag	8	**Mar. Empf.**	25		ו	18	
Samstag	9		26		ז	19	וישלח
Sonntag	**10**	**2. Adv.**	**27**		א	20	
Montag	11		28		ב	21	
Dienstag	12		29		ג	22	
Mittwoch	13		30		ד	23	
Donnerst.	14		1	Dezember	ה	24	ערב חנוכה
Freitag	15		2		ו	25	א' דחנוכה
Samstag	16		3		ז	26	ב' דחנוכה, וישב
Sonntag	**17**	**3. Adv.**	**4**		א	27	ג' דחנוכה
Montag	18		5		ב	28	ד' דחנוכה
Dienstag	19		**6**	**Nikolaus**	ג	29	ה' דחנוכה

מולד (Neumond) יום ראשון 2 11 18/18

20. Dezember—17. Jänner 1923

Wochentage	Katholiken		Griechen		Juden		
Mittwoch	20		7		ד	1	ראש חודש ו' דחנוכה
Donnerst	21		8		ה	2	ז' דחנוכה
Freitag	22		**9**	**Mar. Empf.**	ו	3	חנוכת המזבח
Samstag	23		10	.	ז	4	מקץ
Sonntag	**24**	**4.Adv.Au.E.**	**11**		א	5	
Montag	**25**	**Christfest**	12		ב	6	
Dienstag	**26**	**Ştefan M.**	13		ג	7	
Mittwoch	27		14		ד	8	
Donnerst.	28		15		ה	9	
Freitag	29		16		ו	10	עשרה בטבת
Samstag	30		17		ז	11	ויגש
Sonntag	**31**	**n. W. Silv.**	**18**		א	12	
Montag	**1**	**Nj. Ch. B.**	19		ב	13	
Dienstag	2		20		ג	14	
Mittwoch	3		21		ד	15	
Donnerst.	4		22		ה	16	
Freitag	5		23		ו	17	
Samstag	**6**	**Heil. 3 K.**	24		ז	18	ויחי
Sonntag	**7**		**25**	**Geb. Chr.**	א	19	
Montag	8		**26**	**Mutter G.**	ב	20	
Dienstag	9		**27**	**Stefan**	ג	21	
Mittwoch	10		28		ד	22	
Donnerst.	11		29		ה	23	
Freitag	12		30		ו	24	
Samstag	13		31		ז	25	שמות
Sonntag	**14**		**1**	**Nj. 1923**	א	26	
Montag	15		2		ב	27	
Dienstag	16		3		ג	28	
Mittwoch	17		4		ד	29	יום כפור קטן

מולד יום שלישי 2 ש׳ 7/8 (Neumond)

18. Jänner—16. Februar 1923

Wochen-tage	Katholiken		Griechen		Juden		
Donnerst.	18		5		ה	1	ראש חודש
Freitag	19		**6**	**Ersch. Chr.**	ו	2	
Samstag	20		7		ז	3	וארא
Sonntag	**21**		**8**		א	4	
Montag	22		9		ב	5	
Dienstag	23		10		ג	6	
Mittwoch	24		11		ד	7	
Donnerst.	25		12		ה	8	
Freitag	26		13		ו	9	
Samstag	27		14		ז	10	בא
Sonntag	**28**		**15**		א	11	
Montag	29		16		ב	12	
Dienstag	30		17		ג	13	
Mittwoch	31		18		ד	14	
Donnerst.	1	Februar	19		ה	15	חמשה עשר׳
Freitag	**2**	**Mar. Licht.**	20		ו	16	
Samstag	3		21		ז	17	בשלח, שבת שירה
Sonntag	4		**22**		א	18	
Montag	5		23		ב	19	
Dienstag	6		24		ג	20	
Mittwoch	7		25		ד	21	
Donnerst.	8		26		ה	22	
Freitag	9		27		ו	23	
Samstag	10		28		ז	24	יתרו
Sonntag	**11**		**29**		א	25	
Montag	12		30		ב	26	
Dienstag	13		31		ג	27	
Mittwoch	14		1	Februar	ד	28	
Donnerst.	15		**2**	**Chr. Vor.**	ה	29	
Freitag	16		3		ו	30	א׳ דראש חודש

מולד (Neumond) יום ג׳ בבקר 30 5/18

17. Februar—17. März 1923

Wochentage	Katholiken		Griechen		Juden		
Samstag	17		4		ז	1	ב' דראש חודש
Sonntag	**18**		**5**		א	2	
Montag	19		6		ב	3	
Dienstag	20		7		ג	4	
Mittwoch	21		8		ד	5	
Donnerst.	22		9		ה	6	
Freitag	23		10		ו	7	
Samstag	24		11		ז	8	תרומה
Sonntag	**25**		**12**		א	9	
Montag	26		13		ב	10	
Dienstag	27		14		ג	11	
Mittwoch	28		15		ד	12	
Donnerst.	1	März	16		ה	13	תענית אסתר
Freitag	2		17		ו	14	פורים
Samstag	3		18		ז	15	תצוה. שושן פורים
Sonntag	**4**		**19**		א	16	
Montag	5		20		ב	17	
Dienstag	6		21		ג	18	
Mittwoch	7		22		ד	19	
Donnerst.	8		23		ה	20	
Freitag	9		24		ו	21	
Samstag	10		25		ז	22	פ' תשא
Sonntag	**11**		**26**		א	23	
Montag	12		27		ב	24	
Dienstag	13		28		ג	25	
Mittwoch	14		1	März	ד	26	
Donnerst.	15		2		ה	27	
Freitag	16		3		ז	28	
Samstag	17		4		ו	29	ויקהל פקודי

מולד (Neumond) יום שבת 8/9

18. März—16. April 1923

Wochentage	Katholiken		Griechen		Juden		
Sonntag	**18**		**5**		א	1	ראש חודש
Montag	19		6		ב	2	
Dienstag	20		7		ג	3	
Mittwoch	21		8		ד	4	
Donnerst.	22		9		ה	5	
Freitag	23		10		ו	6	
Samstag	24		11		ז	7	ויקרא
Sonntag	**25**		**12**		א	8	
Montag	26		13		ב	9	
Dienstag	27		14		ג	10	
Mittwoch	28		15		ד	11	
Donnerst.	29		16		ה	12	בדיקת חמץ
Freitag	30		17		ו	13	
Samstag	31		18		ז	14	צום שבת הגדל
Sonntag	**1**	**Osters.**	**19**		א	15	א׳ דפסח
Montag	**2**	**Osterm.**	20		ב	16	ב׳ דפסח
Dienstag	3		21		ג	17	א׳ דחול המועד
Mittwoch	4		22		ד	18	ב׳ „ „
Donnerst.	5		23		ה	19	ג׳ „ „
Freitag	6		24		ו	20	ד׳ „ „
Samstag	7		25		ז	21	שביעי של פסח
Sonntbg	**8**		**26**	**Osters.**	א	22	אחרון של פסח
Montag	9		**27**	**Osterm.**	ב	23	
Dienstag	10		28		ג	24	
Mittwoch	11		29		ד	25	
Donnerst.	12		30		ה	26	
Freitag	13		31		ו	27	
Samstag	14		1	April	ז	28	שמיני
Sonntag	**15**		**2**		א	29	
Montag	16		3		ב	30	א׳ דראש חודש

מולד (Neumond) שבת 5 17/18

17. April—15. Mai 1923

Wochentage	Katholiken		Griechen		Juden		
Dienstag	17		4		ג	1	ב׳ דראש חודש
Mittwoch	18		5		ד	2	
Donnerst.	19		6		ה	3	
Freitag	20		7		ו	4	
Samstag	21		8		ז	5	תזריע מצורע
Sonntag	**22**		**9**		א	6	
Montag	23		10		ב	7	
Dienstag	24		11		ג	8	
Mittwoch	25		12		ד	9	
Donnerst.	26		13		ה	10	
Freitag	27		14		ו	11	
Samstag	28		15		ז	12	אחרי קדושים
Sonntag	**29**		**16**		א	13	
Montag	30		17		ב	14	
Dienstag	1	Mai	18		ג	15	
Mittwoch	2		19		ד	16	
Donnerst.	3		20		ה	17	
Freitag	4		21		ו	18	ל״ג בעומר
Samstag	5		22		ז	19	אמור
Sonntag	**6**		**23**		א	20	
Montag	7		24		ב	21	
Dienstag	8		25		ג	22	
Mittwoch	9		26		ד	23	
Donnerst.	10	**Chr. Hmf,**	27		ה	24	
Freitag	11		28		ו	25	
Samstag	12		29		ז	26	בהר־בחקתי
Sonntag	**13**		**30**		א	27	
Montag	14		1	Mai	ב	28	יום כפור קטן
Dienstag	15		2		ג	29	

מולד (Neumond) יום שני 5

16. Mai—14. Juni 1923

Wochentage	Katholiken		Griechen		Juden		
Mittwoch	16		3		ד	1	ראש חודש
Donnerst.	17		4	Chr. Hmf.	ה	2	
Freitag	18		5		ו	3	
Samstag	19		6		ז	4	במדבר
Sonntag	20	Pfingsts.	7		א	5	ערב שבועות
Montag	21	Pfingstm.	8		ב	6	א' דשבועות
Dienstag	22		9		ג	7	ב' דשבועות
Mittwoch	23		10		ד	8	
Donnerst.	24		11		ה	9	
Freitag	25		12		ו	10	
Samstag	26		13		ז	11	נשא
Sonntag	27		14	Pfingsts.	א	12	
Montag	28		15	Pfingstm.	ב	13	
Dienstag	29		16		ג	14	
Mittwoch	30		17		ד	15	
Donnerst.	31	Fronl.	18		ה	16	
Freitag	1	Juni	19		ו	17	
Samstag	2		20		ז	18	בהעלתך
Sonntag	3		21		א	19	
Montag	4		22		ב	20	
Dienstag	5		23		ג	21	
Mittwoch	6		24		ד	22	
Donnerst.	7		25		ה	23	
Freitag	8		26		ו	24	
Samstag	9		27		ז	25	שלח-לך
Sonntag	10		28		א	26	
Montag	11		29		ב	27	
Dienstag	12		30		ג	28	
Mittwoch	13		31		ד	29	
Donnerst.	14		1	Juni	ה	30	א' דראש חודש

מולד (Neumond) יום ו' נאכמ׳ 6 35 1/18

15. Juni—13. Juli 1923

Wochentage	Katholiken		Griechen		Juden		
Freitag	15		2		ו	1	ב׳ דראש חודש
Samstag	16		3		ז	2	קרח
Sonntag	**17**		**4**		א	3	
Montag	18		5		ב	4	
Dienstag	19		6		ג	5	
Mittwoch	20		7		ד	6	
Donnerst.	21		8		ה	7	
Freitag	22		9		ו	8	
Samstag	23		10		ז	9	חקת
Sonntag	**24**		**11**		א	10	
Montag	25		12		ב	11	
Dienstag	26		13		ג	12	
Mittwoch	27		14		ד	13	
Donnerst.	28		15		ה	14	
Freitag	29	Peter u. Paul	16		ו	15	
Samstag	30		17		ז	16	בלק
Sonntag	**1**	**Juli**	**18**		א	17	צום י״ז בתמוז
Montag	2		19		ב	18	
Dienstag	3		20		ג	19	
Mittwoch	4		21		ד	20	
Donnerst.	5		22		ה	21	
Freitag	6		23		ו	22	
Samstag	7		**24**	**Joh. d. Täuf.**	ז	23	פינחס
Sonntag	**8**		**25**		א	24	
Montag	9		26		ב	25	
Dienstag	10		27		ג	26	
Mittwoch	11		28		ד	27	
Donnerst.	12		**29**	**Pet. u. Paul**	ה	28	
Freitag	13		30		ו	29	יום כפור קטן

מולד (Neumond) יום חמישי 7 20 1/9

אב

14. Juli—12. August 1923

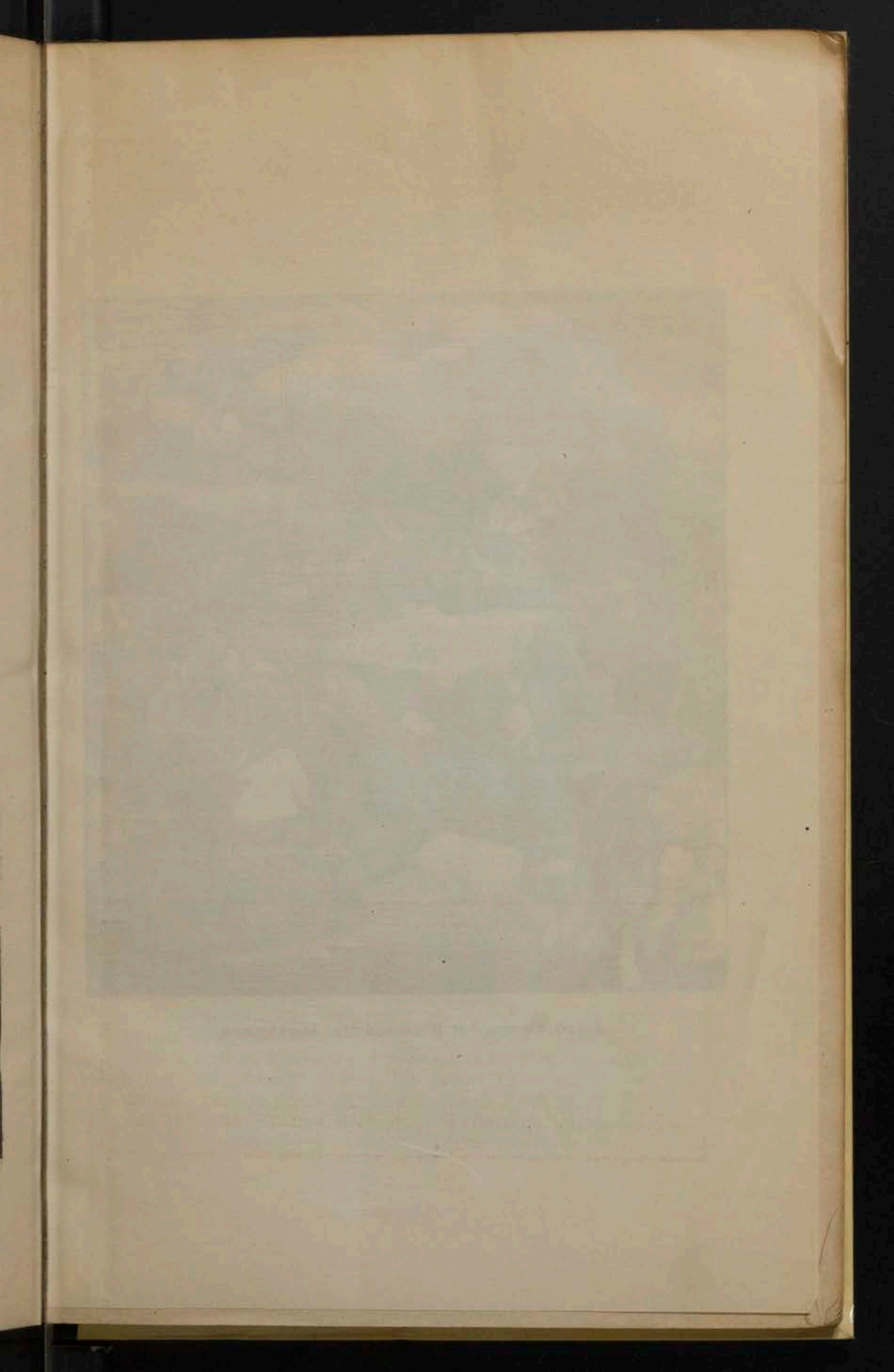
Wochentage	Katholiken		Griechen		Juden		
Samstag	14		1	Juli	ז	1	ראש חודש, מטות ומסעי
Sonntag	**15**		**2**		א	2	
Montag	16		3		ב	3	[illegible]
Dienstag	17		4		ג	4	
Mittwoch	18		5		ד	5	
Donnerst.	19		6		ה	6	
Freitag	20		7		ו	7	
Samstag	21		8		ז	8	דברים, שבת חזן
Sonntag	**22**		**9**		א	9	תשעה באב
Montag	23		10		ב	10	
Dienstag	24		11		ג	11	
Mittwoch	25		12		ד	12	
Donnerst.	26		13		ה	13	
Freitag	27		14		ו	14	
Samstag	28		15		ז	15	ואתחנן
Sonntag	**29**		16		א	16	
Montag	30		17		ב	17	
Dienstag	31		18		ג	18	
Mittwoch	1	August	19		ד	19	
Donnerst.	2		20		ה	20	
Freitag	3		21		ו	21	
Samstag	4		22		ז	22	עקב
Sonntag	**5**		**23**		א	23	
Montag	6		24		ב	24	
Dienstag	7		25		ג	25	
Mittwoch	8		26		ד	26	
Donnerst.	9		27		ה	27	
Freitag	10		28		ו	28	
Samstag	11		29		ז	29	ראה
Sonntag	12		30		א	30	א׳ דראש חודש

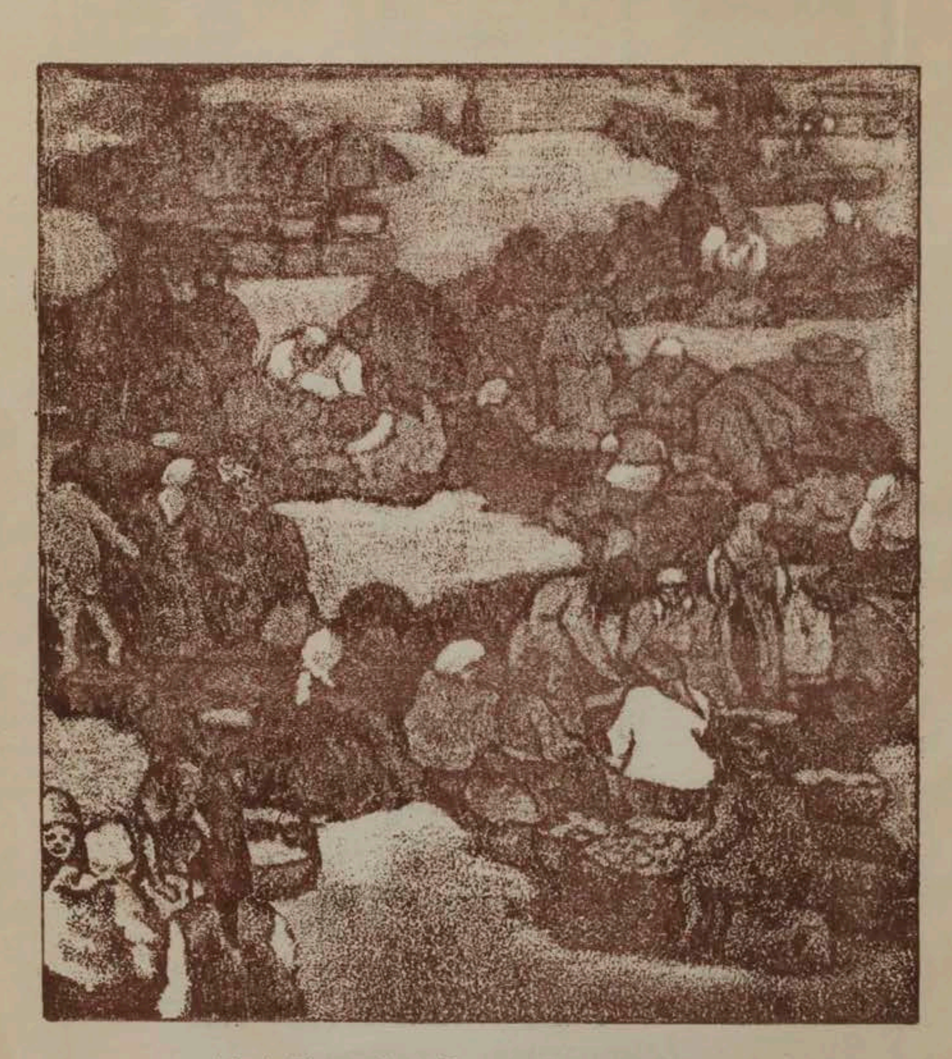
מולד (Neumond) יום שב״ק 8 1/4

13. August—13. September 1923

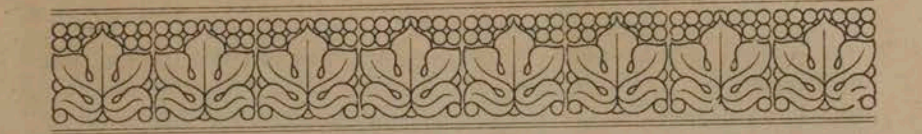
Wochentage	Katholiken		Griechen		Juden		
Montag	13		31		ב	1	ב׳ דראש חודש
Dienstag	14		1	August	ג	2	
Mittwoch	**15**	**Maria Hmf.**	2		ד	3	
Donnerst.	16		3		ה	4	
Freitag	17		4		ו	5	
Samstag	18		5		ז	6	שופטים
Sonntag	**19**		**6**		א	7	
Montag	20		7		ב	8	
Dienstag	21		8		ג	9	
Mittwoch	22		9		ד	10	
Donnerst.	23		10		ה	11	
Freitag	24		11		ו	12	
Samstag	25		12		ז	13	כי תצא
Sonntag	**26**		**13**		א	14	
Montag	27		14		ב	15	
Dienstag	28		**15**	**Maria Hmf.**	ג	16	
Mittwoch	29		16		ד	17	
Donnerst.	30		17		ה	18	
Freitag	31		18		ו	19	
Samstag	1	September	19		ז	20	כי תבוא
Sonntag	**2**		**20**		א	21	
Montag	3		21		ב	22	
Dienstag	4		22		ג	23	
Mittwoch	5		23		ד	24	
Donnerst.	6		24		ה	25	
Freitag	7		25		ו	26	
Samstag	**8**	**Maria Geb.**	26		ז	27	נצבים
Sonntag	**9**		**27**		א	28	
Montag	10		28		ב	29	ערב ראש-השנה

מולד (Neumond) יום ראשון 8h 8/18





Jakob Eisenscher (Czernowitz): Marktszene.



Dr. Salomon Kassner, Czernowitz.

Die Juden in Großrumänien.

In den alipierten Provinzen.

„. . . romänische Kultur aber gebietet allen Leitern „Großrumäniens", bei den romänischen Bürgern, die einer anderen Rasse angehören, dieselben seelischen Güter nicht nur zu schonen, sondern ihre Pflege auch zu fördern"

N. Jorga
(K. Geschichte des rom. V. 1922).

Der Weltkrieg hat Grossrumänien geschaffen. Während nach der letzten amtlichen Volkszählung im Jahre 1912 Rumänien noch 7,234.919 Einwohner aufwies, ist diese Zahl nach dem Kriege durch die Vereinigung mit den „alipierten" (angeschlossenen) Gebieten auf mehr als 15 Millionen Einwohner gestiegen. Die Vereinigung der Rumänen des Mutterlandes ist aber nicht bloss mit den Stammesgenossen, sondern auch mit der anderen Bevölkerung: im Banat, in Bessarabien, in der Bukowina, in der Marmorosch (ehem. ungarische Gebietsteile) und in Siebenbürgen erfolgt; die nationale Gliederung der Bevölkerung in Rumänien ist daher eine ganz andere geworden. Im vorwiegend national einheitlichen Rumänien," in dem die Bevölkerung fast ausschliesslich griechisch-orientalischer Religion und rumänischer Nation war, konnte man von einem einheitlichen Staatsvolke sprechen; Grossrumänien ist aber ein Nationalitätenstaat geworden, weil es eine Anzahl nichtrumänischer Völkerschaften (ca. 4 Millionen) mitübernommen hat. Mit diesen Nationalitäten muss sich Grossrumänien jetzt auseinandersetzen und zu einer Verständigung gelangen. Insbesondere mit den Juden.

Rumänien war seit jeher ein Land, in dem eine starke Vermehrung der Bevölkerung verzeichnet wurde. Im Jahre 1850 waren in Rumänien 4 Millionen Einwohner, ungefähr ein halbes Jahrhundert später, im Jahre 1899, ergab die Volkszählung bereits 5,956.690 Seelen, diese Zahl ist im Jahre 1912 um 21.5 Prozent und nach dem Weltkriege um mehr als das Dreifache gewachsen. Dieses Ziffernverhältnis wird bei der

jüdischen Bevölkerung in Rumänien weit überschritten. Nach der letzten amtlichen Volkszählung im Jahre 1912 haben sich in Rumänien zur jüdischen Konfession 4.48 Prozent bekannt, die Zahl der Juden in Rumänien, die nach einer Aufstellung von C. Navratzki im Jahre 1914 mit 270.000 angenommen wurde, betrug sohin tatsächlich vor dem Kriege über 320.000. Hiezu kommen ungefähr 270.000 Juden in Bessarabien 170.000 Juden in Siebenbürgen, 140.000 Juden in der Bukowina, 100.000 Juden in der Marmorosch und 40.000 Juden im Banat, so dass jetzt über 1 Million Juden in Grossrumänien leben, während in Rumänien — der Nationalität nach — vor dem Kriege 92.17 Prozent Rumänen waren und insgesamt 7.83 Prozent anderen Nationalitäten angehörten.

Die Lage der Juden in Rumänien vor dem Kriege und während des Krieges war bekanntlich eine sehr triste. Die offizielle Bezeichnung des Juden war „străin" (Fremder). Vergebens wurde in historisch-wissenschaftlicher Weise nachgewiesen, dass schon im alten Dacien Juden vorhanden waren, dass Decebal ihnen die Stadt Thalmun am Rothen Turm in Siebenbürgen zugewiesen hatte u. dgl. m. Man liess sich nicht überrzeugen oder wollte nicht sich überzeugen lassen und diese Mentalität ist noch heute geblieben. Es sei aber ausdrücklich hervorgehoben, die Anschauung, die den jüdischen Mitbürger als „Fremden" ansehen lässt, ist meistenteils in der rumänischen Intelligenz der Städte vorhanden. Die rumänische Bauernschaft, d. i. ca. 82 Prozent der Gesamtbevölkerung, ist gut und lebt im besten Einvernehmen mit den Juden. Tatsächlich haben sich zur Zeit grosser Judennot in Rumänien, als Judenausweisungen erfolgen sollten, die Bauern dagegen ausgesprochen und die Juden geschützt.

Das neue Rumänien, das in die Reihe der Großstaaten eingetreten ist, beginnt mit den mittelalterlichen Bedrückungen der Juden aufzuräumen. Es sind tatsächlich Ansätze einer modernen Auffassung vorhanden, es geht aber nur schrittweise vorwärts und sind viele Rückfälle zu verzeichnen. Es ist einmal das Wort von der „gesetzlichen Rechtlosigkeit" der Juden in Rumänien geprägt worden. Dieses Paradoxon ist gleichfalls in einschränkendem Sinne jetzt anzuwenden. Die öffentliche Meinung in Rumänien wird bereits von einer Anzahl Zeitungen, namentlich in den alipierten Provinzen, in freiheitlichem Sinne aufgeklärt, und in ihnen darauf verwiesen, dass es im Staatsinteresse gelegen ist, die Juden als gleichwertige Staatsbürger faktisch und rechtlich anzuerkennen. In Regierungskreisen setzt sich diese freiheitliche Anschauung sehr schwer durch. Es hat an Versuchen nicht gefehlt, die staatsbürgerliche Freiheitssphäre der Juden in den angeschlossenen Gebieten auch rechtlich einzuengen. Im Jahre 1919 ist das Dekretgesetz vom Dezember 1918, die Naturalisierung der

Juden in Rumänien betreffend, wohl geändert worden. Das neue Dekretgesetz vom 22. Mai 1919 war aber völlig unzureichend und brachte keine Emanzipation aller im Lande ansässigen Juden. Dieses Gesetz basierte auf der Option, für die Willenserklärungen wurden jedoch nur kurze Fallfristen gesetzt und erniedrigende Strafsanktionen für sog. falsche Angaben mitaufgenommen. Die Juden Rumäniens lehnten dieses Dekretgesetz einmütig ab. Tatsächlich blieben viele Juden im Altreich ohne Bürgerrecht. In der Bukowina wurde das alte erworbene Heimatsrecht ehem. österr. Staatsangehöriger (Galizianer) nicht anerkannt. Viele im Lande vorhandene Juden waren österreichische Staatsbürger und in irgend einer Gemeinde ausserhalb der Bukowina heimatsberechtigt. Gegen diese wurden Ausweisungsbefehle erlassen. Die Exilierungen des Jahres 1919, welche, nach langen Interventionen, in letzter Stunde — in der Nacht des 26. Juli — vom ehem. Polizeidirektor Tarangul sistiert wurden, bilden ein trauriges Kapitel jüd. Landesgeschichte. Erst der Vertrag über den Minoritätenschutz vom 9. Dezember 1919 hat alle auf rumänischem Gebiete bei Inkrafttreten dieses Vertrages wohnhaften Personen, die nicht Staatsbürger eines anderen Staates waren, zu vollberechtigten rumänischen Staatsbürgern erklärt. (Art. 3 und 4). Ungeachtet dessen ist damit die rumänische Judenfrage nicht gelöst und wird die Konstituante in der Verfassung zu den Grundsätzen des Friedensvertrages sich expressis verbis bekennen müssen. Denn es hat Rückfälle gegeben: In einem Erlasse, welcher die Erteilung von Bestätigungen über das rumänische Bürgerrecht regelte, wurde versucht, zwischen rumänischen Staatsbürgern (cetăţeni) und rumänischen Untertanen (supuşi) zu unterscheiden.

Die politische Rechtsstellung der Juden ist eine ungeklärte. Hinsichtlich des Wahlrechtes sind die Juden in Rumänien arg benachteiligt worden. Bei ordnungsmässiger Regelung das Wahlrechtes müssten den Juden in Rumänien, ihrer numerischen Stärke nach, ungefähr 35 Sitze in der Kammer und 15 im Senate, sohin 50 Mandate zufallen. Die Juden haben aber kaum 2—3 Kammervertreter und 1 Senator, u. zw. stets als Appendix der jeweils herrschenden Regierungspartei.

In den alipierten Gebieten ist schrittweise mit den aus dem Altreiche gebrachten Vorurteilen aufgeräumt worden. In der Bukowina beispielsweise hat das rumänische Militär sich tadellos benommen, die Ordnung überall hergestellt und herrscht ein gutes Einvernehmen zwischen Militär und Zivilbevölkerung. Auf dem Gebiete der Zivilverwaltung aber sind von jüdischer Seite viele Beschwerden laut geworden. Durch eine überstürzte Romanisierung wird ein grosser Teil der jüdischen Beamtenschaft aus den Aemtern gedrängt und sind durch einen Sprachenerlass des Justizministers Florescu nicht

nur die Rechtspflege erschüttert, sondern auch Richter und Advokaten arg betroffen worden. Bei Besetzungen von leitenden Stellen werden nur Rumänen berücksichtigt. Die Bevölkerung in den angeschlossenen Gebieten leidet am meisten infolge der Nichterfüllung ihrer sprachlichen Forderungen, insbesondere auf Gewährung einer völkerrechtlich üblichen mehrjährigen Uebergangszeit in Justiz und Verwaltung.

Es waren viele Auswüchse und Rückfälle in die Anschauungen des Altreiches aus der Zeit vor dem Kriege zu verzeichnen. Doch bemüht man sich, Ordnung zu machen. Ein scharfer Erlass des Ministers des Innern vom 22. August 1922, Zl. U 25957 zum Schutze der persönlichen Freiheit der Bürger ist gegen jene Polizeiorgane und Gendarmen gerichtet, welche noch immer körperliche Strafen und Prügel verhängen; der Erlass hebt klar hervor, dass solche Strafen im Gesetze nicht nur nur nicht vorgesehen, sondern verboten sind. Die körperliche Sicherheit ist in Stadt und Land gewährleistet.

Anders verhält es sich aber mit der Ausübung der politischen Rechte. Beispielsweise werden für die Handels- und Gewerbekammer in Czernowitz, die unter eine staatliche Gerentschaft jetzt gestellt wurde, keine Wahlen ausgeschrieben, weil keine rumänische Majorität erzielbar ist. Derselbe Vorgang wird gegenüber dem Gemeinderate von Czernowitz und anderen autonomen Körperschaften beobachtet.

In wirtschaftlicher Beziehung sind noch viele Missstände zu beseitigen. Man begegnet nicht selten in der chauvinistischen Presse Rumäniens der Bezeichnung „negustorii" (Händler, Schacherer) für die Juden und soll damit zum Ausdruck gebracht werden, dass die Juden nur Händler sind und der Wirtschaft des Landes schaden. Sogar in einer Vaterlandskunde von Aguletti: „Historia Românilor" für Mittelschulen wird hervorgehoben, dass die Juden dem Lande in ökonomischer Beziehung gefährlich sind und die jüdische Presse musste gegen die Verwendung dieses Buches beim Schulunterrichte Stellung nehmen. Die Vorgänge bei der Durchführung der Agrarreform in Bessarabien haben aber bewiesen, dass nicht nur die „negustorii", sondern alle Berufe vom Judenhasse betroffen werden. Die Juden in Bessarabien beispielsweise sind zum sehr grossen Teile von altersher Ackerbauer. Die Bewohner der Marktflecken und sogar an den Grenzen der Städte beschäftigen sich mit Landwirtschaft und Viehzucht; auf den Dörfern bearbeitet jeder Jude ein „Stück Grund", um davon seinen Lebensunterhalt zu beziehen. Die Russen haben zur Zeit Alexanders II. alles angewendet, um dieses jüdische Element heranzuziehen und sind bei der Bodenverteilung eine grosse Anzahl jüdischer Kolonien in Bessarabien entstanden, von denen jedes Mitglied ein „Radel", 9 einhalb Disjetinien, Boden besessen hat. Diese Kolonisten haben nicht nur

Halmfrüchte, sondern auch Tabak gebaut, welcher in der russischen Industrie eine grosse Rolle gespielt hat. Auch jetzt noch bauen die Juden in jenen Gegenden vorwiegend Tabak. Wie behandelt man nun diese ackerbautreibenden Juden, die keine „negustorii“ sind. Im Bukarester „Adeverul“ vom 29. August 1922 war darüber zu lesen, als ein Beispiel für viele: In dem von Juden bewohnten Marktflecken Perival in Judeţ Bălţi fehlt es nicht nur an Ackerboden für die Bevölkerung, sondern sogar an Grund für einen Friedhof, so dass bei der Bodenzuteilung darauf Rücksicht zu nehmen gewesen wäre. Auf die Bitte des Primars, dass man den Marktflecken 3 Disjetinien Boden zur Abhaltung eines Marktes zuteile, antwortete der staatliche Agrarkontrollor Georgescu: „In Palästina!“ und fügte einige Flüche gegen die Juden hinzu. Und so blieb dieser jüdische Marktflecken ohne zugeteilten Ackerboden und ohne Viehmarkt. Aehnlich verhielt es sich in anderen Orten Bessarabiens, in Valea lui Vlad, Faleşti, Raşcani. Die jüdischen Familien ,die sich dort mit Landwirtschaft beschäftigt haben, erhielten keinen Boden und müssen betteln.

Eine Zurückdrängung der jüdischen Intelligenz in den alipierten Gebieten ist gleichfalls wahrnehmbar. Es wird viel Arbeit und Aufklärung notwendig sein, um zu verhüten, dass die Judenschaft in den angeschlossenen Provinzen ihre Intellektuellen verliere. Diese Frage hängt auch mit der Regelung des Schulwesens zusammen. Die Judenschaft stellte — in der Bukowina beispielsweise — vor dem Kriege eine beträchtliche Anzahl in Schule, Amt und Wirtschaftsleben. Die überstürzte Unifizierung und Romanisierung hat das Gros der jüdischen Intellektuellen wirtschaftlich erschüttert. Der Rest eines nationalen Schulwesens wird sukzessive genommen. Die sprachlichen Differenzierungen in den einzelnen angeschossenen Gebieten und im Altreiche hindern die Schaffung eines einheitlichen Schulprogrammes und der Sprachenstreit: „Hebräisch oder Jiddisch“ erleichterte der Regierung jede Absage an die jüdischen Schulforderungen.

Es erübrigt noch, der Judengemeinden in Rumänien Erwähnung zu tun. Dem jüdischen Gemeindewesen stehen Erschütterungen bevor. Am entwickeltesten ist die jüdische Gemeinde in der Bukowina, wo autonome Körperschaften auf Grund des alten österreichischen Gesetzes bestehen und statutarisch nicht bloss die religiösen Bedürfnisse der Mitglieder zu befriedigen, sondern auch soziale und kulturelle Aufgaben zu erfüllen haben. In der Bukowina gibt es nur einheitliche Formationen der gesetzlichen Kultusgemeinden, die alle Juden umfassen. Im Altreiche hingegen kümmerte sich der Staat nicht um die Rechtsverhältnisse des jüdischen Glaubensbekenntnisses. Eine gesetzliche Regelung ist dort nicht erfolgt und war das Gemeindewesen der in Rumänien wohnenden Juden

der privaten Initiative überlassen. Aus den ehemaligen ungarischen Gebietsteilen, wo in Erinnerung an den alten Kulturkampf zwischen Reformierten und Orthodoxen die Beibehaltung der Zweiteilung der Gemeinden als selbstständige Verwaltungskörper propagiert wird, kommt nun die Parole auf Schaffung von Orthodoxen-Gemeinden in ganz Rumänien. Der rumänischen Regierung, welche im Zusammenhang mit ihrem Konstitutionsentwurfe auch eine Unifizierung der Kultusgemeinden für ganz Grossrumänien plant, scheint die Anregung der Orthodoxen nicht unsympatisch zu sein und als Präludium für die „Religionsgemeinde" ist eine Konferenz orthodoxer Rabbiner in Bukarest abgehalten worden. Die autonome Kultusgemeinde, die vor dem Kriege zu einer Volksgemeinde auszugestalten geplant war, wird auf diese Weise in zwei Gruppen gespalten werden und jedes Ansehen verlieren.

Ueber die Bedeutung der Juden Grossrumäniens in Handel, Gewerbe und Industrie zu sprechen, würde den Rahmen dieser Arbeit überschreiten und ist besonderer Darstellung vorbehalten.

Die politische, wirtschaftliche und kulturelle Entwicklung von einer Million Juden in Grossrumänien hängt letzten Endes von der politischen Rechtsstellung dieser Juden ab. Gelingt es, nicht bloss die bürgerliche Gleichberechtigung der Juden als Paragraph in irgend einen Konstitutionsentwurf aufzunehmen, sondern verfassungsmässig gewährleistete Rechte der Juden auch in die Tat umzusetzen, dann ist viel segensreiche Arbeit dieser Juden ,nicht nur für ihre eigenen Stammesgenossen, sondern für ganz Grossrumänien zu erwarten. Das Ziel der rumänischen Regierungen müsste aber sein, nicht bloss die Unifizierung der Gesetze und des Sprachgebrauches, sondern eine Erwärmung der Herzen aller seiner Bewohner herbeizuführen. Die Juden sind loyale Staatsbürger. Die Regierung müsste aber auch an die Wohlfahrt der rumänischen Staatsbürger jüdischer Nation denken.

Dr. J. I. Niemirower, mare rabin, Bucureşti.

Probleme evreeşti, Soluţiuni evreeşti.

După Lazarus, nu există o chestiune socială, ci chestiuni sociale. E mai just deci de a vorbi de chestiuni evreeşti, decât de chestiunea evreiască.

Cu privire la ritual se pune întrebarea: Cum este posibil de a se observà legile rituale într'un mediu străin al Galut-ului modern? Retrageţi-vă sub zidurile noului ghetto, răspund ortodoxii. Dobândiţi o ţară evreiască, mizrachiştii.

Cu privire la spiritul religios, timpul nou a dat naştere la întrebarea: Cum va trăi judaismul-religiune fără putere politică şi avantaje economice în lupta cu liber-cugetătorii? Prin desvoltarea teologiei libere a unui Maimonide, a unui Gersonide şi a unui Albo, răspund progresiştii. Prin întărirea purtătorului religiunii profeţilor, adaugă zioniştii religioşi.

Va fi în stare etica evreiască, crescută în templul religiunii, de a se menţine în templul profan al eticei independente? Etica exprimată în „Pildele bătrânilor" poate fi un element în etica modernă, zic conducătorii evrei ai mişcării etico-culturale din America şi Germania. Morala socială a lui Moise, etica naturală a lui Hillel, cea raţională a lui Akiba şi cea legală a rabinilor, trebuie să aibă şi un domeniu deosebit într'un Stat evreesc, complectează zioniştii teoreticiani.

Nu trebuie să moară filozofia evreiască, care e învăluită în haina teosofiei în era lui Haeckel? Nu, afirmă evreii liberali şi naţionali, de oarece maestrul nemuritor al lui Lessing, Goethe şi Haeckel, a fost evreul Spinoza, reprezentantul panteismului şi elevul rabinilor panteişti.

Are vechea cultura evreiască un viitor în marea împărăţie a culturilor moderne? In epoca „culturilor mumiane", a admiraţiunii pentru Hamurabi babilonian, are multe speranţe acea parte a culturii evreeşti, care e lesne de îmbălsămat, afirmă orientaliştii noştri; iar Dubnow vede existenţa culturii în puterea de vitalitate a poporului nostru, ca un popor spiritual. Achad Haam cere pentru prosperarea culturii noastre şi un teritoriu cultural în Palestina, ca un centru pentru întreaga evreime.

Are judaismul etic şi o parte estetică şi va naşte o artă evreiască? Poporul evreu produce, în prezent, artişti de valoare în serviciul omenirii, dar nu o artă specifică, susţin asimilanţii; iar zioniştii culturali găsesc în arta lui Meyerbeer şi Bizet, Israels şi Liebermann, Antokolsky şi Jacobi, Davisohn şi Sonnenthal, simptome ale diferitelor tipuri ale artei evreeşti.

Are neamul nostru, care a produs lirica biblică şi poezia hagadistă, atâta putere productivă ca să creeze şi în prezent o lirică nouă, drame mari şi o beletristică caracteristică? Evreii vor procura lumii materialul interesant şi oamenii apţi pentru poezia nouă, dar nu e nevoie de o poezie pur evreiască, zic asimilanţii; iar naţionaliştii opinează că evreii trebue să cânte şi acum durerile şi speranţele lor, să povestească din viaţa biblică, talmudică a ghetto-ului vechiu şi a ghetoului nou şi să facă din evreul suferind în istorie un evreu activ în dramă.

Care limbă este limba poporului evreu? Răspunsul sună după asimilanţi: limbile ţărilor în cari trăiesc. După neoebraişti: limba ebraică. După democraţii naţionali: idişul. Iar

după realişti trei limbi în acelaş timp: limba culturală ebraică, limba populară idiş (ladino la evreii spanioli) şi limba practică, limba ţării în care trăim.

Limba moartă a Bibliei şi a Mişnei părăsi-va odată paradisul literaturii, locaşul sfânt al religiei şi se va profaniză în lumea laică şi profană? Poate! răspund învăţaţii orientalişti, dar va trăi o viaţă artificială. Cât timp, complectează zioniştii, spiritul evreesc nu va aveà un cămin propriu, dar pe un teritoriu evreesc, evlavioşii vor cântà în limba psalmilor, eroticii în limba lui Solomon, pesimiştii în limba lui Iob şi poporul va vorbi limba profeţilor şi a Tanaim-ilor.

Cum trebuie privit jargonul evreo-german, care e mai important decât jargonul spaniol, arab şi persan, în care s'au distins poeţii mari şi s'au scris opere măreţe şi care e în uzul a mai bine de 6 milioane de evrei? Jargonul e o limbă deosebită, care trebue să fie cultivată de evrei, zic amicii idişului. Jargonul e o amestecătură urâtă ce trebuie îndepărtată, zic asimilanţii; iar realiştii recunosc că idişul ar fi rezultatul unei căsătorii mixte între limba germană şi cea ebraică, şi trebuie să devie deci un grai popular.

Unde şi cum să fie educaţiunea copiilor noştri? De oarece sistemul din evul mediu nu corespunde cu cerinţele epocii noastre, ortodoxii cer o educaţie rituală, o instrucţie tradiţională într'un cheder higienic. Mizrachiştii, o educaţie maccabeană, o instrrucţie religioasă şi naţională, într'un renaissance-cheder. Progresiştii, o educaţie liberală, o instrucţie practică şi etică, într'o şcoală modernă. Naţionaliştii, o educaţie patriotică şi o instrucţie naţională într'o şcoală ebraică. Iar iabneiştii o educaţie umană şi judaică, o instrucţie practică şi idealistă într'o şcoală modernă şi ebraică.

Cu toate că şi ne-marxiştii, sub influenţa concepţiei materialiste a istoriei, dau preponderenţă fenomenelor economico-sociale, noi ne-am ocupat în primul loc de chestiuni culturale, fiindcă acest moment e important în caracteristica evreului, căci la el chestiunile psichice au preponderenţă. Situaţia economică şi politică a evreilor a fost atât de nenorocită că singurul mod de a dobândi fericirea, unicul lor mijloc de scăpare, a fost creiarea un*ui* imperiu al spiritului, a unui întreg sistem de întrebări şi răspunsuri culturale. Punerea chestiei judaismului a fost unicul răspuns la chestia evreilor. In timpul de faţă, însă, rezolvirea chestiei evreeşti va fi şi în avantajul chestiei judaismului. Să trecem acum la grupa economico-socială a chestiunilor.

Situaţia tristă, economică, a majorităţii evreilor din Rusia, Galiţia, România şi din Statele musulmane, dă naştere îngrijitoarei întrebări: In ce mod poate fi salvată evreimea, economiceşte? Prin filantropie creatoare, răspund filantropii; prin organizarea meseriei, ridicarea agriculturii şi sistematizarea

emigraţiunii, susţin social-politicianii; prin remediul comun, socialismul, opinează social-democraţii; prin crearea unui cămin propriu, susţin zioniştii; prin toate aceste mijloace, exclamă eclectiştii-sociali.

Modul de grupare socială la evrei, poporul Galutului, e desigur altfel decât la celelalte popoare. Prin cari mijloace vom puteà însănătoşi acest sistem de grupare socială? Prin dobândirea drepturilor politice pentru toţi evreii, zic politicianii; prin lărgirea şi aprofundarea culturii, spun progresiştii; în urma revoluţiunii economice, zic marxiştii; prin idealul palestinian sau teritorialist, susţin zioniştii; prin toate aceste mijloace, cred realiştii.

Chestiunea evreiască, din punctul de vedere politic, e bogată în nuanţe. Sgomotul antisemit din apus, legiferările antievreeşti din răsărit, catastrofele epocale, etc., toate acesta duc la întrebarea: Cum ne întărim, politiceşte? Printr'o legătură mai strânsă cu popoarele guvernante, declară asimiliştii; prin speranţă în victoria progresului, visează liberalii; prin ajutorarea clasei căreia îi aparţinem, zic social-democraţii; prin atingerea cu solul matern al Palestinei, zic zioniştii; iar după convingerea realiştilor, răspunsul la această chestiune depinde de starea culturală şi socială a statului în care trăieşte şi a poporului cu care trăieşte evreul.

Nu încape îndoială că există o chestie teritorială. In unele ţări se află laolaltă prea mulţi evrei, în altele sunt îngrămădiţi la un loc prea mulţi profesionişti de acelaş fel. In unele cercuri bate mai mult vântul barbarismului decât poate suferi sărmanul evreu, şi aceasta îl mână spre fugă. *a)* Căutaţi un teritoriu propriu în patria voastră originară şi dacă nu e posibil îndreptaţi-vă în mod sistematic spre centrele culturale ale lumii civilizate şi libere, sau plecaţi către coloniile indicate din punctul de vedere economico-social, e opinia conducătorilor marilor organizaţii ale evrimii. *b)* Luptaţi pentru obţinerea unui teritoriu autonom, spun Zangwilliştii. *c)* Gândiţi-vă la Palestina, exclamă Ussişkin. Mulţi zionişti fac o combinaţie din *b)* şi *c)*, dar mai logică e combinaţia între *a)* şi *c)*.

In timpul nostru, în care ideia naţionalităţilor a serbat atâtea victorii, când şi fantoma rasei nu poate fi îndepărtată din domeniul ştiinţei, în timpul nostru în care confesiunea a pierdut pentru mulţi vraja, întrebarea: ce suntem, a devenit o chestie arzătoare.

Suntem o societate etico-religioasă, după asimilişti; o naţiune religioasă, după teoria ortodoxă; o naţiune spirituală, după Dubnow; o naţiune cosmopolită, după bundişti; o naţiune fără stat deosebit, după partidul popular evreesc; o naţiune, care caută o patrie, după teritorialişti; o naţiune a cărei ţintă e Palestina, după zionişti.

In timpul modern, în care s'a recunoscut că organizaţiunea face tăria, ne preocupă chestia: Cum organizăm evreimea aşa diferenţială în privinţa concepţiei religioase, culturale şi politice, şi a situaţiei economice şi sociale? Se aud diferite voci: Pe baze zioniste; după modul societăţilor simbolice; cu caracter universal; după cerinţa diferitelor ţări; iar acel care îmbrăţişează în sufletul său întreaga evreime, va servi tuturor organizaţiunilor mărețe create de geniul neamului nostru: Alianţa Israelită Universală, B'nei Brith, I. C. A., Zion şi alianţele din Germania, Austria, Anglia, etc.

In epoca care s'a distins prin opera „Altneuland" a lui Herzl, se impune întrebarea: Cum va evoluà viitorul lui Israel? Se înţelege că diferitele partide vor formulà diferite răspunsuri, dar istoricii, profeţii în trecut, după expresiunea lui Schlegel, cred că vor existà în viitor trei forme ale evreimii, cum în timpul post-biblic evreimea elenistă din Egipt, sau evreimea babiloneană s'a dezvoltat contimporan cu evreimea palestineană. Cele trei forme ale viitorului vor fi: In Palestina, evreii naţionali în toate privinţele; în state cu multe naţiuni şi rase, evreii ca o naţiune spirituală şi autonomă, iar în unele ţări, israeliţii ca asimilanţi moderaţi şi ca salvatori ai eticei religiunii şi ai unei părţi a culturii evreeşti.

Karl Klüger, Czernowitz.

Mykola.

Das Städtchen, in dem meine Wiege stand (Wiege ist etwas euphemistisch, denn meine Wiege war eigentlich ein Mehltrog. Aber die Erfahrung lehrt, dass die lackierte Karosse mit den feinen Gummirädchen als Kinderwiege nicht gerade allein seligmachend ist. Beweis: meine Mutter schenkte im Ganzen 12 Kindern das Leben, den Zwilling nicht miteingerechnet, der nach der Geburt verschied, und uns alle wiegte und schaukelte und lullte man ein in demselben Mehltrog, ohne dass es unserer Reputation Abbruch getan hätte. Wir wuchsen heran und gediehen unbeschrien mächtig. Zu verächtlicher Ironisierung ist also gar kein Anlass!)

Das Städtchen also, in dem meine besagte Wiege stand, kannte keine „Spitzen", keine „Honoratioren". Es war eine Gemeinde Gleichgesinnter, Gleichwertiger ohne Aristo- und Plutokraten, aber auch ohne Demokraten, deren Herrschaft bekanntlich die drückendste ist.

Nur einer war da von unbeschränkter Souveränität, dem die ganze Stadt untertan war. Schon äusserlich manifestierte sich in seiner Lebensführung der Ausnahmsmensch. Sechs Tage der Woche ruhte er, führte ein Phäakenleben in dolce far

niente und am siebenten Tage arbeitete er wie ein Ungeheuer. Mit einer Virtuosität, die uns alle zur grenzenlosen Bewunderung hinriss, bestritt er an diesem einzigen Tage die Arbeit einer ganzen Gemeinde, war die dynamische Kraft einer ganzen Stadt, die an diesem Tage wieder feierte. Versteht sich, dass dieser Tag der Sabbath war, an welchem nach der heiligen Bibel jede Arbeit zu ruhen hat, und in jenen guten alten Zeiten, wo man in Repczynce noch auf Frömmigkeit etwas gab, war dieser Mann die Seele von Repczynce. Was gibt es da für unentbehrliche Verrichtungen, die Lebensfragen bedeuten, die aber der Strenggläubige nur durch dritte Hände besorgen darf! Feuer machen, Kerzen auslöschen, die Oefen öffnen und die siedenden Scholethtöpfe hervorziehen, die Eiskruste auf dem Wasser durchbrechen und tausend andere unerlässliche Dinge. Dies alles und noch mehr konnte dieser Mann und tat es gewissenhaft.

Was Wunder, dass wir alle um seine Gesundheit zitterten, dass eine dumpfe Depression sich aller bemächtigte, wenn er am Freitag Abend später als sonst aus seiner Klause zum Vorschein kam.

Peinlich war nur, dass er sich seiner Rolle bewusst war und seine Souveränität mächtig fühlen liess.

Mykola, der Schabbesgoi — das war sein voller Ehrentitel — wusste, dass er der einzige in Repczynce sei und was er für die Stadt bedeutete. Er wusste, dass man sich zeitweilig ohne Prediger, ohne Vorbeter — aber doch nicht ohne Schabbesgoi durchfretten könne. Im Bewusstsein seiner Unersetzbarkeit tyrannisierte er uns, wenn er übellaunig wurde — und er hatte ja die raffiniertesten Machtmittel, um seine Oberhoheit fühlen zu lassen.

Einmal wurden die Sabbathkerzen im Hause des Rabbi von einem Luftzug vorzeitig ausgelöscht. Es war eine pechschwarze Winternacht und man konnte die Abendmahlzeit nicht einnehmen. Der Rabbi liess Mykola kommen und nahm zu einem diplomatischen Kniff Zuflucht: Ihrt wisst ja, dass nach den strengen Satzungen der Auftrag, eine den Sabbath entweihende Handlung durchzuführen, gleichbedeutend ist mit der Handlung selber. Darum gebrauchte der Rabbi einen Ausweg, indem er also sagte: „Mykola, ich will dir einen Schnaps geben, sehe aber nichts, da es stockfinster ist.“

Mykola war aber übellaunig: er zündete die Kerzen an, goss den ihm gereichten Schnaps in die rauhe Kehle, löschte die Kerzen wieder aus und eilte von dannen.

Ein andermal hatte man aus Versehen in das Gemach des jungen Ehepaares eine langmächtige Jom-Kipur-Kerze gestellt und das Licht war umso überflüssiger, als, wie es in kleinen Städtchen schon zu geschehen pflegt, Neugierige in

die Fenster guckten. Man rief Mykola und die züchtige junge Frau bemerkte wie von ungefähr, dass es doch jammerschade um die grosse Kerze wäre ,die man am nächsten Samstag wieder verwenden könnte. Mykola verstand, verlöschte die Kerze, zündete die Hängelampe an, die das ganze Haus taghell beleuchtete und verschwand.

Und nun kommt erst die Geschichte vom schwarzen Sabbath! — Mykola wurde beleidigt und er diktierte der ganzen Gemeinde eine furchtbar drakonische Strafe: Er verkündete den Generalstreik für einen Sabbath.

Wie ein Nero zog er an diesem Tage durch die Strassen von Repczynce und blickte hohnlachend auf die hilflos frierende und hungernde Gemeinde ,die nur durch seine Güte hätte selig werden können. Alle eingeleiteten Verhandlungen schlugen fehl ,scheiterten an dem starren quos ego! des Tyrannen, der in Ermangelung eines Streikbrechers Herr der Situation blieb und erst am späten Nachmittag durch Liebkosungen sich erweichen liess, den Streik als beendet zu erklären.

* * *

Seither sind zwei Jahrzehnte verstrichen und als ich wieder nach Repczynce kam und meine Lieblingserinnerungen auffrischte, fehlte mir ein teures Haupt; ich frug natürlich gleich nach Mykola .Denkt euch nun die Katastrophe: Mykola ist wahnsinnig geworden!

Kurz und trocken berichtete man mir den Hergang der Tragödie. Mykola hat plötzlich den Verstand verloren: eines Tages stürzte er in die Synagoge, riss mit Wut die heilige Lade auf, packte die Thorarolle auf den Rücken und trug sie zum Pfarrer. Ganz Repczynce war in hellem Aufruhr, Männer, Frauen, Kinder stürzten auf die Gassen, weinten und eilten dem Wahnsinnigen nach. „Mykola", jammerten sie, „warum entweihst du unser Heiligstes, du meschugener Hund?"

Doch Mykola schlug blind wütend um sich und brüllte, dass es allen in die Ohrren gellte: „Ich — ein meschugener Hund? — nein, ihr, ihr seid wahnsinnig!" und war seither nicht mehr zu sehen.

Mir wollte es nicht einleuchten: Mykola wahnsinnig? Dieser unverwüstliche Mann in seiner ruhigen Art soll plötzlich einen Tobsuchtsanfall bekommen haben? Da muss etwas dazwischen liegen .Ich beschloss, ihn aufzusuchen und fand ihn in seiner Klause, gealtert schon ,aber nicht gebrochen — und nichts verriet an ihm von geistiger Umnachtung.

Und er rekapitulierte mir in merkwürdiger Frische die Geschichte der letzten Dezennien ,wie sein Metier mit der Zeit immer tiefer gesunken, die Schar seiner Kommitenten immer sichtlicher zusammenschmolz und schliesslich ein ungeheueres Missverhältnis zwischen Nachfrage und Angebot entstand.

Nun kam die Rede auf Haschel, den Fleischhauer: Haschel der Fleischhauer ist plötzlich reich geworden. Man sagt, er habe in einem Kalbsmagen einen Brillanten gefunden, andere erzählen von der Erbschaft nach einer Tante, die „drüben“ viel Geld verdiente, und dieweilen Haschel reich wurde, passte es natürlich nicht mehr, dass sich seine Sprösslinge aus Repczynce verehelichen. So bezog er sich denn Schwiegertöchter aus der Grossstadt. Sie verstanden sich auf Mode und guten Ton und hatten vornehmlich eine Neuerung mitgebracht: Zu Weihnachten stellten sie einen mächtigen Tannenbaum auf, schmückten ihn mit Gold und Diamanten und tausend Kerzen flackerten auf, dass ganz Repczynce feenhaft beleuchtet wurde.

Jetzt berichtet mir Mykola treuherzig, wie es zur Katastrophe kam:

„Als ich“, schreit Mykola weinerlich, „zum ersten Male dieses Ding in einem jüdischen Hause erblickte, das ich nur bei unserem Pfarrer zu sehen gewohnt war, da ergriff mich ein heisser Zorn und ich verschlepppte die Thora.

Sie schrieen alle, ich wäre wahnsinnig geworden. Ich, der alte Mykola, sagte aber: entweder Chancie vernichtet den Christbaum und kehrt zu den Sabbathkerzen zurück — oder die Thorarollen gehören zum Pfarrer! Und da sie mein Urteil nicht respektierten, will ich von der Brut nichts mehr wissen.

Bin ich wahnsinnig? Bin ich ein verrückter Hund?“

Was für kuriose Einfälle ein alter Schabbesgoi haben kann!

Prof. Juliusz Wolfsohn, Wien.

Jüdische Musik.

„Was wir heute an der jüdischen Nation erleben, hätte vor Kurzem niemand für möglich gehalten. Während bisher die geistig hochstehenden Juden wegen Mangel an Resonanz sich bewusst oder unbewusst von der jüdischen Gesamtheit abwandten, steht nun unsere Nation plötzlich wieder lebensfrisch vor uns da, und jeder von uns verliert das Gefühl der Vereinsamung, das so viele zu einem Verhalten geführt hat, das dem oberflächlichen Blick als Charakterlosigkeit erschien“. Diese ungemein treffenden Worte Prof. Einsteins, die in einem Briefe an meine Wenigkeit enthalten sind, kommen mir immer wieder in den Sinn, wenn ich von neuen Anstrengungen, Versuchen und Leistungen auf dem Gebiete der jüdischen Musik höre. Als ich vor etwa 20 Jahren in Privatkreisen optimistische Betrachtungen über das Vorhandensein und die Entwicklungsmöglichkeit jüdischer Musik aussprach und als bescheidenen Beweis meine schon damals

komponierte „Jüdische Rhapsodie“ vorführte, wurde ich sowohl von Musikern als auch von Laien mit Achselzucken, Ironie oder glatter Ablehnung quittiert. Man spöttelte über den Gedanken der Renaissance der jüdischen Musik, die als blosser Abklatsch von slawischer, rumänischer oder ungarischer Musik beurteilt wurde. Der Hinweis auf das Interesse solcher Tondichter wie Rimsky-Korsakow, Monssorgsky nützte nicht viel, es vergingen Jahre, es wurden wohl oft und viele jüdische Volkslieder gesungen, aber immer nur im Osten, wo auch früher die Existenz jüdischer Volkslieder nie verneint wurde. Da wir immer unzählige tief empfundene geistreiche, das ganze Wesen des jüdischen Volkes wiederspiegelnde Liedertexte besassen, die eine Verbindung mit Tönen suchten, griff unser Volk — aus Mangel an originellen Melodien — zum Liederschatz der Wirtsvölker; auf diese Weise entstanden unzählige sogenannte „jüdische Volkslieder“, die der russischen, ukrainischen, polnischen oder rumänischen Liedersammlung entlehnt wurden. Diese „verjudeten“ slavischen Lieder gingen von Generation zu Generation, nahmen mitunter eine jüdische Schattierung an und kursieren noch heute in grosser Zahl unter den Massen. Ja, man kann sogar ruhig behaupten, dass die weitaus grössere Zahl der mitunter sehr populären Volksweisen — nicht jüdischen Ursprungs ist. Dieser Umstand war mit die Ursache, dass die Musiker und das musikalische Publikum sich zur Frage der Existenz jüdischer Volksmusik skeptisch verhielten. Es musste also auf musiktheoretischem Wege erforscht und eruiert werden, ob und welche der vorhandenen jüdischen Volkslieder eine Eigenart besitzen und worin diese Eigenart eigentlich besteht. Diesem Bedürfnis entsprang der Gedanke, sich mit dieser Frage ernstlich zu befassen und nach Erlangung einiger Resultate vor die Oeffentlichkeit zu treten, was ich auch tat. Mit Freude konnte ich da konstatieren, dass die fachmännische Kritik das Problem der jüdischen Musik mit grösstem Interesse verfolgt hat und dass derzeit zwei der grössten jüdischen Musikschriftsteller Wiens, Prof. Dr. Max Graf und Dozent Dr. Egon Wellesz, sich auf Anregung des Schreibers dieser Zeilen mit dem Gedanken befassen, in Wien ein Institut für jüdische Musikforschung ins Leben zu rufen. Seit ungefähr zwei Jahren wird nun aber fieberhaft und mit echt jüdischem Temperament und Energie an der Entwicklung jüdischer Musik gearbeitet. Am meisten freilich in Russland. Vor Kurzem weilte hier der Leiter der jüdischen Abteilung des Musikdepartements in Moskau, Dr. Dimitrowsky, der sehr viel über die Leistungen junger jüd. Tondichter zu berichten wusste. Zu den bedeutendsten auf diesem Gebiete gehören Miller, Gniessin und Levin, die Symphonien, Lieder, Klavierstücke, Kammermusik mit Benützung jüdischer Originalthemen

(oder im Volkston gehalten) schaffen. Obwohl die Wahl der Themen mehr dem Empfinden als einer musik-theoretischen Analyse entgegenkommt, strahlt doch aus jeder Zeile dieser Werke Talent, grenzenlose Hingebung, grosses musikalisches Können und moderner Geist.

Aber nicht nur in Russland ist das Interesse an der jüdischen Musik erwacht. Es liegt uns eine Reihe grösserer Tondichtungen von einem in Amerika wohnenden Komponisten, Ernest Bloch, vor, der sich zum Ziele gesetzt hat, einen neuen Stil in der jüdischen Musik zu schaffen, den Geist des Judentums in Tönen wiederspiegeln zu lassen, ohne die äusserlichen, rhythmischen oder melodischen Elemente zu berücksichtigen. Diesen Weg betrat schon vor ihm der grösste jüdische Tondichter, Gustav Mahler, dessen Themen in seinen Symphonien aber doch viel äusserliche Aehnlichkeiten mit manchen chassidischen Volksweisen enthalten. Es erscheinen schon öfters in den Musikzeitschriften Artikel über jüdische Musik.

Einer der bedeutendsten Musikschriftsteller Oesterreichs, Prof. Max Graf, vollendet derzeit ein Werk, betitelt „Geschichte der jüdischen Musik“ und einer der bekanntesten und begabtesten unter den modernen Komponisten Wiens, Wilhelm Grosz — der auch für eine Sammlung in der Schweiz erschienener jüdischer Volkslieder geistreiche und fein empfundene Begleitungen geschrieben hat — arbeitet derzeit mit Begeisterung an einem grossen jüdischen Opernwerke. Die hier bestehende Gesellschaft zur Erforschung und Förderung jüdischer Musik beabsichtigt, Wettbewerbe auszuschreiben, das schon erwähnte Forschungs-Institut zu fördern und durch Propaganda, Vorträge etc. das Interesse des Publikums und junger jüdischer Musiker an der jüdischen Musik zu wecken und zu erweitern. In letzter Zeit sind auch viele Lieder-Sammlungen erschienen, unter denen die wertvollsten die von Hirschler (Musikverlag in Agram) und von Kipniss (Warschau) sind. Die ersteren enthalten die musikalischesten und wertvollsten Begleitungen auf diesem Gebiete. Ohne Begleitungen sind einige wertvolle und interessante Lieder enthalten in den Sammlungen von Kaufmann „Die schönsten Lieder der Ostjuden“ und in der Rubrik „jüdisches Volkslied“ der amerikanisch-jüdischen Zeitung „Die Zeit“.

Der berühmte Führer der französisch Moderne, Maurice Ravel (der weder selbst noch der Abstammung nach Jude ist) ist ein begeisterter Verehrer der jüdischen Musik; er setzte seine Begeisterung auch in Taten um, indem er einige Gesänge (Kadisch, Fregt die Welt an alte Kasche etc.) für Gesang mit Orchester vertonte und bei seinem ersten Auftreten in Wien aufführen liess. Dass sein Interesse für diese Musik nicht erlahmt ist, beweist eine neue Serie, betittelt „Sabbath-Lieder“, die neulich erschienen ist; ferner schrieb einer der

ruhmvollsten modernen russischen Komponisten, Prokofjew, eine „Hebräische Ouverture“ mit Benützung jüdischer Weisen. Auch dieser Tondichter ist Christ. Dass jüdische Volksliedersänger und Sängerinnen jetzt wie die Pilze nach dem Regen emporschiessen, ist kein Wunder und wäre zu begrüssen, wenn sie in der Wahl der Lieder umsichtiger vorgehen würden. Auch hier herrscht leider die Quantität über die Qualität und dieser Umstand trägt viel zur Abneigung der musikalischen Kreise gegen das jüdische Volkslied bei. Das sind aber die Kinderkrankheiten der Entwicklung der jüdischen Musik. Ich bin optimistisch genug, überzeugt zu sein, dass auch hier Wandel geschaffen wird und dass das Aufblühen der jüdischen Musik mit denselben Schritten vorwärts gehen wird, wie die Musik anderer Völker. Eine hervorragende Arbeit auf dem Gebiete der jüdischen Musikforschung leistete der bekannte Musikhistoriker Dr. Idelsohn (Palästina). Seine Sammlungen und ganz besonders die Forschungen auf dem Gebiete der alt-hebräischen Tempelgesänge bilden einen gewaltigen Schritt in der Richtung der Eruierung der Urquellen der jüdischen Musik. Die Ergebnisse dieser Forschungen werden demnächst in Druck erscheinen und werden zweifellos ein grundlegendes Material zur Konstatierung der Zusammenhänge zwischen liturgischer Musik und dem Volkscharakter der Juden bilden.

Und so bestätigt sich die Behauptung des grossen Gelehrten, die ich eingangs erwähnt habe. Was wir heute an der jüdischen Nation erleben, hätte vor Kurzem niemand für möglich gehalten.

Wien, den 3. September 1922.

Dr. Benjamin Fuchs, Czernowitz.

Ghettogäßchen.

1.

Im Schmutze balgen sich paar Rangen,
Sonst ist die Gasse still und leer.
Von fernher klingt der Stadt Getöse,
In diesen Winkel dringt nichts her.

2.

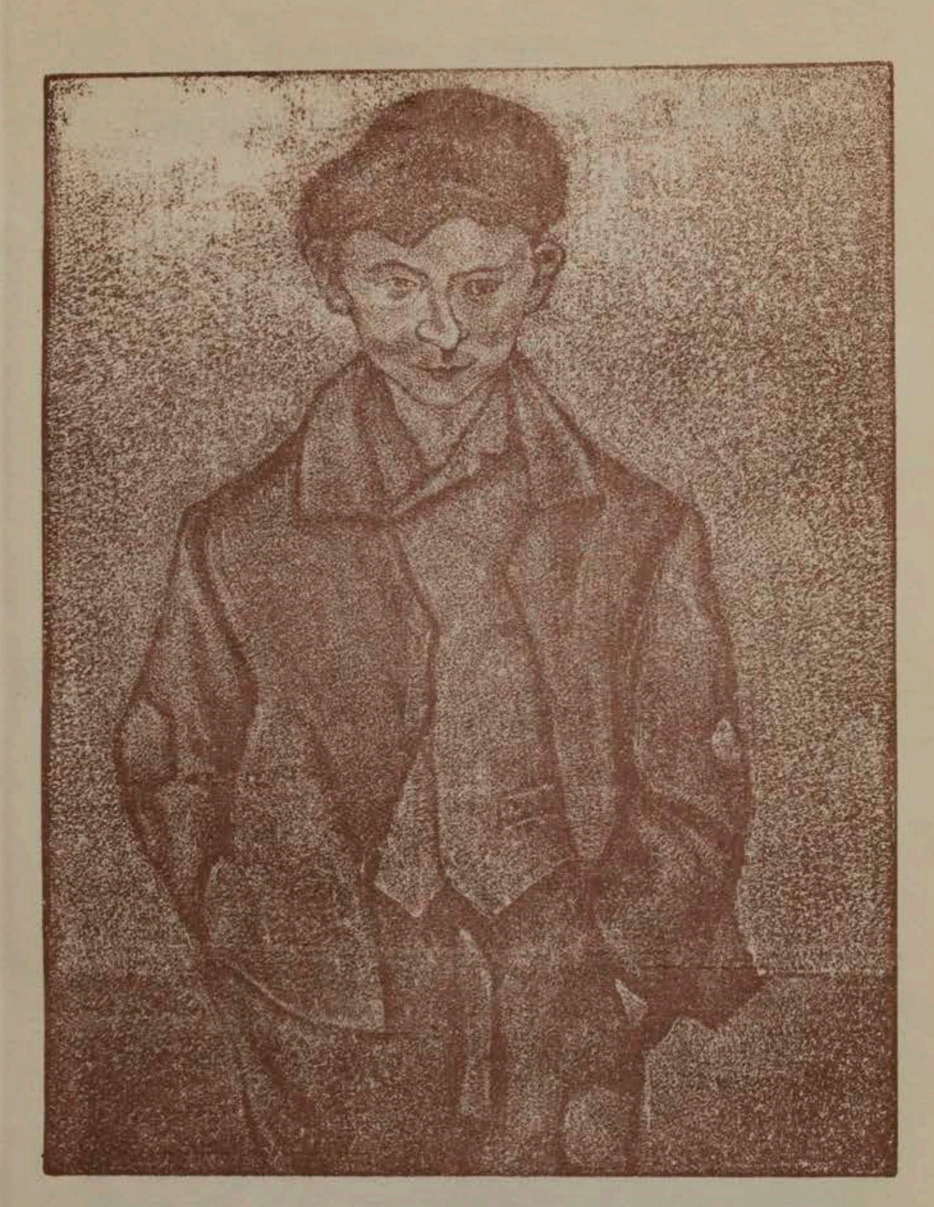
Die Sonne hebt sich leis' gen Mittag,
Die Schatten kriechen in die Wand,
Paar Weiber huschen in die Höhlen
In Schweiß gebadet, sonnverbrannt.

3.

Und in des Nachmittages Hitze
Wie schlafversunken Haus bei Haus,
Der Mörtel rieselt von den Wänden,
Aus einem Loch huscht eine Maus.

4.

Nur abends geht ein kurzes Lärmen:
Paar Männer tapsen langsam, schwer,
Paar Lichtchen glimmen und erlöschen. .
. . Dann tiefe Stille wie vorher.



Jakob Eisenscher (Czernowitz): Der Sorglose.

Prof. Dr. Manfred Reifer, Czernowitz.

Quellen zur Geschichte der Juden Grossrumäniens.

Die moderne Geschichtsforschung verlegt ihre Haupttätigkeit auf das Quellenstudium und die Quellenkritik. Hierin liegt das Fundamentale, das Bedeutende in der Geschichtsschreibung. Für jeden Historiker ist heute der Weg der Geschichtsforschung klipp und klar vorgezeichnet. Er führt durch die Geschichtsquellen und wird gereinigt durch die Quellenkritik. Beide bilden das Fundament, die Bausteine der modernen Geschichtsschreibung. Sicherlich spielt auch da das subjektive Empfinden des Historikers mit, allein er muss sich vom Anachronismus frei machen und möglichst objektiv sein. Seine Darstellung soll sub specie aeternitatis erfolgen.

In der vorliegenden Quellensammlung soll ein Versuch gemacht werden, Bausteine zur Geschichte der Juden Grossrumäniens zu liefern. Es wird auch dem gewandtesten und historisch geschulten Geschichtschreiber nicht leicht fallen, hier eine lückenlose Arbeit zu geben. Es wird nicht leicht sein, überall den causalen Zusammenhang herauszufinden. Dies ist ja ganz klar: die einzelnen Provinzen des heutigen Grossrumänien haben eine eigene Geschichte, die von den Staaten abhängt, zu welchen sie vorübergehend oder dauernd gehörten. Ueberdies herrscht über das Kapitel von der Völkerwanderung bis in das 13. Jahrhundert hinein noch tiefes Schweigen auch im Bezug auf die allgemeine Geschichte Rumäniens. Hier wird der zukünftige Historiker hineinleuchten müssen und so manches Rätsel wird dann gelöst werden. Der Zufall wollte es, dass ein jüdischer Reisender über diese Epoche einige Bemerkungen über Rumänen und Juden der Nachwelt hinterlassen hat. Es scheint auch die einzige beglaubigte Quelle aus dem 12. Jahrhundert zu sein. Benjamin Ben-Jona von Tudela durchwanderte vom Jahre 1165 bis 1173 Südeuropa, Asien und Afrika und erzählt in seinen Reisebeschreibungen auch etwas über das Verhältnis der Walachen zu den Juden und Byzantinern.

Auch über die Abstammung und Herkunft der Juden Rumäniens gibt es bis heute noch keine allgemein gültige Interpretation. Man müsste da anthropologische Studien betreiben und die vergleichende Sprachforschung zu Hilfe nehmen.

Schon im römischen Dazien, dem heutigen Rumänien, wohnten nachweisbar Juden. Josephus Flavius weiss sogar von Juden zu berichten, die in Thalmus wohnten und dort eine starke Gemeinde bildeten. In grösseren Massen dürften sie während der Regierung Justinians (527—565), nach dem heutigen Rumänien gekommen sein. Seine speziellen Judengesetze zwangen sie zur Auswanderung. Ein drakonisches Gesetz verfügte, dass alle Juden (Ketzer) von der Erlangung eines Ehrenamtes ausgeschlossen bleiben. „Sie sollen das Joch tragen, wenn sie auch darunter seufzen, aber der Ehre sollten sie unwürdig gehalten sein.“ Ein jüdischer Zeitgenosse Justinians charakterisiert den Herrscher mit folgenden Worten: „Wie der abgedrückte Pfeil nicht wahrgenommen wird, bis er das Herz getroffen, so geht es mit den Dekreten Esaus (Byzanz)“. Seine Verordnungen bezüglich des Gottesdienstes machten die Lage der Juden im Lande unmöglich, weshalb es viele vorzogen, in das Gebiet jenseits der Donau auszuwandern. Ein Teil der heutigen Juden Rumäniens dürfte von den palästinensischen Juden abstammen, welche sich noch vor der Zerstörung des jüd. Staates auf dem Balkan ansiedelten.

Andererseits muss auch die Geschichte der Chazaren in Erwägung gezogen werden. In der zweiten Hälfte des 8. Jahrhundertes traten das Chazarische Königshaus und das ganze Volk zum Judentum über. Sie waren ein finnischer Volksstamm, der an der Wolga ein Riesenreich begründete. Die Hauptstadt war Itil (Astrachan). Die Chazaren unterwarfen die Perser, überstiegen den Kaukasus und besiegten die Armenier. In kurzer Zeit kamen die Herrscher Kiews und das bulgarische Volk unter ihrer Botmässigkeit. Die Byzantiner lebten infolge ihrer Nachbarschaft in beständiger Angst. Sicherlich kamen die Chazaren auch mit den Juden der Moldau und Walachei in Berührung. Die arabischen Geographen und Geschichtsschreiber aus dem 9. Jahrhundert, besonders Ibn Fadlan, Istachri und Ibn Hausquall, berichten von Handelsbeziehungen der Juden mit den Chazaren. Es bleibt dem Anthropologen und Rassenforscher anheimgestellt, in manchen Typen der rumänischen Juden mongolisch-finnische Merkmale festzustellen.

In der Zeit der Judenvertreibungen aus Spanien 1492 war das heutige Rumänien ein türkischer Vasallenstaat. Die spanisch-jüdischen Emigranten fanden im türkischen Reiche ein gastliches Dach. Ein Teil ging über Gibraltar nach Afrika, der andere über Italien nach der Balkanhalbinsel. Sie liessen sich auch im heutigen Rumänien nieder und haben ihre Sprache bis heute bewahrt. Sie sind bekannt unter den Namen „Spaniolen“ oder „Sephardim“ und wohnen in der Walachei und der Dobrogea.

Ueberdies dürften viele Juden zur Zeit der bulgarisch-rumänischen Personalunion unter Petru und Asan (1186) vom linken auf das rechte Donauufer gekommen sein. Die damalige Hauptstadt des Reiches war Târnova. Im Jahre 1489 wird die Moldau unter Stefan cel Mare und im Jahre 1417 wird die Muntenia unter Mircea cel Bătrân türkischer Vasallenstaat. Juden aus der Türkei kommen in die Fürstentümer, wo sie bereits zahlreiche autochtone jüdische Familien vorfinden. Unter Stefan dem Heiligen (997—1038) kam Siebenbürgen an Ungarn, wohin Juden aus Deutschland eingewandert waren.

Der russische Einfluss machte sich schon im 17. Jahrhundert unter der Regierung des Voevoden Vasile Lupu (1634—1653) bemerkbar. Damals scheinen viele Juden aus der Ukraina, von den Horden des Bogdan Chmielnitzki verfolgt, in die Moldau gekommen zu sein. Konkretere Formen nahm der russische Einfluss unter Peter dem Grossen an. Der Herrscher der Muntenia, Constantin Brâncoveanu, und der Herrscher der Moldau, Dimitrie Cantimir, schlossen im Jahre 1711 einen Geheimvertrag mit Russland. Der russische Einfluss nahm in der Folgezeit derart zu, dass die Fürstentümer von den russischen Truppen besetzt wurden. Damals kamen viele russische Juden ins Land. Im Jahre 1812 kam Bessarabien an Russland und teilte die Geschicke dieses Reiches über ein Jahrhundert.

Aber auch der polnische Einfluss zeigte sich bald. Schon unter Alexander cel Bun (1400—1432) versucht Polen, die Moldau durch einen Geheimvertrag mit Ungarn zu gewinnen. Im Jahre 1600 hatte der geniale polnische General Zamoisky die Moldau besetzt und in der Muntenia seinen Vormarsch bis nach Plojesti fortgesetzt. Polnische Juden kamen schon früher als Kaufleute ins Land, wo sie sich auch dauernd niederliessen. Die Lage der Juden in Rumänien war auch durch den jüdischen Herzog Don Josef von Naxos (1566—1590), die einflussreichste Persönlichkeiten in Konstantinopel, begünstigt. Wilhelm von Oranien, Kaiser Ferdinand von Oesterreich, König Siegismund August von Polen und die rumänischen Voevoden buhlten um die Gunst des jüdischen Herzogs. Um diese Zeit trieben die Juden einen schwunghaften Handel und hatten überall ihre Niederlassungen. Sie waren die Vermittler zwischen dem Morgen- und Abendlande. Sie hatten in Don Josef von Naxos einen mächtigen Protektor bei der Pforte, in dem Leibarzt Isak Hispanus am polnischen Hofe.

Im Allgemeinen kann gesagt werden, dass die Juden Grossrumäniens sich aus palästinensisch-byzantinisch-russisch-polnisch-deutschen und spaniolischen Elementen zusammensetzen.

Um ein klares Bild über die Geschichte der Juden Rumäniens zu gewinnen, muss man ganz besoonders die Archive in Konstantinopel, Târgoviste, Târnava, Kiew, Lemberg, Krakau, Bukarest, Budapest, Petersburg, ferners die zahlreichen Chroniken in den Klöstern durchforschen und die rumänischen Chronographen studieren. Auch so manche dunkle Partie der rumänischen Geschichte wird dadurch erhellt werden. Dabei wird es unbedingt nötig sein, Quellenkritik zu betreiben; denn viele Quellen sind unzuverlässig, viele nach dem Prinzipe: „Wess Brot ich ess', dess Lied ich sing'", geschrieben. Ein Vergleich der Chronisten in der Moldau und Walachei genügt, um diese Behauptung zu bestätigen. Die neuesten jüdischen Geschichtsquellen werden kaum eine strenge historische Kritik vertragen können, weil sie grösstenteils von einseitigem Gesichtspunkte abgefasst sind. Sie sind gleichsam eine Reaktion auf die Aktion. Für alle Fälle enthalten sie wichtige Dokumente und Mitteilungen und können nicht übergangen werden.

Mögen der hier vorliegenden Quellensammlung bald andere folgen!

1. A. L., Die ewig neue Frage (Auszug aus der „Gegenwart" über die Lage der rumänischen Juden in „Jewr. Bibl.", 1873, III; 400—411); der Berliner Kongress (ibidem, 1878, VI.) — 2. Akta grodz. i ziemsk., IX. Nr. 56 (Reussische Grod- und Landakten.) — 3. Arch. ist. I., Nr. 60; Nr. 35, S. 34, Nr. 256. S. 173, I. 173. — 4. Aronius: Regesten etc., Nr. 113. — 5. Benjamin de Tudela, Reisebeschreibungen, editio Grünhaut & Adler, Frankfurt 1903. — 6. Bernstein S., Dr., Die Judenpolitik der rumänischen Regierung, Kopenhagen 1918. — 7. Boscowich, Journal d'une voyage de Constantinople en Pologne, Lausanne 1772. — 8. Bidermann H. I., die Bukowina unter österreichischer Verwaltung 1775—1875, Lemberg. — 9. Braunstein Henric, L'oligarchie Roumaine et le Juifs, Paris 1920. — 10. Bukowina in „Die österreichische-ungarische Monarchie in Wort und Bild", Wien 1899. — 11. Bulletin officiel 15. Fev. bis 15. Mars 1917. La situation des Juifs de Roumanie, Paris. — 12. Bulletin d. Alliance Israélite Universelle, Paris Année 1902 (Israélites des Roumanie). — 13. Codrescu, Uricarul, I. S. 139 ff. III., S. 78. — 14. Cogălniceanu M. Cronicile Romaniei (Cron. anon.) III., S. 148. — 15. Consularia Leopoliensia 1460—1500 (archivarisch), S. 147, 150, 151, 230, 232, 233, 261—267, 372, 385, 395. — 16 Dan Demeter, die Juden in der Bukowina in der „Zeitschrift' für österreichische Volkskunde", VII. Jahrgang, Wien 1901. — 17. Dubnov S. M., Die neueste Geschichte des jüdischen Volkes 1798—1914, Berlin 1920, Cap. 104, S. 484—492. — 18. Ehrlich Eugen Dr., Die Aufgaben der Sozialpolitik im österreichischen Osten, München 1916. — 19. Franzos K. E.

Halbasien, Stuttgart 1914. — 20. Gaster M., North-American Review, November 1902. — 21. Georg Jakob, der nordbaltische Handel der Araber im Mittelalter, Leipzig 1887. — 22. Hasdeu B. P., Archiva istorica a României, București 1865. — 23. Hasdeu, die Urkunde vom Jahre 1579, I. S. 173. — 24. Heyd, Geschichte des Levantehandels I., S. 140. — 25. Ibn Kordadbeh, Berichte über Handelsbeziehungen der Juden vom Jahre 854—874. — 26. Jorga N., Relațiile comerciale ale țărilor noastre cu Lembergul (Rel. cu Lemb.), S. 40, 46, 47, 50, 59, 83, 86. — 27. Jorga, Revista pentru ist. archeol. și filol., III., S. 143 ff. — 28. Jorga, Chilia și Cetatea-Albă, Ang., LIV., S. 295. — 29. Jorga, Rel. cu Lemb. I., București 1900. — 30. Jericho-Polonius S., Rumänische Judenfrage. — 31. Journal asiatique 1865, 6. Serie V. S. 512, 514. — 32. Kaindl R. F., Geschichte von Czernowitz, S. 25, 37, 132, 168, 169, 187, Czernowitz 1908. — 33. Kaindl, Ansiedlungswesen in der Bukowina seit der Besitzergreifung durch Oesterreich, S. 158, Innsbruck 1902. — 34. Kaindl, die Juden in der Bukowina, im „Globus“, Bd. LXXX., Nr. 9, 10, Wien 1901. — 35. Kaindl, Geschichte der Bukowina, S. 99, 112, 113, III., S. 41, 42, 43 Czernowitz 1904. — 36. Kassner Salomon Dr., Die Juden in der Bukowina, Wien 1917. — 37. Kutrzeba St., Handel Polski ze Wschodem, S. 97. — 38. Lewin N., Cinquante ans d'histoire: l'Alliance Israélite Universelle, Paris 1911. — 39. Loeb Isidor, La situation des Israélites en Turquie, en Serbie et en Roumanie. — 40. Melchisedec, Chronica Hușilor, Anh., S. 94 f. — 41. Monumenta Poloniae historica, I. S. 63. — 42. Neugebauer J. F., Beschreibung der Moldau und Walachei, Bresslau 1854. — 43. Nistor ., Handel und Wandel in der Moldau, S. 5, 54, 55, 58—61, 177, Czernowitz 1912. — 44. Pitz. Prot. (Pizelisches Abgrenzungsprotokoll), Nr. 3, 13, 18, 19, 30, 31, 35, 36, 61, 249, 250, 255, 268, 269, — 45. Polek, Statistik der Juden in der Bukowina (Statistische Monatsschrift), Wien 1889. — 46. Rohrer Jos., Versuch über die jüdischen Bewohner der Monarchie, Wien 1804. — 47. Rykaczowsgi, Inventarium privilegiorum etc. in arco Cracowiensi, S. 144, 149. — 48. Schipper I., der Anteil der Juden am europäischen Grosshandel im Orient, S. 151, 155, in der „Heimkehr“, herausgegeben vom jüd. nat. akad. Verein „Emunah“, Czernowitz 1912. — 48. Schmidt, Suczawas historische Denkwürdigkeiten. — 49. Schwarzwald, The Jews in Romania (American Jewish Yearbook, 1903). — 50. Schiffer S. Dr., Rumänien und seine Juden, in „Ost und West“, Berlin 1918. — 51. Sanitätsgesetze 1885, 1895, 1896, Art. 82—84, Cap. 130, 131. — 52. Sincerus (Dr. Sigmund Schwarzfeld) Les Juifs en Roumanie, Londres 1900. — 53. Sincerus, Les Juifs en Roumanie depuis le tracte de Berlin 1901, Art. „Roumania“ in Jew. Enciclopedie, X., 512—517 mit Aufzählung der Sonder-

gesetze. — 54. Spartacus, Romanicae Res., Wien 1900. — 55. Staufe-Simiginowicz, Die Völkergruppen der Bukowina, Czernowitz 1884. — 56. Stern Adolphe, Dr. Insemnări din viaţa unui Evreu-Român şi însemnări din viaţa mea, 2. Bd., Bucureşti 1921. — 57. Stöger M., Notizen über die Bukowinaer Judenschaft, im „Neues Archiv für Geschichte usw.", Wien 1830. 58. Sulzer, Geschichte des transalpischen Dacien II., S. 150. — 59. Uljanicki, Materialy, S. 182. — 60. Westberg Fr., Ibrahim Ibn Jakobs Reisebericht über die Slavenländer aus dem Jahre 965, Petersburg 1898. — 61. Wickenhauser, Moldawa oder Beiträge zur Geschichte der Moldau und der Bukowina, Czernowitz 1885. — 62. Wickenhauser, Moldawa oder Beiträge zu einem Urkundenbuch für die Moldau und Bukowina, Wien 1862. — 63. Zieglauer, Geschichtliche Bilder, Czernowitz 1900. — 64. Zacher A., über die landwirtschaftlichen Zustände in der Bukowina, in „Oesterreichische-ungarische Monarchie", Wien 1899.

R. Markus, Jerusalem.

Tagebuch einer Palästinafahrt.

(Von Czernowitz nach Jerusalem.)

Freitag, den 12. Mai 1922 an Bord des Schiffes „Constanţa" auf hoher See (so sagt man doch wohl). — Eben verliessen wir Sulina, eine Zeit lang ins Meer hinausfahrend, aber noch rechts und links von Steindämmen und Holzwehren vom offenen Meere abgeteilt. An deren Enden stehen je ein Leuchtturm und dann gibt es keine Schranke mehr; aber trotzdem ist das Wasser der Donau bläulich, gegen das Gelb des Meeres noch weithin deutlich unterschieden: an beider Grenze ein weisser Wellenkamm. Dann bezeichnen nur noch Bojen den Weg; die letzte hat ein Läutwerk; schliesslich bleibt nur noch die weite unterschiedlose Fläche. . .

Ich stehe oben auf dem Holzstoss, der den Teil des Schiffes, der für die Emigranten bestimmt ist, vom Zentrum, wo sich die Kommandobrücke, der Zugang zu den Offizierskabinen etc. befindet, trennt (die Constanţa ist ein Frachtdampfer und für Menschentransporte kaum notdürftigst adaptiert — darüber noch später). Da sagt ein Bübchen neben mir: „Du ist der Jam (Meer)?" „Ja" „Nor farwus schockelt es nischt?" — Warte nur, balde schockelst auch du! Wie wird es in dem grossen Raum unten werden, in dem rund herum an der Schiffswand eine niedrige Pritsche läuft, auf der Männer, Frauen, Kinder auf Strohmatten dicht gedrängt liegen — 300 Erwachsene, dazu 100 Kinder — der Raum gross,

aber dennoch viel zu klein für diese Menge! Und nichts für Seekranke vorgesorgt; keine Gefässe. . .

Jedoch, man spürt noch nichts. Alle stehen munter oben auf dem Verdeck, um die blau-weisse Fahne versammelt; Lieder, frohe Lieder singend; die Mannschaft der Schiffe, an denen man vorüberzieht, staunt. . .

Ja, dies ist eines der Schiffe, mit denen diese erstaunliche Volkswanderung unserer Tage geschieht; diese friedlichen Wickingerfahrten eines Volkes, das darangeht, eine Heimat, aus der es vor zwei Jahrtausenden (höre es, blasierte Menschheit!) vertrieben wurde, wieder zu beziehn.

Zwei Wege sind es, die die Palästinaemigranten nehmen. Der eine geht über Wien und Triest — der zweite über Galatz und Konstantinopel. Die zionistische Organisation hat an allen bedeutenderen Stationen dieser Wege Aemter (Palästinaämter) errichtet, welche die mit der Migration zusammenhängenden grossen Aufgaben zu bewältigen haben. Die grössten dieser Aemter befinden sich in Wien (für Zentraleuropa und den westlichen Osten, wenn man so sagen kann) und Konstantinopel (für Osteuropa). Der zweite Weg gewinnt, mit dem Eintritte einiger Bewegungsfreiheit der russischen Judenheit, gegenüber dem ersten immer mehr an Bedeutung. Und damit gewann und gewinnt das auf diesem Wege gelegene Palästinaamt „Cernăuţi“ (so erfolgreich von Professor Silberbusch geleitet) in gleicher Weise.

Das Gros der Wanderer besteht aus zwei Kategorien. Die erste ist die bekannte der „Chaluzim“, der Pioniere, junger Leute, Burschen und Mädchen, die nach Palästina gehen, um dort Pionierarbeit, schwerste Arbeit jeder Art auf sich zu nehmen. Sie haben ihren Namen bereits in aller Welt bekannt, berühmt gemacht — kein Volk der Welt kann auf eine ähnliche Jugend hinweisen (fügen wir bescheiden hinzu: vielleicht, weil an kein anderes Volk eine Aufgabe von solch heroischer Grösse herangetreten ist — und wo Heroismus verlangt wird, da stellt sich dann eben die Jugend ein, deren eigentlichster Beruf es ist, heroisch zu sein) — wir brauchen über sie kein Wort mehr zu verlieren. — Die zweite ist neueren Datums, ein Versuch, wenig bekannt. Es sind dies die „Kooperativen“, Gruppen von Familien, Menschen verschiedenster Berufe, mit etwas eigenem Kapital, die sich zusammentun, um drüben Wirtschaftsgemeinden zu bilden, die einen grossen Teil ihres Bedarfes in eigener Produktion decken und überdies auch Produkte für den Markt erzeugen. Sie führen Maschinen, komplette Werkstätten aber auch Holz, Vieh etc. mit sich mit. Ueber die erste und bisher bedeutendste derartige Kooperative: die „Berschader“, die sich bereits komplett (250 Familien) in Palästina befindet, erscheint demnächst in Bubers Zeitschrift „Der Jude“ ein ausführlicher interessanter

Bericht mit genauen Daten. Ein Teil einer zweiten (der „Winigroder") und einer dritten (der „Umaner") befindet sich auf dem Schiff, mit dem ich fahre. Sie stammen alle aus der Ukraina; die Bezeichnung tragen sie nach den Ursprungsorten. (Im Uebrigen ist auch bereits eine derartige Kooperative in Transylvanien gebildet).

Das also ist die Ladung der „Constanța": Vom Bug aus erst das Vieh: zehn Stück Kühe und Ochsen, an beiden Bordseiten verteilt, kauen sie gemächlich ihr Heu. Der Trog ist gegen die Schiffsachse zu gekehrt. Erst standen sie mit den Köpfen dem Wasser zugewendet. Als aber das Schiff langsam sich vom Landungssteg in Galatz entfernte, ergriff eine Kuh so gewaltiges Heimweh, dass sie kurz entschlossen ins Wasser sprang. Wir waren bereits ziemlich weit vom Ufer entfernt, die Strömung ist mächtig, die gute Kuh kämpfte gewaltig, um das Ufer zu erreichen. Es war sehr aufregend. Die Menge auf dem Schiffe und auf dem Quai verfolgte gespannt das Ereignis .Schliesslich kam ihr im letzten Moment ein Boot zuhilfe, das sie an Land zog — aber für Palästina war sie verloren. Während man an Bord noch aufgeregt über die Sache sprach, entschwand die Kuh und auch Galatz den Blicken, dies war der Abschied. — Seither stehen Ochsen und Kühe den Blick gegen Schiffsmitte gerichtet, die ganze herrliche Seelandschaft ist ihnen versagt...

Ich sprach aber von der Schiffsladung. — Nach den Kühen kommt das Holz. Schnittmaterial: Bretter und Pfosten, die eine bessarabisch-palestinensische Handelsgesellschaft nach Palästina schickt, wo sie einen Lagerplatz besitzt. Zwischendurch Heu für das Vieh und zerlegte Bauernwagen. Die Wagen gehören einer der Kooperativen. Richtig: einige Schäfchen blöcken. — Dann kommt das Zentrum, von dem ich bereits sprach. Dann wieder Holz und dann das Emigranten-Deck, die Schlafräume — oben der Tagraum — aber auch geschlafen wird auf Verdeck: die Nächte sind herrlich.

Blickt man über das Verdeck (am besten vom Holzstoss aus ,wo man einen überhöhten Standpunkt hat) so sieht man die Menge in Gruppen gelagert. Manche „tanen", hier wird Schach gespielt, dort singt man in kleinem Chor, an anderer Stelle gibt es eine Fiedel und eine Guitarre, eine Anzahl Chaluzim spielt irgend ein Bewegungsspiel — und da zwei sonderbare Gestalten, Russen offenbar, ein Tolstoi- und ein Dostojewskikopf: es sind „Gerim", zwei echte Russen, die aus religiösen Gründen vom Christentum zum Judentum übertreten sind und nun nach Palästina ziehen, um dort den Messias zu erwarten. . .

Das Meer ist eine runde tiefblaue Scheibe (man ist überrascht, wie klein sie ist), wundervoll ruhig — kein einziger Fall von Seekrankheit... Darüber der lichtblaue Himmel. Ich

stehe vorne am Bug und blicke auf den mächtigen Schaumkamm, den das Schiff vor sich aufwirft... Und da, sieh, im durchsichtigen Smaragdgrün des Wassers ein Riesending... ein Delphin, ein zweiter, ein dritter, sie eilen voran... sie springen... spielen fröhlich miteinander... begleiten unermüdend das Schiff... Von Backbord ertönt ein hebräisches Lied... es schwebt im hellen Raum zwischen Himmel und Wasser... So fahren wir dahin nach Erez-Israel.

Samstag, den 13. Mai 1922. Vor Anker gegenüberKonstantinopel.

Die Fahrt war herrlich — man kann es nicht anders sagen. Der Himmel klar, die Luft leicht bewegt und angenehm kühlend — und dieses Meer in seinen wechselnden Farben: grün, blau, golden und alle jene, die ich nicht benennen kann. Nachts schwarz mit der Versilberung des Mondes...

Ich wohne im „Zentrum"; ein Offizier teilt seine Kabine mit mir. Eine andere Kabine hat der Arzt Dr. W., Zionist aus Los Angelos, Kalifornien, und im Salon hat sich die Familie P. niedergelassen, bestehend aus einer Mutter, zwei Töchtern und dem Schwiegersohn. Sie fahren zum Vater, der, ehemals einer der Leiter der zionistischen Bewegung in Odessa, jetzt Advokat in Tel-Awiw ist. Vor wenigen Wochen erst kamen sie aus der ukrainischen Hölle über den Dniester; ihre Erlebnisse dabei klingen phantastischer als der phantastischeste Roman — aber man versicherte mir, dass dies nur eine Dutzendgeschichte sei; derlei Dinge werden jetzt von Hunderten erlebt.

Dr. W. stammt ebenfalls aus der Ukraine, aber er verliess sie rechtzeitig als die Pogrome der Jahre 1903 und 1905 die ersten Signale gaben. Seither lebt er in Amerika. In Los Angelos an der Westküste der Vereinigten Staaten hat er die Keren Hajessod-Arbeit für acht Staaten organisiert, die zusammen so gross sind wie halb Europa. Alle, für die mein Pseudonym zu durchsichtig ist, werden wissen, wie sehr mich die Schilderungen seiner „Drives" interessierten. Als man ihm in Los Angelos ein Abschieds-Bankett gab, sagte er: „Der Zionismus kämpft auf zwei Fronten: in Amerika um den Dollar, in Erez-Israel um den Aufbau — ich habe bisher an der einen Front gekämpft, jetzt gehe ich dahin, um den Kampf an der anderen Front mitanzusehen." Und als er im Zuge sass, der ihn von der Küste des stillen Ozeans quer durch Amerika hindurch, über Gebirge, durch Steppen, an Städten und Wüsten vorbei bringen sollte, sagte er: „Wab, mir fuhren ken Jeruschalajim" und dies sagte er, als er über den atlantischen Ozean fuhr, als er durch Frankreich, an Paris vorbei, durch Deutschland, an Berlin vorbei, durch Rumänien fuhr, und dies sagt er jetzt im Angesichte Konstantinopels — jetzt fängt er schon an, wirklich daran zu glauben, nach soviel Monaten Reise zu Wasser und zu Land. Da er gründlich den Kampf an der an-

deren Front kennen lernen will, sitzt er rückwärts auf Backbord und interviewt Chaluzim und Chaluzoth und Kooperativen und auch die Gerim. Uebt wieder sein Jidisch ein, das er mit „yes" und „no" und „all right" untermischt. Seine liebe Frau ist überall mit, hat aber doch ständig heisses Wasser und man kann, wann immer man will „a cup of tea" bei ihr haben — wovon ich auch ausgiebig Gebrauch mache.

Im Salon gibt es mittlerweile eine babylonische Sprachverwirrung, P. 's sprechen nur russisch und etwas hebräisch in aschkenasischer Aussprache aber nicht jidisch, W. 's meist englisch aber auch jidisch, jedoch kein hebräisch, andere sprechen jidisch und hebräisch in sephardischer Aussprache — das geht nun alles durcheinander und ich jongliere so gut es geht zwischen englisch, jidisch und hebräisch — manchmal aber spreche ich kurz entschlossen deutsch und auch dies wird verstanden. Aber man begreift, welche Notwendigkeit das Hebräische für Palästina ist.

Wir sind nun mittags an den Bosporus herangekommen. Vor Eintritt die erste Revision der Sanitätskommission. Dann kam das Märchen des Bosporus mit seinen grünen Hügeln zu beiden Seiten, den Ruinen, Burgen, Schlössern und Sommersitzen der Konstantinopler Aristokratie. Schliesslich erschien links Skutari, vor uns die silberne Fläche des Marmara-Meeres und rechts das dreiteilige Konstantinopel, Stambul, Galata, Pera mit seiner Silhouette aus 1001 Nacht — da warten wir jetzt auf die Passrevision der interalliierten Kommission und erst morgen geht es wahrscheinlich weiter.

Mittwoch, den 17. Mai 1922.

Es ging am selben Tag weiter. Die interallierte Kommission machte es kurz und so werden wir heute schon das heilige Land mit unseren Augen sehen.

Diese Tage vergingen rasch. Am Abend erhielt Stambul in seine Krone die Brillanten unzähliger Lichter, verdoppelt im Spiegel des Meeres. Dazu strich ein Scheinwerfer mit seinem Silberpinsel über die Stadt, das Wasser, die Schiffe dahin. Am Sonntag passierten wir durch die Dardanellen, an Gallipoli, dem grossen Friedhof vorbei und man gedachte Jabotinskys Mauleselkorps, leicht romantisch gestimmt — aber vergessen wir nicht, dass es weinende Mütter gibt!

Am Montag ging es durch das griechische Archipel — kahle Hügel, ab und zu ein Leuchtturm, ein Steinbaukastenstädtchen.

Am Dienstag waren wir wieder im offenen Meer und so sind wir es heute. Wir fahren ohne anzuhalten direkt nach Haifa und lassen Cypern links ausser Sehweite. Wieder sind wir allein im Zentrum dieser nicht allzugrossen blauen Schüssel (ich schätze ihren Durchmesser etwa fünf Schiffslängen)

— von der Unendlichkeit des Ozeans vermag ich nicht viel zu empfinden.

Das Meer ist hier noch ruhiger. Das leichte Gekräusel ist verschwunden und die Oberfläche wellt sich in grossen Falten wie schwerer Samt. Die Sonne strahlt unerbittlich Energien, aber die leichte Brise mildert ihre Wirkung.

Am Schiffsrand (ich habe von meiner Jugendlektüre her das Gefühl, man müsste „reeling" sagen — „reeling" kann aber auch was ganz anderes heissen) — am Schiffsrand also sitzen zwei Burschen, Chaluzim offenbar, und lesen. Ich trete näher und höre: der eine liest hebräisch eine Biographie von Spinoza und übersetzt und erklärt dem anderen das Gelesene auf jidisch — dabei stellt sich heraus, dass „der" andere „Bursch" ein Mädchen mit kurz geschorenem Haar ist, eine Chaluzah, seine Braut ersichtlich — das sind unsere Arbeiter und Arbeiterinnen. Dr. W., dem ich das erzählte, meinte zwar, ob nicht Spinoza schädlich für Erdarbeit sei — aber ich bin von der Ueberzeugung durchdrungen, dass der verwüstete Boden des heiligen Landes zu neuem Leben nur erweckt werden kann von einem Arbeitergeschlechte, das Spinoza liest (es muss natürlich nicht gerade Spinoza sein — es soll sogar, nach Holitscher, Chaluzim geben, die Freud lesen; aber ich hoffe, dass auch dies nicht schadet).

Gestern nachmittag gab es eine Theatervorstellung, von Kindern ausgeführt. Auf dem rückwärtigen Holzstoss war ein königlicher Saal aufgetan, mit Strohmatten als Wänden und einem farbenprächtigen bessarabischen Teppich zu Füssen. Auf einem Klappsessel sass der König in eine rote Toga gehüllt und sprach ein tadelloses hebräisch. Auch eine weinende Mutter erschien, vorzüglich dargestellt von einem zehnjährigen Mädchen, die schliesslich mit einer Geberde, die unwiderstehlich wirken musste, die Arme gen Himmel streckte. Nachher sangen sie hebräische und auch jüdische Lieder. Ich sandte der Schauspielerin meine letzte Tafel „Velma Suchard" und sie verkündete dies öffentlich dem versammelten Volke.

Am Abend hatten die Chaluzim ein Meeting mit Reden, Toasten und Gesang. Ich sass hoch oben auf der Tackelung (?) und sah nach allen Seiten über die nun schwarze Meeresfläche, unter mir das Schiff mit seinen Lichtern, dem Gesang, Scherzen, Lachen, über mir den gestirnten Himmel . . . das Schiff schien zu ruhen, keine Bewegung war zu spüren, aber doch näherte es sich unaufhaltsam jenem Lande, das die Sehnsucht all dieser Menschen war. . . eine Sehnsucht, die bald ihre Erfüllung finden wird, denn eben während ich schreibe, sehe ich bereits die Küste von Haifa und den Karmel und den Libanon und Haifa selbst und Boote und wir sind da . . .

Donnerstag, den 18. Mai 1922. Am Bord vor Haifa.

Seit gestern Abend liegen wir vor Haifa. Als wir am späten Abend Haifa erreichten, war jedermann tief bewegt. Das Land, die Stadt machten einen unbeschreiblichen Eindruck. Es war ja ein unbekanntes Land, nicht die Heimat vielleicht, doch blickte man darauf als auf die neue Heimat. Vielleicht lässt sich die Stimmung am ehesten mit jener vergleichen, die eine eben vermählte junge Frau haben muss, wenn sie zum erstenmale das eheliche Heim betritt. Es ist eine unbekannte, fremde Wohnung — und doch soll sich hier ihr ganzes zukünftiges Leben abspielen . . . Es war eine ungeheuer gehobene Stimmung, in der sich alle befanden, aus verschiedenem gemischt. Erwartung, Weihe und vielleicht auch manchmal Spuren eines bangen Gefühles: wird das Leben die Erwartungen erfüllen? Schliesslich siegte die Freude des Erlebens dieser Wirklichkeit: Erez-Israel liegt hier vor uns und es ist nur eine Frage weniger Stunden, dass wir das Land betreten.

Kurz bevor wir ankamen gab es noch ein interessantes Intermezzo. Ein Mann führte einige hundert Sandalen mit sich mit, um damit ein Geschäft zu machen. Man kann nichts dagegen einwenden. Er verteilte sie aber in Pakete, die er Chaluzim in Palästina zu überbringen hatte und die daher die mit uns reisenden Chaluzim ihm gerne an Bord brachten. Für diese Hilfe wollte er sie entlohnen, was sie aber ablehnten. Oben fanden sie nachher in den Paketen die Sandalen. Darob grosse Entrüstung unter ihnen. Chaluzim sind Pioniere, die nach Palästina gehen, um dort zu arbeiten; sie machen keine Geschäfte und wirken an keinen Geschäften mit, welche Schmach ihrem Namen, hätte man bei einer Revision die Sandalen bei ihnen gefunden! Sie wollten daher die Sandalen nicht herausgeben; sie würden sie der Arbeiterkonsumgenossenschaft in Palästina übergeben und diese würde dem Manne den Kaufpreis vergüten, ohne ihm einen Verdienst zuzubilligen. Der Mann war seinerseits sehr bestürzt und die ganze Reise hindurch sehr niedergeschlagen, dachte aber doch nicht daran, irgend eine fremde Autorität anzurufen. Schliesslich kam ein Schiedsgericht zustande, bestehend aus Dr. W., einem zweiten und mir. Das Gericht entschied, dass die Beschlagnahme ungesetzlich sei, dass der Kaufmann aber eine Rüge entgegennehmen und eine Busse von 500 Lei für den Nationalfond bezahlen müsse. Und so geschah es . . . Da hätte Prof. Ehrlich (der kürzlich so unglücklich verstorbene) ein Beispiel „lebenden Rechtes" gehabt...

Am selben Abend noch kam die Sanitätskommission an Bord. Der Arzt ein Araber, Typus des eleganten Levantiners. Man fühlte sich daher etwas unbehaglich. Aber einer der Beamten schon ein Jude. Man kann verstehen, dass die Araber

nicht sehr angenehm berührt sind, wenn so ein Schiff mit einem neuen halben Tausend Juden ankommt. Er benahm sich aber doch einwandfrei, wenn er auch heute unseren Kapitän fragte: (französisch) „Gibt es noch viele Juden bei Ihnen?" — Er wiegte sich vermutlich in der Hoffnung, dies wäre schon die letzte Reserve. Er wird schwer enttäuscht sein und er wird, wenn er sein Leben lang Quarantänedienst macht, nicht aufhören können, solche Judenschiffe zu empfangen...

Heute kam dann die eigentliche Revisionskommission, mit den Vertretern des zionistischen Immigrationsamtes und da wurde schon hebräisch amtiert (der junge Engländer, Leiter der Kommission, sprach allerdings nur englisch). Zuerst grosser Schrecken: die beiden „Gerim", die (ich weiss nicht, ob ich das schon erwähnte) die Reise schon zum zweiten Male machen, wurden neuerdings (vom Engländer) zurückgewiesen. Alles war bestürzt. — Mit den anderen ging es leicht, ohne allen Anstand. Schliesslich nahm sich Dr. W. zusammen, als alle nach getaner Arbeit im Salon sassen, und hielt dem Direktor (das ist der Engländer) einen grossen englischen „speech" mit Zitaten aus Tolstoi u. s. w. und die Gerim konnten passieren. Levi und Jeschajahu (so nennen sich Ivan und Nikolai jetzt) waren selig und alle, alle freuten sich mit ihnen...

Es ist jetzt (5 Uhr nachm.), ziemlich ruhig an Bord. Alle sind an Land gegangen bis auf P's, Dr. W's und mich. Dagegen ist rund herum die Hölle los. Es werden nämlich Bretter abgeladen (sie kommen auf Barken, die sie an Land bringen. Das Schiff ankert nämlich ziemlich weit vom Ufer entfernt; Haifa hat noch keinen eigentlichen Hafen). Dabei machen diese Araber einen unbeschreiblichen Lärm. Jene, die nicht schreiend, schimpfend an der Arbeit sind, springen und tanzen in den Booten herum und singen unaufhörlich. Ueberhaupt singt alles. (Auch der Polizist, der an der Treppe sitzt, singt). Das Ganze sieht, mit dieser steinernen Stadt und den Palmen im Hintergrunde, wie eine richtige Szene aus einer von Scheherazades Geschichten aus — auch vier Neger von phantastischer Hässlichkeit sind darunter. Alle diese Kerle sind von einer unbezähmbaren Lustigkeit — die alten Weissbärte mindestens fröhlich... Eben kommt so einer heran und fragt, ob wir einen Doktor haben („Doktor, Doktor"). Ich führe ihn zu Dr. W. Ein Ekzem ist leicht konstatiert und durch den französisch sprechenden Polizisten als Dolmetscher erhält er die therapeutischen Vorschriften. Man klopft ihm auf die Schulter, er entfernt sich dankbar und fröhlich und auch der Polizist zeigt lachend seine weissen Zähne... Eine symbolische Szene. Dies ist der Weg zur Versöhnung der beiden Völker, des arabischen und hebräischen. Wir werden ihnen Hilfe aller Art bringen und sie werden sie anerkennen...

Man arbeitet noch immer. Das Meer liegt blau da. Vor uns ist Haifa, überhöht vom Karmel, links der Palmenstrand, dann Akko...

Heute Nacht geht das Schiff weiter. Morgen früh sind wir in Jaffa.

Jerusalem, den 25. Mai 1922.

Eine ganze Woche ist seit meiner letzten Eintragung vergangen. Eine sehr inhaltsreiche Woche. Am Freitag gingen wir in Jaffa an Land. Leiter der Immigrationskommission ein englischer Jude (ganz englischer Typus dabei); es wurde fast durchwegs hebräisch (oder für jene, die nicht hebräisch verstanden, jidisch) amtiert. Und nun erst am Land, in der Quarantänestation: der Polizist in seiner schmucken Uniform spricht hebräisch (nach Bedarf auch jidisch, er ist ein ehemaliger Legionär, der während des Krieges unter englischem Kommando in Palästina kämpfte), der Quarantänearzt spricht hebräisch, die Beamten hebräisch, man telephoniert hebräisch — ein ganz eigentümliches Gefühl ergreift einen. Auch ich radebreche hebräisch — man kann nicht anders.

Dr. W. wird von seinem Bruder erwartet. Die P's von ihrem Vater — es gibt eine sehr rührende Szene. . .

Alle Formalitäten sind bald erledigt. Das Gepäck kann man aber nicht bekommen. Heute ist nämlich Freitag, da arbeiten die mohamedanischen Lastträger nicht, morgen ist Samstag, da arbeiten die Juden nicht und Sonntag die Christen nicht. Obwohl ich ursprünglich die Absicht hatte ,direkt nach Jerusalem zu fahren, muss ich daher bis Montag in Jaffa auf die Zollrevision warten. Mrs. W. besteht nun unbedingt, dass ich diese Tage bei ihrem Schwager in Tel-Aviv verbringe und ich bekomme so sofort einen Begriff dieser schrankenlosen palästinensischen Gastfreundschaft, von der man sich in Europa gar keine Vorstellung machen kann. — Wir nehmen einen Wagen und sind in weniger als einer halben Stunde in Tel-Aviv...

Nun, Tel-Aviv ist ein wahrer Traum. Wenn man mit noch so weit reichenden Vorstellungen, geschöpft aus Lektüre, Beschreibungen etc. hinkommt, so ist man doch überwältigt. Eine ganz moderne, reizend hübsche Villenstadt — und ganz und gar jüdisch, von A bis Z. Etwas, was es sonst in der ganzen Welt nicht gibt, was es noch nie gegeben hat; denn die alten hebräischen Städte von vor 2000 Jahren, waren natürlich nicht das, was Tel-Aviv ist, mit seinen Autos, seiner elektrischen Beleuchtung, seiner Wasserleitung etc. — Die Post amtiert hebräisch, die Polizei ist jüdisch, im Autoomnibus erhält man auf hebräisch seine Karte, beim Greisler kauft man auf hebräisch ein — und bei all dem alles so nett, sauber, in hübscher westlich-grossstädtischer Aufmachung — durchaus nicht

das, was man sich unter einer jüdischen Stadt vorstellt, kein Sadagora etwa, sondern eher ein jüdisches Mödling oder Baden... Ich gehe etwa auf die Strasse und höre aus einem Hause Musik, Orchester. Das ist die Musikschule, sagt man mir; es ist Konzertprobe. Sie ist gerade zu Ende und junge Burschen kommen heraus, bringen ihre Instrumente, ein Kontrabass wird auf einen Wagen aufgeladen. Man spricht hebräisch, Kinder stehen rings um den Wagen, sie spielen, singen, lachen — alles hebräisch... Diese Blätter sind zu eng, als dass ich all die Details unterbringen könnte. Diese südlichen Abende mit der fröhlichen Menschenmenge in den Strassen, die Parkanlagen — endlich der Meeresstrand, mit den Badeanlagen, dem Strandrestaurant, die Limonaden- und Gefrorenes-Verkäufer an den Strassenecken, die Schuhputzer ...endlich diese verschiedenen Strassentypen, denen man so deutlich das Herkunftsland anmerkt (darunter Spaniolen mit Fez und ganz arabisch gekleidete Jemeniten) . . . das alles muss man selbst sehen...

Schliesslich bekam ich am Montag mein Gepäck heraus, nahm Abschied von W's und kaufte mir in einem Büro in der Herzlstrasse für 4 Uhr nachm. einen Autoplatz nach Jerusalem. — Dies ist auch etwas ganz Erstaunliches: ganz Palästina ist, neben guten Bahnverbindungen, mit einem Netz von regelmässigen Automobillinien überzogen. Man kann in Jaffa alle zwei Stunden ein Auto nach jeder der näher liegenden jüdischen Kolonien haben, aber auch nach Jerusalem, Haifa etc. Und ebenso von Jerusalem und Haifa aus. Es sind dies viersitzige leichte Personenautos (Fortwagen) zu denen man sich einige Stunden früher im Büro oder telephonisch vormerken lässt. Die Fahrpreise sind verhältnismässig sehr niedrig: sie sind gleich den Bahnpreisen 2ter Klasse, (man gewinnt aber viel Zeit und fährt sehr schön.) Ausser diesen regelmässigen Linien kann man aber auch in den Büros jederzeit nicht zu teuer ein Auto nach jedem beliebigen Ort haben.

Ich fuhr also im Auto, erst die halbe Strecke im Flachland an Feldern und Gärten vorbei und dann durch eine Berglandschaft von heroischer Grösse, die man sofort als Schauplatz biblischer Geschehnisse empfindet. Dann kam eine niedrige Häuserreihe und dies war die Jaffaer Vorstadt von Jerusalem...

Dr. Mayer Ebner, Czernowitz.

„Ich bin Jude."

Etliche Male in meinem Leben kam ich in die Lage, die drei schlichten Worte zu sagen: „Ich bin Jude".

Wie das gekommen ist und welche Wirkung mein Bekenntnis zum Judentum gehabt hat, ich will es erzählen.

August 1897. Auf der Reise zum I. Kongress nach Basel zwischen Salzburg und Innsbruck. Unterwegs bemühte ich mich, unter meinen Reisegenossen Juden zu entdecken. Ich wollte mich gar so gern mitteilen, war doch meine Seele voll von dem, was ich in Basel erleben sollte. Aber Salzburg — Innsbruck ist nicht Lemberg — Krakau. Ich liess den gelben Umschlag der Herzl'schen Wochenschrift „Die Welt" sehen in der Erwartung, der Jude unter den Mitreisenden werde auf diesen Köder anbeissen und sich zu erkennen geben, aber es schien, dass niemand Interesse hatte an meiner Welt. Mein Gegenüber war sicherlich kein Jude und für ein Gespräch nicht leicht zu haben. Norddeutscher, einige Zierschmisse verraten den deutschen Burschenschafter. Wir sprachen über das Studentenleben an den deutschen Universitäten und er zeigte grosses Interesse für die deutsche Universität meiner Heimat. Ich erzählte ihm vom Studentenwesen an der deutschen Universität in Czernowitz und nannte ihm den Namen der von mir und einigen Gleichgesinnten im Jahre 1891 gegründeten akademischen Verbindung „Hasmonaea". Was dieser Name bedeute, fragte er. Ich antwortete: Es ist der Name eines Fürstengeschlechtes, welches noch vor Christi Geburt in Palästina regiert hat. Er: „Was hat eine deutsche Burschenschaft mit Palästina zu tun?" Ich: „Die Hasmonaea ist keine deutsche, sondern eine jüdische Verbindung, und ich, ich bin Jude".

Ich sagte dies einfach, ohne Emphase und ohne Demonstration, sowie man auf eine Frage eine selbstverständliche Antwort gibt.

Mein vis-à-vis schaute mich gross an und sagte weiter kein Wort. Das Gespräch brach jäh ab. Auf der Fahrt nach Basel erfuhr ich so zum ersten Mal, dass es nicht so einfach ist, als Jude durch die Welt zu gehen. Ich war damals noch jung. Ich habe in einem jüdischen Milieu gelebt. Die Reise nach Basel war mein erster Ausflug in die Welt.

17 Jahre später. Dezember 1914 schickten mich die Russen während der zweiten Okkupation von Czernowitz als Geisel nach Sibirien. Unterwegs übernachtete ich in einer Kaser-

ne. Ich war aus der Mitte meiner Familie gerissen worden und in der denkbar schlechtesten Stimmung. Ein russischer Unteroffizier zeigte tiefes Mitleid mit meinem Jammer. Er traktierte mich mit Tee. Welcher Religion bist Du? fragte er mich. Ich bin Jude, gab ich zur Antwort. Da merkte ich, dass dieser russische Soldat etwas in sich überwinden musste, bevor er mir antwortete. „Niczewo“, sagte er. Dies Wort ist nicht übersetzbar. Der russische Mensch findet auf alle Fragen, die das Leben an ihn stellt eine Antwort: Niczewo. Mir hat der Russe offenbar sagen wollen: Es macht nichts, dass Du Jude bist, Du kannst ja nichts dafür. In Russland wird man oft nach seinem religiösen Bekenntnis gefragt und immer hat meine Antwort erkältend auf den Frager gewirkt. Aber immer nur für eine kleine Weile. Der Russe ist gutmütig und freundlich.

Juni 1915. In Parabel am Ufer des Ob im Tomsker Gouvernement. Heisse Tage und kühle Nächte. Um 10 Uhr geht die Sonne unter. Abend- und Morgendämmerung schwimmen ineinander. Wer im hohen Norden gelebt hat, kennt den Zauber dieser hellen, weissen Nächte.

Eines Frühmorgens brachte ein Flussdampfer eine ganze Menge neuer Opfer des Grossfürst Nikolaiewicz'schen Wahnwitzes. An meinem Fenster vorüber schleppte sich mit einem Rucksacke auf dem Rücken ein gebrochener Greis, lang, mager, elend. Er sucht ein Quartier. Ich lade ihn ein, vorläufig bei mir der Ruhe zu pflegen. Gross war mein Mitleid mit dem armen Manne. Verschickte haben Verständnis für das Leid ihrer Schicksalsgenossen. Wer war der Fremde? Ein deutscher Baron T. aus Riga. Ich bin zwar ein Demokrat, aber für mich hört der Mensch beim Baron nicht auf. Ein oder zwei Tage später kam das Gespräch auf die Juden. Ich wusste, dass der baltisch-deutsche Baron einige böse Bemerkungen über die Juden machen wird. Aber ich habe es mir abgewöhnt, jeden für einen Schurken zu halten, der die Juden nicht mag. Zur Liebe kann man niemanden zwingen. In manchen Ländern, namentlich in Ost-Europa werden die christlichen Kinder sehr oft schon in der Religionsstunde mit Vorurteilen gegen die Juden erfüllt. Ich wollte nun meinen Gast vor der Verlegenheit bewahren, hinterher zu erfahren, dass er mich seinen Gastgeber gekränkt hat. Als er nun mit einer Miene des Abscheues die Bemerkung machte: „Es sind hier viele Juden“, antwortete ich einfach: „Ja, Herr Baron, auch ich bin Jude“. Er war überrascht und es schien, das er mich schlecht verstanden zu haben glaubte. „Wirklich, Sie sind Israelit?“ fragte er. „Ja, antwortete ich, „ich bin Jude“.

Der Baron sagte kein Wort mehr, trank seinen Tee zu Ende, empfahl sich höflich, aber sein Fuss betrat nicht mehr meine Schwelle.

Im August 1917 hat die österreichische Regierung meine Befreiung aus der russischen Gefangenschaft im Wege des Austausches durchgesetzt. Bis zur Erledigung der Formalitäten hätte ich in Petersburg im Arreste sitzen müssen. Aber die dänische Gesandtschaft, welche die Vertretung der österr. und ungarischen Staatsangehörigen übernommen hatte, gewährte mir ein Asyl in der ehemaligen österr.-ungarischen Botschaft. Ich wurde als Gast der Gesandtschaft behandelt. Mein Tischnachbar war einige Tage lang ein dänischer Kapitän. Es kam die Rede auf Gabriele d'Anunzio, der damals viel von sich reden gemacht hat. Der Kapitän neigte sich zu mir und sagte halb flüsternd: „Wissen Sie, man sagt er sei Jude", Schon möglich", antwortete ich, „die Juden haben überall auf allen Gebieten bedeutende Männer hervorgebracht" und ich nannte ihm eine ganze Reihe hervorragender Juden ,nicht zuletzt die Brüder Brandes in Dänemark. Der Kapitän bemerkte darauf: „Wie gut Sie informiert sind!" „Gewiss," — replizierte ich — „warum sollte ich denn nicht, ich selber bin Jude".

Ich hatte sofort den Eindruck, dass etwas zwischen uns entzwei gerissen war. Das Gespräch ebbte rasch ab und am nächsten Tage war mein Tischnachbar ein anderer.

Auf der Heimreise von Russland Ende August 1917 fuhr ich auf der Strecke Haparanda-Stockholm im dicht besetzten Zug in internationaler Gesellschaft. Mein Gegenüber war ein amerikanischer Offizier. Er sprach deutsch, wie Menschen englischer Zunge deutsch sprechen. Er hatte ein freies offenes Wesen und gefiel mir recht gut. Ein Gespräch war bald im Gange. Er erzählte mir vom Kriege und ich ihm von meinen Erlebnissen, von meiner Verschleppung nach Sibirien, von Land und Leuten und ich merkte, dass er einiges Interesse hatte für die Juden in Russland. Obwohl er ganz und gar nicht das Aussehen eines Juden hatte, dachte ich, vielleicht sei er doch ein Jude. Ihn darnach fragen? Du lieber Gott, ich hatte schon so viele Erfahrungen in diesen Dingen und ich hatte Bedenken, ihn so unmittelbar zu fragen, ob er Jude sei. Dass ein Jude überhaupt solche Bedenken hat, ist ein kleines Erbstück aus dem Ghetto. Aber es ist einmal so. Und ich fing an, es zu machen, wie ein Diplomat. In weitem Bogen näherte ich mich der kitzlichen Frage: Wie lange seine Familie in Amerika lebe, aus welchem Lande seinen Ahnen eingewandert wären usw. — nach der bekannten ostjüdischen Art. Aber seine Antworten waren nicht ganz klar und ich merkte eine gewisse Zurückhaltung. Hingegen fragte er mich, woher ich stamme, welchen Beruf ich ausübe, ob ich Verwandte in Amerika habe. Schliesslich begann es in mir zu dämmern, dass am Ende gar mein Amerikaner in weitem Bogen mich ausholen will, dass er den Verdacht habe, ich sei

Jude und dass er sich nicht traue, mir die peinliche Frage zu stellen, denn auch ich sehe nicht gerade wie ein Jude aus. Da dachte ich mir: Er mag wohl zögern, ich aber will sofort bekennen. Ich antwortete klar und deutlich auf seine Fragen und fügte schlicht hinzu: „Ich bin Jude“.

„Ah!“ entfuhr es den Lippen des Amerikaners — „es freut mich, auch ich bin Jude“. Wir reichten uns brüderlich die Hände. Es stellte sich auch bald heraus, dass er lebhaften Anteil nahm an den Fortschritten der zionistischen Bewegung. Ich erfuhr von ihm Vieles, das bis zu mir nach Sibirien nicht gedrungen war. Die Stunden flogen und fast bedauerte ich es, als der Zug in Stockholm einlief und wir uns trennten.

Seit ich wieder in meiner Heimat bin, komme ich nicht mehr in die Lage, zu sagen: Ich bin Jude. Hier lebe ich in der jüdischen Masse.

Wie gut ist es, unter Juden zu leben!

Dr. Moritz Oberländer, Czernowitz.

Die Juden in Großrumänien und der Minoritätenschutz.

Die Friedensverträge, welche auf Grund der Ergebnisse des Weltkrieges die Neugestaltung Europas tendieren, haben für Rumänien die Erfüllung des langjährigen Wunsches nach nationaler Einheit gebracht und den Rumänen die Möglichkeit geboten, ihre nationale Eigenart zum einheitlichen staatlichen Ausdruck zu bringen. Die eigentümlichen Siedlungsverhältnisse in den neu erworbenen Gebieten Rumäniens brachten es mit sich, dass auch andere nationale Elemente dem vergrösserten Staate angegliedert wurden. Um nun die Einverleibung fremdnationaler Elemente mit dem in den Friedensverträgen zum Dogma erhobenen Selbstbestimmungsrechte in Einklang zu bringen ,wurden in den Friedensverträgen Schutzbestimmungen zu Gunsten der Bewohner stipuliert, die anderer Rasse, Sprache oder Religion sind als die Mehrheit der Bevölkerung. Diese Prinzipien, die in den Friedensverträgen unter der Rubrik „Schutz der Minderheiten“ angeführt sind, werden als bekannt vorausgesetzt. In der Publizistik wurde nun die Frage vielfach diskutiert, ob und inwiefern die Juden in Rumänien als Minderheitsnation anzusehen sind, die auf den Minderheitsschutz Anspruch hat. Es wurde betont, dass die Juden in Altrumänien nur darum kämpften, als rumänische Bürger anerkannt zu werden, ohne nationale Sonderforderungen zu stel-

len, und dass die Juden in den neuen Gebieten in den Staaten, denen sie früher angehörten, keine nationalen Sonderrechte hatten. Um zu einer grundsätzlichen Lösung zu gelangen, muss zunächst hervorgehoben werden, dass der Minderheitsschutz nicht als ein Privileg oder ein Vorzugsrecht aufzufassen ist, sondern dass er bloss die Gewährleistung der Gleichberechtigung bezweckt.

Würde die Verfassung Rumäniens im wahrhaft demokratischen Sinn ausgestaltet werden, derart, dass alle Einwohner ohne Unterschied der Geburt, Nationalität, Sprache, Rasse oder Religion vollen Rechtschutz, Bekenntnisfreiheit und die Möglichkeit des Gebrauches ihrer Sprache vor Gerichts- und Verwaltungsbehörden gewährleistet erhalten, hätte die Frage des Minderheitsschutzes ganz sekundäre Bedeutung. Da aber dieses Ideal in ziemlich weiter Ferne ist, die bisherige Erfahrung auf dem Gebiete der Gesetzgebung und Verwaltung hingegen gerade in Bezug auf die Einbürgerung der Juden in Altrumänien nicht von der vorurteilslosen Anwendung des Grundsatzes der Gleichberechtigung in Rumänien zeugt, muss vom jüdischen Standpunkte aus der Frage des Minderheitsschutzes die volle Aufmerksamkeit gewidmet werden.

Die Frage nun, ob die Juden zu denjenigen Bewohnern Rumäniens gehören, die anderer Rasse, Sprache oder Religion sind, als die Mehrheit der Bevölkerung, ist wohl zu bejahen. Bezüglich derReligion und Rasse unterliegt die ganze Frage keinem Zweifel. Was aber die Sprache anlangt, so haben die Juden ihre historische Nationalsprache, die hebräische, in der sie bereits vor Jahrtausenden Werke von unvergänglichem Werte geschaffen haben, und das Jiddisch, welches als Volks- und Verkehrssprache besonders in Osteuropa und Amerika in lebendiger Uebung steht. Diese Sprachen kommen jedoch nur im Privat- und Geschäftsverkehr, in Angelegenheiten der Religion und der Presse sowie im Verkehr in der Familie in Betracht. Im Verkehr mit dem Staat und den Behörden sowie mit den sonstigen Mitbürgern kann die Sprache nicht gebraucht werden, weil sie sich durch die eigenen Schriftzeichen von allen anderen Sprachen unterscheidet und von den Nichtjuden nicht verstanden wird. Die Juden haben daher in allen Staaten die üblichen Landessprachen gelernt, und sich diese Sprachen als Kulturbesitz derart angeeignet, dass sehr viele Juden in den betreffenden Literaturen Meisterwerke geschaffen haben. In der Bukowina war bis zur Vereinigung mit Rumänien die deutsche Sprache in Amt und Schule herrschend. Die Juden eigneten sich daher die deutsche Sprache an und gehören dem Sprachkreise der deutschen Minderheit an. Die gleichen Verhältnisse treffen für die Juden in Ardeal zu, wo sie dem Sprachkreise der deutschen oder ungarischen Minderheit, und die Juden in Bessarabien, welche dem

der russischen Minderheit angehören. Es wäre vom national-jüdischen Standpunkt aus vertehlt, wenn sich etwa die Bukowinaer Juden als Deutsche, die Siebenbürger Juden hingegen als Magyaren gerieren würden. Die Nachahmung des Beispiels von Prag mit den drei Kategorien von Juden ist sicherlich nicht zu wünschen. Aber sie dürten auch vom jüdischnationalen Standpunkte aus das Recht für sich in Anspruch nehmen, in der landesüblichen deutschen Sprache, die sie beherrschen, vor Gericht und den Verwaltungsbehörden gehört zu werden und in dieser Sprache Eingaben anzubringen, dasselbe gilt bezüglich der Juden in Ardeal und Bessarabien.

Eine weit wichtigere Angelegenheit aber als die Sprache vor den Behörden bildet die Frage der Schule und der Gemeinde. Die Juden sehen es als selbstverständlich an, dass in den Volksschulen die rumänische Sprache obligatorisch ist, sie tordern aber auch den Unterricht in ihrer Muttersprache, das ist hebräisch oder jiddisch. Das Kriterium des jüdischen Lebens bildet seit jeher die Kultusgemeinde, die zu einer Volksgemeinde werden soll. Die österreichische Gesetzgebung anerkannte die Autonomie der Judengemeinden, die keineswegs etwa einen Staat im Staate bildeten, sondern lediglich die Autgabe hatten, die religiösen Angelegenheiten der Juden mit eigenen Mitteln autonom zu leiten, auf Grund eines staatlich genehmigten Umlagerechts, ferner das Recht, aut eigene Kosten Wohltätigkeitseinrichtungen, Schulen und Erziehungsanstalten zu errichten, zu verwalten und zu beautsichtigen. Die Juden Grossrumäniens tordern nun die Schaftung jüdischer einheitlicher Volksgemeinden aut demokratischer Basis für den ganzen Staatsbereich, wobei etwaige Sonderbestrebungen der Minderheiten („Orthodoxe“ oder „Retormierte“) nur als treie Vereine nach dem Vereinsgesetze organisiert werden können und dem Einzelnen es unbenommen bleibt, sich als konfessionslos zu erklären und also ausserhalb des Verbandes der Volksgemeinde zu leben. Es sind also wichige Lebensfratgen des Judentums, welche einer Sonderregelung bedürten und im Rahmen der allgemein staatlichen Gesetzgebung weder gelöst wurden, noch verwaltungsrechtlich geschützt sind. In allen diesen Beziehungen benötigen die Juden den Minderheitsschutz, welcher mit allen zulässigen Mitteln angestrebt werden muss.

Die Juden in Rumänien müssten jene Parteien unterstützen, die das Bannerr wahrer Demokratie hochhalten, für Autonomie und Demokratisierung der Verwaltung, die keineswegs mit Regionalismus zu identifizieren ist, kämpfen und die Gleichberechtigung und den Fortschritt als ihre Programmpunkte propagieren. Zu bannen ist jener Oportunismus, der jüdische — sogenannte — Politiker verleitet, um der Mandate willen sich zu Schleppträgern reaktionärer Grup-

pen herzugeben. Wenn die wahre Demokratisierung der Gesetzgebung und Verwaltung realisiert sein wird, dann werden Sonderbestimmungen zum Minderheitsschutz gegenstandslos sein.

Dr. Markus Krämer, Czernowitz.

Das ewige Martyrium.

Kleine Bilder der großen Zerstörung.*)

Viel hat die Welt schon von der ukrainischen Hölle vernommen, in der ein Volk täglich mit Hunger und Tod ringt. Wie man interessanten Geschichten zuhört, die irgendwo, irgendwann sich zugetragen haben, die ein Gruseln hervorrufen, im Grunde aber so nahe gehen, als geschähen sie irgendwo „weit hinten in der Türkei“. Weit, weit ist die Welt noch von der tiefen Erkenntnis einer Verpflichtung, so grosse Teile eines Volkes nicht sterben zu lassen; von der Verpflichtung, die letzten Wünsche der Gemordeten zu erfüllen. Eine erschrekkende Gleichgültigkeit waltet allenthalben. Dicke Bücher müssten geschrieben werden. Menschen müssten sie schreiben mit ungeheuerer Macht der Sprache, mit ungeheuerer Wucht des Ausdruckes, um das Gewissen einer verkommenden Welt aufzupeitschen.

Mitten aber im Wandel des schaudervollen Geschehens können wir nur kleine Bilder zeichnen von der grossen Zerstörung. Wer noch schauen kann, wird selbst weiter zeichnen und ein Ahnen wird ihm kommen von dem, was diese Bilder nur schattenhaft und in schwachen Umrissen malen können. —

* Aus meinen flüchtigen Aufzeichnungen auf meinen mehrmaligen Reisen durch die von Polen okkupierten ukrainischen Grenzgebiete. Als ich im Jänner 1921, anläßlich einer Sitzung der Exekutive der jüdischen Welthilfskonferenz in Paris, als Mitglied ihres Zentralrates dem Ersuchen willfahrte, in ehrenamtlicher Funktion über die Möglichkeiten einer Pogrom-Waisenfürsorge in jenen Gebieten Erhebungen zu pflegen, wußte ich nicht, daß ich mehr als ein halbes Jahr dabei verbringen und in dieser und der Flüchtlingsfürsorge mich plötzlich als „Gefangener meiner Arbeit“ sehen werde. Wenn ich, vom Erlebten zutiefst erschüttert, durch meine unter den ersten Eindrücken publizierten Berichte zu größeren Hilfsaktionen anregen durfte (selbst Wien, das selbst so wenig besaß, hat sich dann [unter Führung des Oberrabbiners Dr. H. P. Chajes und des Kultuspräsidenten Professor Doktor Pick sowie des ausgezeichneten Vertreters der Künstlerschaft, Pianisten Professor Juliusz Wolfsohn] in grandioser Hilfsbereitschaft am Hilfswerke beteiligt) so habe ich mich glücklich gefühlt, wenigstens einen Teil der Pflicht zu erfüllen, die der ganzen jüdischen Welt erwachsen ist, die das Erbe der Pogromopfer zu wahren hat. Und wenn diese flüchtigen Bilder hier und dort auch nur einzelne eingeschläferte Gewissen wachrütteln sollten, so werden sie ihren Zweck erfüllt haben.

Mitten im Reiche der Zerstörung leben zehntausende von Pogromwaisen. Mannigfaltig sind die Versuche einer Fürsorge, an Ort und Stelle und durch Wegführung in Länder, wo diese unschuldigen Opfer der grössten Kulturschande wieder atmen können....

* * *

I.
Wichne Oiventeil.

Lubom l, Vorfrühling 1921.

Ein kleines Städtchen im Kowler Kreis, im Rayon der Balachowicz-Pogrome, dieses Russengenerals, der Banditen zu einer Armee formiert hatte, die er mit jüdischem Gut bezahlte. Nicht weit von den pogromierten Orten Schatzk, Kremno, Lubachin und Kamin-Kaschirsk liegt diese hölzerne Stadt. Den ungeheuer grossen Marktplatz durchwatet man in tiefem Morast. Beherrscht wird die Stadt von einer monumentalen Synagoge in Stein, — dem Geschenk eines — polnischen Grafen. Vor jedem Häuschen ein Schüsselchen mit Heringen. Jud und Jüdin tragen — Füsse von Viehstücken in Händen, in den Häusern spricht man von „Füssen" von Kalb und Kuh. Damit handelt man — so lebt man.

Der „Iswostschik", ein Leiterwagen mit abgemagertem Gäulchen, führt mich um 200 Mark zum jungen russischen Doktor, der die medizinische Abteilung des „Amerikanerkomitees" leitet. Mütter sind hier und bitten ihn zu ihren Kindern, denn hier wie überall ist der böse Gast eingekehrt — Typhus.

Die „Feldscheritze", die Gehilfin des Doktors, kommt mir kurzhaarig entgegen, kurzhaarig, wie so viele Frauen und Mädchen hier nach ausgestandenem Typhus. Wir gehen zum Vizevorsitzenden des Komitees, bei dem sich auch der Sekretär aufhält. Das Bureau ist in seiner Tasche: Tinte, Papier und Feder. Der alte Aron Schöntop verteilt gerade 50 Mark pro Kopf an die Heimlosen und erzählt mir eigenes und fremdes Leid. Er zeigt mir eine Liste von 123 Toten, die er beerdigen liess, von einem halben bis 88 Jahren. Bald füllt sich seine gute Stube, in die ich zu Nacht verbeten bin. Man hat gehört, dass ein „Amerikaner" angekommen ist. Hier ist jeder Fremde ein Amerikaner Gering, nur zu gering ist die Hilfe, die man bringt. Da bringt mir der Alte ein kleines Mädchen, die Repräsentantin einer Kremnoer Familie. In zerrissenen Leineschuhen, in fadenscheinigem Kleidchen steht das Kind vor mir. Die langen Brauen beschatten ein mageres Gesichtchen und sie wird erst zutraulich, wenn man zu ihr mit verhaltener Stimme spricht und ein verwunderter Blick dieser wunderbaren braunen Kinderaugen trifft voll den Fremden, der ihr Köpfchen streichelt und

vom eigenen Töchterchen Grüsse bringt. Noch zusehr liegt ihr der Schrecken in den Gliedern von jenen Tagen eines wüsten Neujahrsfestes. Die kleine Wichne erzählt. Bei uns erzählen solche Kinder liebliche Geschichtchen und singen fröhliche Lieder. Wichne erzählt auch eine gar seltsame Geschichte, die sich tief, tief ins Gedächtnis gräbt. Und das ist die Geschichte, die auf diesen Kinderjahren lastet: „Ich bin sieben Jahre alt. Ich habe zwei grosse Brüder und zwei Schwestern und noch ein Brüderchen. Eine Schwester hat zwei Kinder. Ihren Mann hat man erschlagen. Mutter ist im Dorf, sie hat Sachen hingetragen, Ringe und anderes und bringt dafür Kartoffel. Wir wohnen alle beim Nachbarn hier in der Stube. Das erste Mal, als die Soldaten zu uns nach Kremno kamen, versteckten wir uns im Wald. Dann kamen wieder Soldaten und Bauern vom Dorf. Vater hat gehandelt mit Viehstücken. Da kamen zwei Soldaten herein und riefen ihn hinaus. Er kam in die Stube und sagte, sie wollen ihm töten, nahm er Abschied von uns und draussen haben sie ihn auch erschossen. Wir liefen alle in den Wald, dort waren viele Juden und Kinder. Als wir wiederkamen, wohnten wir in fremder Stube. Unser Haus war zerbrochen. Am Weg hat man von meinem Bruder Geld gefordert und hat ihn erschossen. Den Mordche Ingber haben sie zwischen zwei Bretter gebunden, ihn mit Stroh umwickelt und ihn in sein brennendes Haus geworfen. Ist er entlaufen, haben sie ihn gepackt und ganz verbrannt. Des Nachts zogen sie ab und schossen in die Fenster und morgens liefen wir davon Zwei Tage gingen wir und zwei Nächte. Ich war sehr hungrig und fürchtete mich, aber wir liefen sehr. Meinen Onkel und seine beiden Söhne haben sie auch erschlagen. Jetzt wohnen wir hier. Ich habe vom Komitee Schuhe bekommen und einen Mantel, den Mantel habe ich dem Bruder gegeben. Mutter gibt morgens ein Stückchen Brot zum Essen, für Mittag nehme ich in der Küche in der Stadt Suppe mit Bohnen, aber wir wärmen sie erst zum Abendessen und bis dahin essen wir wieder Brot mit nichts. Jetzt musss ich wirklich das Essen wärmen und auf mein Brüderchen acht geben. Ich möchte schon gerne wegfahren von hier, aber mit allen Verwandten zusammen“ ...

Wichne reicht mir ihr mageres Händchen zum Abschied. Sie hört, dass sie für Ostern ein Kleid bekommen wird, aber glaubt es kaum ...

Durch die winzigen Fensterscheiben schickt der gewaltige ukrainische Himmel ein Funkeln seiner Millionen Sterne. Ich bleibe allein mit dem Schicksal der kleinen Wichne und habe Musse, Kinderjahren nachzusinnen. Sieben Jahre — Kindheit — die Zeit von Freude und Glück, von Lachen und Spielen ... Und die Schatten der unendlich stillen ukrainischen Nacht irren über den tiefen Abgrund, welcher sich breitet zwi-

schen jener Welt, in welcher Menschenfamilien ruhig schlafen, und der Wüstenei, in der schmachtende Pogromwaisen hungernd ihre müden Körperchen ausruhen lassen — von einem traurigen „heute“ in ein finsteres „morgen“ hinein.

II.
Das Grauen von Schatzk.

Kowel, Frühling 1921.

Zu den Orten, in denen die Balachowces am schrecklichsten gehaust haben, gehört Schatzk im Kowler Kreis, welches 374 jüdische Einwohner zählte. Den Pogrom haben nur 20 Männer überlebt! Die Leiter des Rownoer Joint-Comitees empfehlen mir, den Ort zu besuchen und die medizinische Mission, die Amerika entsandt hat, lädt mich ein, sie zu begleiten. Doch ist das Städtchen schwer zu erreichen und Fortautomobile sind nicht immer verlässlich. Ich habe aber Gelegenheit, in einerr Nachbarstadt Schatzker Flüchtlinge zu sprechen. Ihre Häuser sind zerstört, die Ernährer der Familien sind erschlagen. So vegetieren sie überall im Kowler Kreis, einer ungewissen Zukunft entgegensehend. Denn von einem Wiederaufbau ist noch lange keine Rede...

Das Zimmer füllt sich mit Bittstellern, man wird eingesponnen in zertrümmerte Menschenschicksale und immer tiefer wird die Erkenntnis, dass nur die vereinigte Hilfe der ganzen Welt Gedeihliches schaffen kann. Hat uns schon in Warschau der Fall einer geschändeten Sechzehnjährigen zutiefst erschüttert, die sich dann doch vom neugeborenen Kind nicht trennen will, so vernehmen wir hier, dass soeben 2 Frauen und 1 Mädchen in ein Spital geschickt werden müssen, weil sie — nach langer Seelenpein zwar, aber notgedrungen doch melden mussten, dass sie venerisch krank seien. Das Mädchen ist 13 Jahre alt! An 60 Frauen und Mädchen teilen ihr Schicksal: Infektion durch die Pogrombestien. Gräfin K. erzählt mir auf der Reise, dass Ueberreste dieser Banditenarmee, Offiziere, in Polens Hauptstadt wüste Orgien feiern, dass auch Damen der russischen Gesellschaft die Gelage mitmachen und diese „Retter Russlands“ allgemeinen Abscheu erregen. Die Dame, die darauf hinweist, dass Polens Frauen im Zeitalter von Polens Knechtschaft hundert Jahre getrauert und für das Vaterland gewirkt haben, findet die richtige Bezeichnung für diesen Auswurf der Menschheit, der auf mehr als hundert Orte losgelassen, in jüdischem Blute gewatet und sich mit jüdischem Gut gesättigt hat.

Es ist fast unbegreiflich, wie menschliche Hirne solche Bestialitäten ersinnen und kalten Blutes Pein und Qual für Unschuldige erdenken konnten, die nichts verbrochen haben,

die nur so wehrlos, so verlassen und schutzlos waren! Die Sprache ist zu arm, all dies zum Ausdruck zu bringen. Wir wollen nur einen einzigen, durch Zeugen und offizielle Personen beglaubigten Fall mitteilen. Wir wollen das authentifizierte Protokoll in wörtlicher Uebersetzung mitteilen, so schlicht und einfach — ach so furchtbar einfach — es am Tatorte niedergeschrieben wurde:

„Protokoll über den Tod des 18jährigen Mädchens Rifka Halkes aus Schatzk: Das Mädchen wurde im Jahre 1919 mit einem feinen Bräutigam aus Brest-Litowsk verlobt. Ihr Bräutigam war gerade zu Besuch, als im Herbst 1920 die Balachowces ankamen. Haben sie den Bräutigam nackt ausgezogen und ihn an den Schweif eines Pferdes gebunden und durch das Dorf geschleift, dann wälzten sie ihn in Brennesseln. Dann wurde er zwischen zwei Reiter genommen, jeder hielt ihn an einer Hand in der Luft und so schleppten sie ihn und prügelten ihn durch das Dorf. Schliesslich schossen sie auf ihn und stachen ihm mit einem Spiess die Augen aus. Die Braut fand man bei einem Juden versteckt und wollte sie schänden. Sie wehrte sich und erbat den Tot. Doch es waren zwanzig Mann — und alle haben sie geschändet. Dann wurde sie erschossen, nackt ausgezogen und vor die Türe des Hauses geworfen. Dann suchten sie ihre Eltern, fanden sie und stellten den Vater neben die Mutter und erschossen beide. In der Nacht kam ein Bruder des erschossenen Mädchens aus dem Wald, wo er sich versteckt hatte, in das Dorf, um nach den Seinen zu sehen. Er stiess auf den Körper seiner Schwester, welche noch röchelte und er erkannte sie nicht. Er lief wieder in den Wald.“ Es folgen die Unterschriften von Zeugen und Mitgliedern des Hilfskomitees.

• • •

Wer würde sich da noch unterfangen, ausschmückende Worte zu formen? Zu waten durch dieses grell beleuchtete Meer von Blut und Thränen?

III.

Momentaufnahmen.

Warschau, März 1921.

Valuta... Kommt man nach Polen, ist sogar die österreichische Krone eine Edelvaluta. So krass ist wohl nirgends die Geldentwertung zu konstatieren. In Galizien ist wohl noch die Erinnerung an den Wert des Geldes einigermassen zu merken, in Kongresspolen und Wolhynien trägt man sich mit vollen Taschen schmutziger, zerfetzter Banknoten herum und muss sie mit vollen Händen ausgeben. Steigt man am Wiener

Bahnhof in Warschau ab, weist der Träger die 30 Mark höhnisch zurück, die man ihm in einer generösen Anwandlung anbietet. Der Droschkenkutscher, ein russisch aussehender Mensch mit Nummer und Jahreszahl am Rücken, fordert 3 Mark für eine Fahrt zum Hotel. Er ist zu faul, 300 zu sagen, aber jeder weiss, dass er 300 meint. Zuerst lernt der Fremde die Bedeutung des Wortes „Lapuwka" kennen, für Lapuwka (Bakschisch) bekommt man ein Hotelzimmer und andere notwendige Dinge. Im praktischen Unterricht lernt man auch manch' anderes Wort. Einer erzählt mir, er habe irgend eine Sache durchgeführt, er habe dabei für „Publizist" gegeben. Erstaunt über die soziale Fürsorge, der sich die Publizisten zu erfreuen scheinen, höre ich, dass es richtig „Plebiszit" heissen soll. Es ist die Sammlung, die allenthalben zu Gunsten des oberschlesischen Plebiszites veranstaltet wird. Man spendet auf der Strasse, man spendet bei allen Gelegenheiten.

Kürbiskerne werden gerne gegessen, 600 Mark kostet ein Kilogramm uund man kauft sie und „knackt" sie auf der Strasse. Buben rufen hinter mir „Herr Amerikaner, lasst mich Eure amerikanischen Schuhchen putzen." Einer bietet mir Zündhölzer an und hat mir schon 4 Päckchen in alle Taschen hineinbalanziert, ein anderer fordert wütend, ich solle auch bei ihm kaufen, er sei auch ein Waisenknabe. Der dunkeläugige Jenkel vor meinem Hotel gibt mir eine Schachtel „Papirossen", Zigaretten mit langem Mundstück und wenig Tabak, 20 Stück für 120 Mark, und verlangt kein Geld, ich sei ihm gut für das Geld, er wisse, ich „stehe hier auf einer Nummer" und ich solle ihm dafür deutsche Mark geben. Er holt mir eine Zeitung um 18 Mark und meint „nur deutsche Marken, ich kann sie gut gebrauchen" . . .

* * *

Vor dem jüdischen Theater viele Menschen. An der Kassa gibt es keine Billetts, dafür werden sie „privat gehandelt", bis 1000 Mark das Stück. Es wird „Der Dibuk" gespielt, die Wilnaer Truppe hat das Stück bald 100 Mal zur Aufführung gebracht, aber Dibuk ist eine Epidemie in Warschau, alle 300.000 Juden müssen den Dibuk gesehen haben, der Mörder Pariserberg war am Abend, nachdem er seinen Freund erschlagen hatte, beim Dibuk und wenn ein Bräutigam zum Dibuk für seine Braut keine Eintrittskarten bekommt, geht „die Partie" auseinander" . . .

Im Ukrrainischen Hilfskomitee begrüsst mich ein kleines Männlein mit grauem Bart und schon ist der obligate Czai aus dem Buffet geholt und er macht mit mir ein Meeting. Wenn zwei Russen bei einander sind, machen sie ein Meeting, mit mir wird es zumindest eine mehrstündige Sitzung. Vor mir ent-

faltet sich eine interessante Lebensgeschichte, häuft sich ein Berg von Dokumenten. Ich rede kein Wort und werde fortwährend gebeten, ihn nicht zu unterbrechen. Er ist jetzt Staatsbürger eines neuen Ententestaates. Eigentlich ist er Christ, aber nur pro forma, nur im Pass, um ausreisen zu können. Eigentlich ist er Jude geblieben. Er ist Hofrat, echter russischer Hofrat, medicinae Doktor. Er beherrscht 8 Sprachen und besitzt 8 Kinder. Nun will er mit dem Waisentransport nach Argentinien. Ich soll ihm dazu verhelfen. Er ist voll zitriger Angst, voller Zweifel und voller Nervosität. Schliesslich kommt er in meisterhaft abgeführtem Monolog zum Beschlusse, dass er meiner. doch nicht bedarf. Doch es tut ihm nicht leid, dass er mir eine Stunde geraubt hat, er verzeiht es mir in echt russisch-jüdischer Gemütlichkeit. Beim Abschied bittet er mich noch, ich solle nur bei Professor N. in Wien nachfragen, ob er sich noch an den bedeutenden Hofrat erinnert. Er ist überzeugt, dass dies mein erster Weg sein wird.

• • •

Als Vorspiel Wolhynischer Ereignisse habe ich die Lemberger Flüchtlingsheime besucht. In mancher Synagoge 80 bis 100 Menschen, jung und alt, Männer und Frauen, zusammengepfercht. Nach einer schrecklichen Fahrt über Brody und Dubno, auf der im achtsitzigen Abteil 22 Menschen standen, landen wir in Rowno und nach zweistündiger Suche öffnet sich uns vor Tagesgrauen „Hotel Handlowy". Zwar auch alle Zimmer belegt, aber der Wirt kriecht aus dem Bett und bietet es mir an, während er mir in aller Ausführlichkeit erzählt, wie die Bolschewiken ihn ausgeplündert haben. Weil ich schon meinen kleinen Typhus im Leibe verspüre, wickle ich meinen Shawl um den Kopf und erwache erst, als ein Doktor, der sich später als Feldscher entpuppt, mir mitteilt, er konstatiere aus seinen ausgezeichneten „daitschischen" Thermometer eine „Budjenowka". Das ist ein leichter Typhus, den Budjenis Kosaken dort heimisch gemacht haben. Am Nachmittag tagt in meinem Zimmer eine Sitzung der Vertreter der Heimlosen und nächsten Tages steht vor. mir, als ich die Augen auftue, ein bärtiger Jud mit verwitterten Zügen und meint, als der Wirt aut meine Krankheit hinweist, gutmütig: „macht nichts, der Doktor muss ja nicht reden." Er erzählt mir von Russland, das er unendlich liebt, von Bolschewiken, von Banden, TscherESwitschaika, Rewkom, von Flucht, von einem Anzug, den er um 280.000 Rubel verkauft, von der Tochter, die er unterwegs verloren hat, und von vielen Dingen, die in meiner Fieberphantasie wilde Tänze aufführen. Wie aus weiter Ferne höre ich noch: „Entschuldigt, ich wollte mir nur vom Herzen reden" . . . .

In jener Stunde empfand ich, dass auch dies eine hehre Mission wäre: Menschen hinzuschicken, die keine andere Aufgabe haben sollen, als anzuhören, still und geduldig anzuhören und jenen Unglücklichen dazu zu verhelfen, dass sie sich endlich — endlich — „vom Herzen reden“ können.

IV.

Reizeh Lewin.

Kowel, August 1921.

In einer jener gewaltig stillen Nächte war es, als ich von dieser Unglaublichen erfuhr. In den unerträglich heissen Julitagen half mir Dr. Zechnowicz aus Kowel bei der Arbeit und nach mühevollen Tagen und durchfahrenen Nächten gingen wir eben von der Besichtigung des „Bades“ in Melnice zum professoral aussehenden „Apotheker“, der die Waisenfürsorge des Joint innehatte. Dort hörte ich „den Buben schicken wir zu Reizeh“ und dann sprach auf einmal alles von Reizeh. Und als wir die mitternächtige Chaussee nach Holodia fuhren, wo uns die Fuhrleute die Stelle zeigten, an der gestern nachts ein Bauer erschossen wurde, erzählte mir mein Begleiter von Reizeh Lewin.

Schon bald nach Kriegsausbruch hat dieses junge Mädchen in Kowel eine Kinder- und Waisenfürsorge auf eigene Faust unternommen. Und heute hat sie bereits eine stattliche Anzahl „ihrer Kinder“, die sie betreut, wie wohl die liebevollste Mutter nicht besser betreuen könnte. Reizeh ist keine derWohltätigkeitshyänen der Vorkriegszeit und keine Fürsorge-Mode-Dame, wie sie die Kriegszeit zur Plage der Menschheit so mannigfaltig erzeugt hat. Sie ist einfach Reizeh, Reizeh, die nicht leben kann, wenn Kinder leiden, deren einziges Glück es ist, auf Kinderlippen ein Lachen, in Kinderaugen ein Leuchten zu zaubern. Und so hat sie für alle, die sie betreut, die passende Art, eine Welt von Glück zu schaffen. Und ihre Kinder sind verschiedenen Alters. Manche schon halb erwachsen unter ihrer Obsorge und verdienen schon ein Stück Geld. Mit der Frau Doktor Zechnowicz ist die Seele des kleinen Waisenhauses in Kowel, wo alles sich ihrer entgegensehnt, wenn sie ihre Besuche bei den Kindern macht, die sie privat untergebracht hat. Und als ich darum nächsten Tages in Kowel eine Sichtung der Kinder vornehme und mich erkundige, welche wohl ins Ausland zur Erziehung gehen möchten, erlebe ich es, dass viele, trotzdem eine Auslandsreise ihr wonnigsterTraum gewesen sein mochte, sich stürmisch an sie hängen und thränenfeuchten Blicks erklären, sie gehen von Reizeh nicht weg. Und glaubet nicht, dass Reizeh es leicht hat. Ihre Familie zürnt ihr, dass sie all' die Jahre nicht an sich selber denkt, dass sie, während

der Joint soviele fette Posten vergeben hat, ihre unermüdliche Mitarbeit auch der amerikanischen Hilfsaktion leiht und jeden Gehalt ablehnt. Reizeh hat es selbst knapp und ihre Toilette ist dürftig. Aber was sind ihre Kleider, wenn sie kranke Kinder heilen kann, was ist ihr äusserlicher Tand, wenn sie Kinder für einen Erwerb vorbereiten kann, was sind ihr alle Mädchenfreuden, wenn die Kleinen ihr entgegenjubeln, mit ihr spielen und sie weiss, dass sie ihnen erschlagene Mütter, verschollene Väter ersetzen kann! Einen einzigen grossen kaum ausgesprochenen Wunsch hatte Reizeh, als ich sie sprach. Für ihre Schützlinge ein eigenes kleines Waisenheim! Damals waren ungefähr 2 Millionen polnischer Mark dazu nötig. Fünftausend Schweizer Franken! Da hätte sie ihre Familie vereint und sie betreut, bis sie ihrer Hilfe nicht mehr bedurft. Wie gerne hätte ich es ihr zugesichert. Aber Tage kommen und gehen, eine Welle neuen Judenleides jagt die andere — und die jüdische Welt wird müde. Die Nerven reagieren nicht mehr wie einst auf die ersten Schreckensnachrichten. Immer sensationeller muss eine Schreckensnachricht sein, wenn sie tätiges Mitgefühl auslösen soll, immer grauenhafter muss das Unheil gemalt werden, wenn Abhilfe kommen soll. Und was bedeuten die Waisen- und Elendkinder Reizeh Lewins, wenn in Russland Leichnahme verrzehrt werden?

So wird wohl Reizeh Levin ihr Werk allein fortführen müssen, das, nach richtigem Maasse gemessen, vielleicht höher anzuschlagen ist, als viele Wohltätigkeit reicher Institutionen. Und es ist mir nicht bange um sie. Denn während ich ihr in diesen flüchtigen Bildern ein kleines unscheinbares Denkmal setze und — vielleicht vergebens — an menschliche Hilfe appeliere, wirkt sie fort in beglückendem Schaffen und schafft, denn etwas steht ihr bei, das alle Hindernisse überwindet: Eine unendliche mit allem Hässlichen der Zeiterscheinungen versöhnende Liebe! Und wenn im Rückerinnen die Bilder der verwüsteten Ukrraine am Auge der Seele vorüberziehen, und wenn das viele Rätselvolle und Wunderbare und Hässliche und Schöne ukrainischen Judentums plötzlich wieder auftaucht und wenn schreckhafter Traum wieder einmal wahnitzige Bilder malt, — immer wieder taucht das Bild jener stillen jüdischen edlen sozialen Arbeiterin auf, die sich ihres Wertes nicht bewusst ist — das Bild von Reizeh Lewin. . .

V.

Tichaja ukrainskaja Nocz.

Rowno, Sommer 1921

Die stille ukrainische Nacht, die der Dichter besingt, voll unsagbaren Zaubers ist sie. Wer an Hügel und Berge gewohnt

ist, steht auch am Tag unter dem Eindruck der weiten Ebenen. In der ergreifenden Stille der ukrainischen Nacht fühlt man sich aber seltsam bewegt unter dem gewaltigen Himmel, der wie über dem Meer in unendlicher Ferne den blauenden Horizont berührt. Millionenfaches Licht strahlt aus den Sternen, die man so dicht nirgendwo anders gesehen zu haben meint. Herrscht am Tage auch in kleinen Städten ein bewegtes Leben, wickelt sich dieses bunt auf den Strassen ab, so hüllt die Nacht bald alles in Schweigen. Auch die Promenade der ersten Abendstunde ist gedämpfte Unterhaltung der Lustwandelnden. Man geht hier so gerne spazieren. Auch das Volkslied singt davon. „Spazieren senen mir gegangen.“ Bald aber ist alles daheim beim summenden Samowar und nur der Fremde sucht das Restaurant auf, in dem Musik die Mahlzeit begleitet. Aber auch hier und selbst in einem Vergnügungslokal scheint es, als hörten die Menschen nur mit halbem Ohre zu, als zöge es sie hinaus in die magische Stille, die „lockt und schreckt zugleich — wie das Meer.“ So geht einer nach dem anderen fort und wird von der Stille verschlungen. Die verhallenden Schritte aber machen die Stille noch fühlbarer, noch umfassender. In diesen stillen Nächten ist es, wo das Leben dieser ungekannten Welt, dieser seltsamen Menschen zu uns spricht, wo immer wir auch sind, in der guten Stube eines Lubomler Patriziers, vor dem verfallenen Bade in Melnice, im ungeheuren Obstgarten von Kamin-Kaschirks, im Seitengange eines überfüllten Eisenbahnwaggons, wo man nach Türkenart mit unterschlagenen Beinen hockt, vor der Quarantänestation der Reemigranten oder am Balkon des Hotels in Rowno, auf der Chaussee nach Holodja oder am Ende des pogromierten Dorfes Newo-Wischweh . . . .

• • •

Luboml, März 1921.

Schon sind die Besucher fort und durch das offene Fenster strömt der Vorfrühling herein. Nur eine abgehärmte Frau steht noch im Zimmer und erzählt mit breitem klagendem Ton. Sie malt das Leben in Kremno vor dem Pogrom. Dann brach auch über dieses stille Dorf das Unheil herein und 60 Männer und Knaben und 3 Kinder waren die Opfer mordlustiger Banditen in Uniform. Tagelang währte das Abschlachten. Man rannte hin und her, ihren Mann verlor sie aus den Augen, ihr Bub blieb blutüberströmt liegen und erst später fand sie ihn. Vor ihren Augen wurde ihre Nachbarin geschändet. Sureh L. schluchzt in Erinnerung an ihre Todesangst: man hat ihr gesagt, ihr Mann sei tot. Alle Männer waren tot, nur ein Schuster lebte noch und dieser half den Frauen, die Leichen begraben. Es war Befehl, dass die Frauen diese Arbeit tun. So sammelten

sie die Leichen. Eine nahmen sie von einem Planken herab. Dort hing sie, eine Kugel im Kopfe. Als alle Leichen im Grabe lagen, sagte ein Bauer zum Schuster: „Einer fehlt noch". Wie sich dieser fragend umsieht, wird er niedergeschossen und fällt in das offene Grab. Als man später die Toten ausgrub, fand man ihn, wie er krampfhaft eine Leiche umklammert hielt. Sureh L. hat ihren Mann unter den Toten gesucht, aber das Herz sagte ihr, dass er nicht dabei sei. Und nun hat sie Recht behalten. Die Pogromhelden haben ihn nur verwundet und in einer seltsamen Anwandlung von Menschlichkeit mitgenommen, um ihn einem Spital abzugeben. Jetzt hatte sie einmal Nachricht von ihm. Weit hinten in Posen ist er interniert. Sie hat nur einen Wunsch, ihn wiederzusehen . . . . . Die Bemühungen unserer Freunde, an die wir uns wandten, dürften von Erfolg begleitet gewesen sein, denn vor Kurzem erhielten wir Grüsse von einer glücklichen Familie.

* * *

Rowno, März 1921.

Es ist ein Freitagabend, an dem ich endlich den wiederholten Einladungen der Wirtsleute Folge leiste und an dem traditionellen Mahle teilnehme. Mein tiefer Stuhl ist mit einem Tuch bedeckt. Es sind einmal plüschüberzogene Möbel gewesen.

Das Gespräch dreht sich um die Taten von Budjenis Kosaken. Meister waren sie im Plündern. In vier Stunden haben sie aus Rowno alles Transportable weggeführt. Sie haben auch den Plüsch der Möbel genommen und Kleider daraus gemacht. Einer hat sein Pferd und seinen kleinen Wagen damit behängt. Schmuck war besonders gesucht. Ein Finger musste mit, wenn der Ring nicht schnell herunterging. Sie kamen und gingen, Vormarsch und Rückzug und wieder von Neuem. Und immer kamen sie mit leeren Mantelsäcken und warfen gefüllte auf ihre Pferde. Die da Erinnerungen auskramt, ist ein Mädchen von zwanzig Jahren. Saschas Haar ist noch ganz kurz, nach dem Typhus noch nicht wieder gewachsen und was ich nie gesehen: ausser hundert Falten an der Stirne eine tiefe, tiefe Falte an der Nasenwurzel. Es ist nicht der Typhus allein, der Falten zog. Vierzehnmal hat das Städtchen den Besitzer gewechselt, es waren die Oesterreicher dort, die Deutschen, der Hetman, Petljura, die Bolschewiken, die Polen, Petljura, Bolschewiken, Polen usw. nud jedesmal jagte bleicher Schrecken durch die Gassen. Oft legte man Frauen und Kindern Eisumschläge um den Kopf, um Plünderern epidemisch Kranke vorzutäuschen, jedesmal Angst und Not. Und die Budjenowces! Ein heiseres Lachen klingt noch nach, wenn man sich an manche bizarre Gestalten erinnert, die plündern kamen. Ein Kosak mit rötlichen Bartstoppeln, mit einer rosa Frauenjacke beklei-



Salomon Lerner (Czernowitz): Frühlingserwachen.

det, einen Fuss ohne Schuh, einen Damenhut mit wallender Feder am Kopf. Nein, das sind keine Märchen. Es ist Wahrheit gewesen. Ebenso wahr, wie der Zuruf eines ähnlichen Kerls an einen Juden: „Zeig die Hände her, oh, die sind weiss, also du arbeitest nicht, dich muss ich erschlagen". Und die Bolschewiken, die im Hotel gehaust haben! An einem Samstag haben sie vor der Synagoge ein Schwein geröstet, um einen Rabbi zu ärgern, der dort betete. Volkserziehung. „Nein, das Leben ist zu schwer für uns. Und keine Freude. Und was wird uns der Sommer bringen? Nein, wenn wir das noch einmal durchleben müssten, wäre es besser, ein Ende zu machen". Die Sabbathkerzen sind tief herabgebrannt und zitternde Schatten fallen auf einen billigen Druck eines Ahasverbildes.

* * *

Nowo-Wischweh, Juli 1921.

Man kann noch nicht schlafen und der rührigste Mensch in Nowo-Wischweh begleitet mich durch das pogromierte Dorf. Einer Witwe könnte man durch die Reparatur ihres Daches aufhelfen, einige Waisen muss man in ein Heim nach Kowel schicken, ein Mädchen muss nach Rowno zu einem Augenspezialisten. Die grosse Welt draussen muss dem Häuflein Ueberlebender mittragen helfen. Am Ende des Dorfes fängt der Wald an. Dort waren viele Juden verborgen, als der Pogrom wütete. Wochenlang. Des Nachts schlich man sich zu Bauern und bettelte Brot. Diesen aber war es verboten, zu helfen. Wer gut war, erlaubte es, aus dem Garten eine Rübe oder Kartoffeln zu nehmen. Und die Kinder? Das war das Schrecklichste. Eine Frau konnte ihr Kind nicht mehr beruhigen. Es weinte laut. Es waren zwanzig Menschen zusammen. Sie war bereit, das Kind zu töten, damit sein Jammern die anderen nicht verrate. Doch die anderen verhinderten es. Sie wollten eher sterben. Die Gefahr ging vorüber. Im Nachbardorf aber geschah das Grässliche. Ein Mutter hat in Verzweiflung ihr weinedes Kind an ihrer Brust erstickt, um die Erwachsenen zu retten. Es sind eben ukrainische Juden. Und Jüdinnen.

* * *

Wie oft ist der Schrei höchster Qual ungehört verhallt in jenen weiten Ebenen? Verschlungen von der stillen Nacht der Ukraina, die sich spannt über alles, — weit und rätselvoll, — wie die russische Seele.

Dr. Moritz Rosenheck, Czernowitz.

Der Anteil der Juden am Wirtschaftsleben in der Bukowina.

Eine Binsenwahrheit. Die Wirtschaft, die soziale Schichtung, ja sogar die physische Entwicklung eines Volkes sind bedingt vom Klima, von der Figuration des Bodens, von der Fruchtbarkeit und von den vorhandenen Naturschätzen. Bei uns Juden kommt noch ein sehr wichtiges Moment, speziell für die wirtschaftliche Entwicklung, hinzu. Es ist dies die durch Gesetze bewirkte Einschränkung des freien Verkehrs, der Ansässigkeit und der Zulassung zu allen Berufen. Es ist noch nicht so lange her, dass die Beschränkungen, denen die Juden im alten Oesterreich und somit auch in der Bukowina unterworfen waren, gefallen sind.

Ich habe noch unter den Papieren meines verstorbenen Vaters ein Majestätsgesuch aus dem Jahre 1865 vorgefunden, in welchem er um die „Gnade" bat, einen Grund für einen Hausbau kaufen zu dürfen.

Vor dem Jahre 1867 war die jüdische Bevölkerung sehr spärlich, wenn auch, zumal in den von den Ruthenen bewohnten Bezirken, jüdische Ansiedlungen schon im 18. Jahrhundert und früher vorhanden waren und es Familien gibt, die bereits in der 8. Generation im Lande wohnen.

Durch die Verfassung von 1867, durch welche die Juden emanzipiert wurden, kam ein frischer und freier Zug ins Wirtschaftsleben der Juden. Der bis nun verbotene Ankauf von Grund und Boden war gestattet und es begann ein lebhaftes Hinausziehen auf die Dörfer. Nach und nach entstand ein bedeutender Stand der Grossgrundbesitzer und vor Beginn des Weltkrieges waren bereits 42 Prozent des landtäflichen Grossgrundbesitzes in den Händen der Juden. So mancher jüdische Gutsbesitzer hat aus seinem ganz vernachlässigten und durch irrationelle Pächterwirtschaft ausgesogenen Boden mit vielem Fleiss und Verständnis Mustergüter geschaffen.

Dass der Jude in Ackerbau und Landwirtschaft volle Befriedigung gefunden, beweist zur Genüge der Umstand, dass diese als der vornehmste Beruf galt und sich Generationen mit der Pachtwirtschaft befassten. Der christliche Grossgrundbesitz war durch Jahrzehnte beinahe ausnahmslosan Juden verpachtet und waren die jüdischen Pächter sehr gesucht, weil sie

durch Fleiss und rationelle Bewirtschaftung die Pachtgüter in die Höhe brachten.

Jeder Jude am Lande, der eine Schänke oder einen Kramladen hatte, erwarb auch eigenen Grund und Boden aus Freude an der eigenen Scholle und um aus Eigenem die Bedürfnisse seines Hausstandes decken zu können.

Die Agrarreform, die jetzt durchgeführt wird, hat den Beruf des jüdischen Pächters und den des kleinen jüd. Grundbesitzers total vernichtet und den Grossgrundbesitz derart eingeschränkt, dass dessen Rentabilität zusehends schwindet. Im Anschlusse an die landwirtschaftliche Produktion entstand bei uns die Industrie. Die ersten industriellen Betriebe waren die Brennereien, dann die Brauereien, Hefefabriken und die Sägewerke.

Die Brennereien wurden und werden beinahe ausschliesslich von Juden betrieben, selbst dort, wo die Landwirtschaft vom Gutsherrn selbst verwaltet wird.

Die Entwicklung der Bierbrauerei brachte es mit sich, dass dieselben zu grossen Fabriken umgestaltet wurden. Die älteste Brauerei des Landes, die Aktienbrauerei, hat zu ihren Gründern grösstenteils Juden, die anderen grossen Brauereien sind ausschliesslich in jüdischem Besitze, ebenso die grossen Spiritus- und Likörfabriken.

Die grösste Industrie des Landes ist die Holzindustrie. In ihren Uranfängen und bei der ursprünglich primitiven Exploitierung der Wälder und Verwertung der Holzprodukte waren fast nur Juden beteiligt

In den 70ger Jahren kamen fremde Firmen ins Land, die nach und nach beinahe die ganze Holzindustrie an sich gerissen haben. Unter diesen Firmen befanden sich viele jüdische. Im nördlichen und südlichen Gebirge blieben noch immer grosse jüdische Firmen. Die in den 90er Jahren und im Jahre 1908 eingetretenen Krisen auf dem Holzmarkte und in der Forstindustrie haben den letzten Rest dieser Firmen vernichtet.

Schon vor dem Krige begann überall die Vergesellschaftlichung der privaten Unternehmungen, deren Aufsaugung durch das Grosskapital und die Grossbanken. Ein Prozess, der auch vor der Bukowina nicht halt machte.

Diese Vergesellschaftlichung der Industrie bedingt die Ausscheidung des Privatunternehmers, an dessen Stelle die unpersönliche Aktie tritt, aber auch hier kann man die Beobachtung machen, dass der Jude nach wie vor Hauptbeteiligter am Unternehmen bleibt und dasselbe leitet. Nach einer Statistik, die auf Vollständigkeit keinen Anspruch erhebt, gehören von 34 grösseren Sägewerken 28 Juden.

Da in der Bukowina die wichtigsten Faktoren für die Industrialisierung, Kohle, Eisen, Wolle und Baumwolle fehlen,

so konnten sich nur jene Industrien entwickeln, welche mit der Fabrikation von Nahrungsmitteln und Baumaterialien sich beschäftigen, wie Mühlen, Ziegeleien und Kachelöfenfabriken.

Die grösste Dampfmühle, die sogenannte Schlossmannsche, ist eine Gründung Breslauer Juden, die im Laufe der Zeit an einheimische Juden übergangen ist. Die anderen grossen Mühlen, ebenso die Ziegeleien und Gerbereien sind in den Händen der Juden.

Nach dem Kriege entstanden infolge der Verkehrsschwierigkeiten und der verschiedenen gesetzlichen Einschränkungen kleinere Eisen verarbeitende Industriezweige, Möbelfabriken, Schuhfabriken, welcher jüdischer Unternehmungsgeist geschaffen hat.

Der Handel lag in unserem Lande seit jeher fast ausschliesslich in jüdischen Händen. Der Dorfgreisler ebenso wie der Engrosist, der Vieh- und Getreideexporteur waren Juden. Die offenen Läden in allen Städten des Landes waren jüdischer Besitzstand. Jüdische Kaufmannschaft hat seit Jahrzehnten alle Waren ins Land gebracht, die sowohl der Städter als auch der Landbewohner benötigten. Vor 60 Jahren fuhr der jüdische Kaufmann im Planwagen, allen Gefahren trotzend, zu den Messen nach Wien, Leipzig und Breslau. Diese Verhältnisse wiederholen sich jetzt, trotz des uns mit der Welt verbindenden Eisenbahnstranges muss der Kaufmann wieder persönlich hinaus, um die Waren mit viel Mühe zu beschaffen und ins Land zu bringen. Noch grösser als unser Anteil an Handel, Industrie und Landwirtschaft ist unser Anteil am Gewerbe und Handwerk. Die Beteiligung der Juden am Handwerke in der Bukowina wird vielleicht unsere Gegner verstummen lassen, die behaupten möchten, dass wir die manuelle körperliche Arbeit scheuen.

Ich muss hervorheben, dass der Jude in manches Handwerk nur nach vieler Mühe und Ueberwindung unendlicher Schwierigkeiten hineingelangen konnte.

Das Handwerk lag bis Mitte der 80er Jahre in den Händen der Polen oder aus dem Westen eingewanderten Deutschen. Die Polen haben aus angeborenem Antisemitismus keine jüdischen Lehrlinge aufgenommen. Vor 30 Jahren gab es hier zu Lande noch keinen jüdischen Schlosser. Das Schlossergewerbe in Cernăuţi ist heute beinahe ganz in jüdischen Händen, das Schuster- und Schneidergewerbe zum grössten Teile, das Klempfnergewerbe zur Gänze. Die Zahl der Handwerke, die den Juden, hauptsächlich aus den oben angeführten Gründen noch verschlossen sind, ist gering. Aber auch heute gibt es keine jüdischen Wagner, Bronzearbeiter, Huf- und Nagelschmiede.

Diese kleine Skizze sollte nur in grossen Zügen beleuchten, was jüdischer Unternehmungsgeist, Fleiss, Ausdauer im

Wirtschaftsleben unserer Heimat bedeutet. Unser Anteil an der wirtschaftlichen Entwicklung des Landes, an der Hebung der Naturschätze, an der Verarbeitung der landwirtschaftlichen Rohprodukte, an der Förderung des Verkehres und Handels ist um ein Vielfaches grösser, als unserer Bevölkerungszahl entsprechend.

Trotz Krisen, trotz vieler Hemmungen, die unter dem österreichischen Regime sich geltend machten, befanden wir uns, Rückschlägen ausgesetzt, doch in aufsteigender Richtung. Eine Prognose für die Zukunft zu stellen, ist schwer, da die ganze wirtschaftliche Welt aus den Angeln gehoben wurde und der Weltentwicklungsprozess sich im Stadium der Gährung befindet. Wir sind hier nicht auf einem Isolierschemmel, ausgeschaltet aus dem wirtschaftlichen Gesamtleben, weshalb wir alle Zuckungen und alle Störungen der Weltwirtschaft verspüren. Auch leben wir in einem Lande, in dem das Unmöglichste möglich wird und wo die wirtschaftliche Führung jeder Stetigkeit, jedes Ernstes entbehrt. Eine weise Regierung müsste sich daran gewöhnen, Handel, Industrie und Gewerbe sich frei entwickeln zu lassen, unnötige Hemmungen und Bevormundungen zu beseitigen und alle jene Faktoren in Transport-, Konzessions- und Zollwesen zu schaffen, welche wirtschafts- und verkehrsfördernd wirken. Auch müsste sie sich damit befreunden, uns als gleichwertigen Faktor zu behandeln. Kein Wunder, dass dies noch nicht der Fall ist, wenn man bedenkt, dass die Emanzipation der Juden im Reiche noch immer eine unvollständige ist. Auch diese ist eine Errungenschaft des Krieges und wurde förmlich abgerungen. Man wird sich erst daran gewöhnen müssen, die Juden als ein gleichwertiges, freies, demokratisches olk anzusehen. Die Juden wollen unentwegt weiter an der Wirtschaft ihres Heimatlandes und des Reiches mit allen Kräften fördernd mitarbeiten.

Dr. Z. F. Finkelstein, Wien.

Herzl's Mutter.

Ein Gruppenbild aus den siebziger Jahren. In Budapest. Eine klein-bürgerliche Idylle. Mann und Weib mit zwei aufblühenden Kindern. Er wuchtig, breitspurig, von scharf umrissenen Zügen reifer Männlichkeit; sie zart, voll weiblicher Anmut und puppenhaft schlank in der läppisch breiten Krinoline. Sein Antlitz sprüht von Selbstbewusstsein. Aus einem Gesicht, umrahmt von dichtschwarzem Barthaar, lugen zwei scharfblickende Augen hervor, die nur aufsNächstliegende

gerichtet zu sein scheinen und nur das Tatsächliche im Fluge erfassen. Man erkennt den Realisten mit Leib und Seele.

Als gerades Gegenteil erscheint dessen Gattin. Alles an ihr ist weich und verschwommen. Lange Haarzöpfe umschlingen ein längliches Gesichtchen und schmiegen sich in starken Strähnen bis an den Nacken. Und zwei stille, verträumte Rehaugen strömen unendliche Güte eines in Liebe aufgehenden Weibes aus. Es sind unvergessliche Frauenaugen, halb stolz abweisend, halb von Trauer umflort; in die Weite schweifend und doch so menschlich nahe, dass einem beim ersten Blick das süsseste Mysterium der Mutterschaft entgegendämmert.

Jeanette Herzl — früher Nancy Diamant.

Ein guter und stolzer Engel, so nannte man sie allgemein. Ihre mädchenhafte Anmut nahm im Fluge gefangen und eine frühreife Klugheit versetzte so manchen in Staunen. Und all die guten Eigenschaften mündeten letzten Endes in die unendliche Quelle ewiger Weiblichkeit: Die Mutterschaft. . .

An dieses liebliche Elternpaar schmiegen sich mit ernster, fast scheuer Geberde zwei Kinder. Die kleine Poldi sitzt in kurzem Kleidchen mit ihren rundlichen Glutaugen und daneben steht der Dori. Ein seelenvolles Bubenantlitz mit einem frühreifen Ernst entschwindender Kindheit. Er schaut mit einem feuchten, traumverlorenen Blick in die Welt, wie ein aufgescheuchtes Reh, das am Rande eines Felsens in die unendliche Weite starrt. . .

Ruhe und Friede. Ein Glück im Winkel. Zufrieden, lieblich, beinahe spiessbürgerlich. Alles eher als der Nährboden eines genialen Umstürzlers. . .

Ein Menschenalter später. Der Mann verkrachte sein Vermögen im Börsespiel, die einzige Tochter wurde in blühendem Alter von Krankheit dahingerafft und so gruben sich in das zartweiche Antlitz der Mutter immer tiefere Furchen von Kummer und Sorge. Bis die ganze Glut mütterlicher Liebe und schmerzlichster Erlebnisse im einzigen Sohne zusammenschmolzen. Theodor ward die letzte Hoffnung der Mutter. Er trug knallfarbige Burschenkappen und sang „Die Wacht am Rhein". Und sog in tiefen Zügen den betäubenden Duft schäumender Lebenslust ein. Doch als der erwachende Schaffensdrang des Dichters mit jähem Anprall den jugendlichen Uebermut aufzuwühlen begann, da entstanden die ersten Werke. Bezeichnenderweise Dramen. Erste Anzeichen frühreifer Lebensklugheit. Er begann zu schreiben als Gerichtspraktikant in Salzburg und holte sich in der Wiener Burg seine ersten Lorbeeren. Ein vielversprechender Jüngling.

Dann kam die Reise nach Italien, Deutschland und Spanien. Die vorschriftsmässigen Lehr- und Wanderjahre. Comme il faut. Und endlich die Landung in Paris. Wie gute Trost-

boten langen nun an die Mutter zärtliche Briefe ein. „Liebe, gute Mama", lautet der ständige Aufakt. „Es umarmt Dich Dein Dich zärtlich liebender Theodor" ist der stete Schluss.

Eine Idylle...

Bis der Mutter eines Tages eine Broschüre des Sohnes zugepflogen kommt. Der Inhalt ist merkwürdig und der Titel rätselhaft. „Der Judenstaat". Und hiezu ein Brief mit Aufklärungen. Mit kleinen, krausen Schriftzügen, die Hast und Erregung verraten. Kurze Sätze, abgerissene Worte. Man spürt ein dumpfes Grollen, das in ein gewaltiges Dröhnen einer durch jähe Erlebnisse erschütterten Seele übergeht. „Meine liebe, gute Mama". Doch die Mutter bemüht sich vergebens, die plötzliche Wandlung ihres Dori zu begreifen. Das verwöhnte Söhnchen verwandelt sich mit einem Ruck in den überlebensgrossen Sohn eines ganzen Volkes und in die tändelnde Leichtigkeit eines Lebenskünstlers bricht mit einem tosenden Echo von Schmerz und Jubel die Unruhe von Jahrhunderten ein. Tausend Gefühle und Gedanken prallen aneinander und sprengen beinahe den zähen Widerstand einer ringenden Seele. Es ist die schmerzlichste Wehestunde eines neuen Judentypus. Der saloppe Globetrotter und der schalkhafte Schilderer des „Palais Bourbon" stieg plötzlich in den Abgrund der Judenseele herab und ein Ruf vom „Judenstaat" erscholl in tausendfachem Wiederhall. Es tönten ihm Stimmen entgegen voll Anerkennung oder voll wütenden Hasses; die einen lächelten erhaben, die anderen waren voll innigen Mitgefühles. Als über alle Stimmen sich ein mächtiger Ruf erhob von Hundert Getreuen: „Werde unser Führer!"

„Meine gute, liebe Mama." — Es langen merkwürdige, kaum verständliche Briefe ein. Bis es zu einem offenen Familienzwist kommt. Die Gattin spart nicht mit Vorwürfen über den neuen Lebenswandel des Mannes, der voll Unruh und Hast ist, und der Vater sieht sich plötzlich in seinen Hoffnungen auf eine glänzende Laufbahn seines Sohnes enttäuscht.

Nur eine bleibt ihm treu. Die Mutter! Sie versteht nicht die neuen Wege ihres Sohnes, doch sie glaubt an ihn unerschütterlich. Er will so, und sein Wille ist edel und gut. Mit dem göttlichen Spürsinn des Weibes durchschaut sie die Seele ihres Sohnes und mit der unendlichen Güte einer Mutter beginnt sie seinen tiefsten Schmerz zu begreifen. Sie stellt sich an seine Seite. Tröstet und bestärkt ihn in seinem Vorhaben, ermuntert ihn und wagt sich gar mit Ratschlägen heran. Die liebkosenden Mutterhände bemühen sich, den unendlichen Schmerz einer Dichterseele zu lindern, da in sie plötzlich mit überflutenden Wellen die Tragik eines gaanzen Volkes hereinbricht.

Das ewige Lied. Der Sohn und der Ehemann sprengen die Fessel gemütlichen Familienlebens. Denn, was gilt einem er-

wachenden Genie die Familie, wenn mit Flammenglut die grosse Aufgabe seines Daseins aufblitzt?!

Wieviel Opfermut und wieviel Selbstentäusserung bewies die jüdische Mutter, als sie der ganzen Familie zum Trotz sich an die Seite des Sohnes stellte und ihn in stiller Demut dem ganzen Volke überliess?! Wie musste das Mutterherz zittern, als sie im Antlitz des Sohnes immer tiefere Furchen von Kummer und Sorge gewahrte?! Wie krampfhaft musste es sie schmerzen, als sie die brandende Welle von Hass und Verleumdung gewahrte, die den Sohn von allen Seiten umbrausten? Doch wie musste ihr Mutterstolz schwellen, als sie ihren Sohn nach einigen Jahren schmerzlichsten Ringens erblickte?! Erhaben und von blendender Männlichkeit, umgeben von einem Jubel erwachender Millionen und wie ein Fürst gebietend über die erlesenste Schar des modernen Judentums...

Im Jahre 1903. In dem grossen Saal überflutet eine erwartungsvolle Menge. In festlichem Gewande, voll glühender Begeisterung, sitzt Jung und Alt aus aller Herren Länder und über dem Meer von Köpfen schwirrt ein Gesumme von Ausrufen und Jubelbezeugungen. Plötzlich erstarrt alles in stummer Erwartung, als auf der Rednertribüne Herzls Gestalt sichtbar wird.

Im Kongress. Er spricht. Er, der anerkannte Führer und Meister spricht zu seinen Getreuen. Blass, erhaben und mit dem stolzen Blick eines geborenen Herrschers steht er auf der Tribüne und spricht langsam, jedes Wort wägend und jede Erregung zähmend. Seine laute Stimme schlängelt sich im Saale wie ein sprudelnder Quell zwischen harten Felsen. Sie kost und glättet, klagt und dröhnt, tröstet und richtet. Triumph und Sieg! Dringt ins Herz wie ein Balsam und sticht wie ein Messerstich, Triumph und Sieg!

Doch plötzlich schnellt ein Wald von Köpfen wild empor. Eine Gruppe von Menschen löst sich von der Menge und stürzt los zur Tribüne. Man vernimmt ein Gewirr von wütenden Schreien und Flüchen. Alles ruft, überstürzt sich, drängt sich vor.

U g a n d a. — P a l ä s t i n a. — Sein oder Nichtsein, das ist die Frage, die wie mit Peitschenhieben die Menge gegen den Führer treibt. Der Sturm wächst, indessen wilde Schreie dröhnen durch den ganzen Saal bis weit hinauf zu den dichtgefüllten Gallerien und aus dem Gewirr heiserer, unverständlicher Laute steigt ein Ruf, der wie die schrecklichste Anklage von Jahrhunderten dröhnt: „Verräter"!!

Die treue Mutter sitzt in einer der Sesselreihen und kann sich nicht fassen. Gebeugt, halb gebrochen starrt sie mit wirren Augen in die schäumende Menge und Thränen würgen sie im Halse. Sie will aufstehen, doch die Menge staut sich von allen Seiten. Sie will schreien, ihrem Sohne zu Hilfe eilen, doch

ihre schwache Greisenstimme erstirbt, bevor sie sich der Kehle entringt. „Dori, mein lieber, guter Dori“, flüstert sie nur wie geistesabwesend und ringt sich langsam zur Tribüne hin.

Er jedoch steht noch immer vor der wehenden, weissblauen Standarte — mit erhobenem Haupte — stolz, aufrecht, mit einem traumverlorenen Blick, wie ein steingewordenes Gewissen, umbrandet vom Tränenmeer eines ganzen Volkes. . .

Eine Weile später schon sitzt bei ihm die Mutter. Herzl liegt fiebernd in einem Nebensaal und kalte Umschläge kühlen seine schweratmende Brust. „Mein lieber, guter Dori“ — flüstert die Mutter. Der Puls ist unregelmässig, das Herz schwach, — die Aerzte schütteln ernsthaft den Kopf.

In Edlach. . . Eine dumpfe Sommerschwüle erfüllt das Krankenzimmer und der durchdringende Kampfergeruch legt sich mit erstickender Glut auf die Brust. Im dämmernden Dunkel herabgelassener Vorhänge tummeln sich die Aerzte und flüstern geheimnisvoll. Im Bett, dem Fenster gegenüber, liegt der Kranke mit halbgeschlossenen Augen und wälzt sich unruhig, geschüttelt von Fieber und Hustenanfällen. Seine Augenlider sind geschwollen und vom blassen Gesicht hebt sich der tiefschwarze Bart ab, in dem der grauliche Anflug umso deutlicher zum Vorschein kommt. Auf der Stirn perlen grosse Schweisstropfen und jede Weile fährt der ganze Körper auf, ringt nach Luft und der Kranke hustet trocken, stossweise. Die Aerzte wachen Tag und Nacht.

Zur Herzschwäche gesellt sich eine Lungenentzündung hinzu. Mit künstlichen Einspritzungen versucht man, das erlöschende Leben zu verlängern. Der Kranke speit Blut und verlangt viel, viel Luft.

„Luft!“ . . . „Luft!“ . . . lispeln ersterbende Lippen. Jemand hebt die Gardine, öffnet das Fenster und ein gleissender Lichtstrom dringt in das Zimmer.

Luft! . . . Luft! . . .

In schillernder Pracht entfaltet sich draussen der Farbenreichtum einer blühenden Gebirgsgegend. In hellen Flammen geht gerade die Sonne unter und wie eine brennende Kugel sprüht sie einen Bogen von roten und violetten Funken. Allmählich kriecht die Dämmerung in das lichtdurchflutete Krankenzimmer und von den schneebedeckten Alpengipfeln erhebt sich ein leise klagender Abendwind . . .

Der Kranke fleht mit einer leisen Stimme: „Mutter — Mutter — werde ich dich noch sehen?“ . . . „Bald kommt sie“, — beruhigen ihn die Wärter und trocknen seine schweisstriefende Stirn. Der Kranke aber wird immer unruhiger.

„Ad loca! Ad loca!“ — ruft er plötzlich im Fieber. Von Zeit zu Zeit speit er Blut, öffnet langsam die Lider und sagt mit totmüder Resignation: „Mein Blut, ich dachte nicht, dass

ich dich so leicht hergeben werde." Und bald versinkt er in einen Halbschlummer...

Plötzlich öffnet sich leise die Tür und der Kranke fährt vom Schlummer auf. „Die Mutter ist gekommen! Die Mutter!" Wie vom Blitz getroffen bleibt sie bei der Tür stehen. Aber im Nu gewinnt sie die Fassung. Sie nähert sich dem Bette. „Mein gutes, liebes Kind," beginnt sie mit einem stillen, milden Lächeln. Der Kranke jedoch, bis nun gebrochen, zusammengekauert und fast teilnahmslos, reckt sich stramm vom Lager, streckt seine Arme weit aus, umschlingt die vergötterte Mutter und streichelt und küsst sie mit den bluttriefenden Lippen wie ein kleines, krankes Kind. „Es ist schön von dir, Mutter, dass du gekommen bist. Du schaust prächtig aus. Ich weniger, — aber das macht nichts. Bald ist es vorbei."

Nach wenigen Stunden ruft man die Mutter wieder an das Krankenbett. Doch ein wilder Schrei zerreisst bald die Luft und mit dem ganzen Körpergewicht fällt die Mutter aufs Bett ihres Dori. Sie küsst ihn wie wahnsinnig, umfasst krampfhaft seinen Leib und liebkost ihn in wilder Verzweiflung.

In ihren Armen liegt ein Toter...

Julius Weber, Czernowitz.

Der Journalist.

(Ein Essay.)

Aber bitte. Sehr gerne. Sie verlangen von mir einen Beitrag und überlassen mir die Wahl des Themas. Ausgezeichnet. Es ist mir eine angenehme Aufgabe, dies zu tun. Schon lange will ich von mir den seelischen Alpdruck lösen, der lastet und grämt. Schon lange brennt es mir auf der Seele und verlangt nach Ausdruck. Ich schreibe also über den Journalisten. Zunächst: Was ist ein Journalist? Dies: Ein Journalist ist der Herold des Tages. Die Geschichte ist die Biographie der Menschheit, die Zeitung die Biographie des Menschen. Ist also der Historiker nur ein Biograph? Das ist seine Sache. Er mag sich damit bescheiden, als objektiver Beschreiber, als nüchterner Schilderer von vollzogenen Geschehnissen zu gelten, oder sich den hohen Rang eines schaffenden Geistes geben. Sicher ist, der Journalist ist kein Biograph. Der Geschichtsschreiber kann vor, hinter, über oder mitten in den Tatsachen stehen. Er ist immer das von den Wellen umspülte Schiff. Er lässt sich treiben, lässt die Tatsachen an sich herankommen. Er ist immer ausser den Dingen. Der Journalist aber ist in den Dingen. Er erlebt sie. Er ist nicht ausser den Dingen; er ist ausser sich. Ein Geschichtsschreiber kann ein Kapitel schreiben, oder

es unterbrechen. Ein Journalist muss es schreiben. Er verfolgt nicht die Ereignisse. Die Ereignisse verfolgen ihn. Er erspäht ihre durch äussere Ursachen gelösten Zusammenhänge und verbindet sie. Er hebt die starre Linie der räumlichen Begrenzungen auf und formt aus dem zu ihm dringenden Echo der Ereignisse ein gedankliches Gebilde, das in der Realität der Dinge seine Krönung findet. Jeder Mensch hat intuitive Fähigkeiten. Die wenigsten sind sich ihrer bewusst. Der Journalist muss sie kennen. Sonst ist er keiner. Der Journalist hat einen sechsten Sinn. Den Aktualitätssinn. Er muss das Gesetz des Tages erkennen. Er muss von der pulsierenden Lebendigkeit des Augenblicks durchdrungen sein. Ein Ereignis, mag es noch so unscheinbar auftreten, kann das Symbol, den Kern, oder die Lösung eines Problemes in sich schliessen, zu dem der Journalist den Schlüssel finden muss. Newton sieht einen Apfel vom Baume fallen und das grosse Naturgesetz von der Gravitation wird ihm offenbar. Auf andere Menschen können ganze Aepfelbäume niedersausen, ohne dass sie dadurch in mehr als äussere Erregung geraten. Der Journalist hört einen Ton aus der internationalen Völkersymphonie und erkennt daraus das Gebot des Tages. Er sieht das spannende Kräftespiel im eigenen Lande und erkennt daraus die sich allmählich auslösende Wirkung, deren Verkünder er wird. Er überschaut, sichtet und ordnet die kleinen Alltäglichkeiten, die sich in winzigen Lebensäusserungen aus der Fülle der widerstreitenden Interessen abheben. Es entsteht die engbegrenzte, an die Oertlichkeit gebundene Chronik. Hier nimmt er leidenschaftlichen Anteil an dem heldischen Ringen der einzelnen Menschen und der Gesamtheit. Er trauert mit den Leidtragenden, ist froh mit den Fröhlichen. Er feiert die Gefeierten, er reist, rennt, wettet, siegt, fällt, erhebt sich wieder, handelt, jagt, richtet, urteilt, eifert an und entmutigt, lobt, tadelt und ist gleichsam Form und Inhalt, Beweger und Bewegung der Dinge. So erfüllt er nach einem inneren Gesetze die kontinuierlich wiederkehrende Erneuerung des Tages, in dem er, dem kategorischen Imperativ der flüchtigen Gegenwart gehorchend, sein Werk vollendet, um es in perpetueller Wiederkehr zu beginnen.

I.

„Gott vernichtet nicht den Menschen, wenn er den Propheten schafft". Sicher. Muss er auch nicht. Das überlässt er den Menschen. Nicht aus Mangel an Bescheidenheit ziehe ich diesen Vergleich heran, sondern aus Erkenntnis. Wenn Gott den Journalisten schafft, vernichtet ihn sicher die Gesellschaft. Es ist eine der schwersten Lügen unserer Gesellschaft, wenn sie zur Bemäntelung ihres ausgeprägten Hanges, die ethischen Elemente in ihrer regsamen, expansiven Tendenz

zu unterdrücken, die moralische Antechtbarkeit des Journalisten heranzieht. Denn der Journalist ist nichts anderes als der Künder und Bannerträger jener Lebensideale, die gerade die geistigen und materiellen Errungenschaften derer repräsentieren, die sie in vollen Zügen geniessen. Man hat im grossen Weltkriege vielfach die Journalisten gescholten. Man hat sie mit leidenschaftlichem Hass bedacht und geschmäht. Mit Unrecht. Sie waren ja in moralische Zwangsjacken gesteckt. Sie durften ja nicht der Stimme ihres Gewissens folgen. Sie wurden vor die Wahl gestellt: Die Wahrheit, oder den Geist aufzugeben. Vielfach waren sie dazu verurteilt, beides zu opfern. Wenn sie sich aber nicht immer entschliessen konnten, nur den Geist aufzugeben, geschah es aus der brennenden Ueberzeugung, dass die Wahrheit dadurch noch immer nicht gerettet sein würde. Immer aber standen sie unter dem unerbittlichen Diktum der Exponenten jener Gesellschaft, die zur Erhaltung ihrer eigenen Macht und zur Glorifizierung ihrer entgötterten Helden nicht nur totbringende Stahlwaffen, sondern auch wahrheitsmähende Stahlfedern benötigte. Dies ist keine Apologie. Es ist eine Beichte. Aber nicht, um eine Absolution zu erlangen. Denn es ist töricht zu glauben, dass ein Mensch dem anderen mit der tröstenden Verheissung einer überirdischen Gnade die nagende Pein eines drückenden Schuldbewusstseins wegwischen kann. Talent, Talent ist das Geheimnis aller Erfolge. Talent ist Ethik, ist Kraft. Das ist auch beim Journalisten das einzig giltige Credo.

II.

Glaubt mir, Schreiben ist eine Tat. Schreiben ist Schatten. Schreiben setzt Denken und Empfinden voraus. Und Denken und Empfinden sind die Vorläufer jeder Tat. In Zeiten geistiger Not, in Zeiten politischer Bedrängnis, in Zeiten demokratisierter Tyrannei, in Zeiten wie unsere, wo die Wahrheit verpönt ist und die ganze sogenannte Moral Bankerott angesagt hat, in Zeiten, wo der leiseste Versuch des Einzelnen, das Leben nach dem inneren Gesetze einer latenten sittlichen Kraft zu gestalten, durch die brutale Macht einer gott- und gewissenlosen Maffia niedergehalten wird, die im Namen einer bis zur Entseelung gehetzten Phrase von Vaterland, Humanität, Kultur und Staatsinteresse die edelsten Kräfte des Volkes zu schnödem, orgiastischem Selbstgeniessen missbraucht — in solchen Zeiten ist das Schreiben sogar eine heroische Tat. Ich sehe die fast greifbare Wirkung einer Notiz. Ich fühle das mächtige Aufwallen einer schlummernden Energie. Es gibt kleine Notizen und Bemerkungen, die, von einem fühlenden Herzen inspiriert, in das abgestumpfte Gewissen dringen und es mächtig bewegen. Sie regen an, rütteln auf, beissen, atomisieren und zwingen zur Aktivität. Wiederum andere erzeugen das Ge-

fühl seelischen Behagens und wohltuende Heiterkeit. Es ist eine unheimliche Kraft in ihnen, die Unheil zu stiften oder auch zu verhüten vermag. Es gibt Beispiele in der Geschichte und im Leben von dem elementaren Beben, das Journalisten mit ihrer täglichen Arbeit hervorrufen. Schreiben ist aber auch eine Kunst. Der allzeit treue Leser ahnt nicht im entferntesten, welche geistige Regsamkeit, welche sublime Gehirnfunktion erforderlich ist, um einen Artikel so zu schreiben, dass er ihn mit wachsamem Interesse, mit gleitender Leichtigkeit lesen kann, ohne durch Unebenheiten in der Führung des Gedankenganges und in der Diktion des Stiles im raschen Erfassen des Geschriebenen gehemmt zu sein. Gustav Flaubert, bitte, Flaubert, konnte, als er seinen Roman „Madame Bovary" schrieb, manchmal Stunden nach einem passenden Ausdruck suchen. Und er kam zu dem Ergebnis: „Man muss ein Genie sein, um ein passendes Adjektiv zu finden." Und Erfindungsgabe muss der Journalist haben. Nicht etwa, um Ereignisse zu erfinden. Die bietet ihm das Leben in reicher Fülle. Aber er muss findig sein in der Ueberwindung der Hindernisse, die sich gerade feindselig zusammenballen, wenn er in äusserster Spannung die brennende Wissgier der aufhorchenden Leser löschen will. Ich hörte einmal von einem englischen Journalisten erzählen: In einer der grössten Volkshallen Londons fand eine wichtige Volksversammlung statt, auf deren Ergebnis ganz England gespannt wartete. Der Saal war dicht gefüllt und hermetisch geschlossen. Der Reporter wollte, musste als Erster den Saal verlassen, um seine Zeitung, die eine halbe Stunde später zu erscheinen hatte, über die Annahme einer wichtigen Resolution zu informieren. In diesem brausenden Menschenmeer konnte kein Lebender sich Gehör verschaffen. Ein Lebender nicht, wohl aber ein Toter, dachte der Journalist und starb. Es war natürlich ein Scheintod. Die Umstehenden traten ehrfürchtig zurück. Platz dem Toten! Man hob ihn auf die Schultern und trug ihn aus dem Saale. Draussen angelangt, erwachte der Journalist, entwand sich den Händen seiner Träger. „Danke, meine Herren, begraben müssen Sie mich nicht, sonst kann meine Zeitung Ihre Beschlüsse nicht veröffentlichen." Sprachs und verschwand. Eine halbe Stunde später wusste ganz London, was vor wenigen Minuten noch tiefstes Geheimnis war. Ein amerikanischer Journalist kam auf folgenden Einfall: Er wollte als erster das Urteil in dem berühmten Prozesse Humbert seiner Zeitung kabeln. Dazu war es nötig, sich das Telephon zu sichern. Er ging hin und begann die Bibel zu blasen. „Aber was sprechen Sie denn da? Das ist doch die Bibel", dröhnte es ihm in die Ohren. „Tut nichts, schreiben Sie nur. Bis wir zur Sintflut kommen, haben wir auch schon das Urteil über die Humbert. Ich muss das Telephon besetzt halten, sonst bekomme ich keine Verbindung mehr". Der Streich

gelang. Die anderen kamen schon zu spät. Wer die reichere Erfindungsgabe hatte, der siegte eben.

III.

Und doch. Und dennoch. Und trotzdem: Der Journalist wird von der bürgerlichen Gesellschaft immer gefürchtet, zuweilen geehrt, aber selten geliebt. Eigentlich mag man ihn nicht: Man macht da feine Unterscheidungen in sozialer Beziehung. Ich hörte einmal einen Bürger mittleren Standes den Journalisten so klassifizieren: Er ist mehr, wie ein Doktor und weniger wie ein Kaufmann. Dieses Urteil ist nicht im Kopfe eines tief denkenden Soziologen entstanden, aber es ist typisch. Dieses Urteil liegt im Wesen der bürgerlichen Gesellschaft. Sie verschliesst sich vor den Elementen, die ihr nicht homogen sind. Die Gesellschaft ist ein konservatives, auf dem Prinzipe der Nützlichkeit aufgebautes Gebilde. Ihre Stärke liegt im Einhalten des Mittelmasses in allen geistigen, ethischen und sozialen Dingen. Ihr Grundsatz ist: Ruhe in der Bewegung. Der Journalist ist ein Störer dieser Ruhe. Er ist ein Ausbrecher. Sein Prinzip ist: Bewegung in der Ruhe. Er ist indiskret, vorlaut und immer dabei. Das Immerdabeisein ist in der Tat eine üble Sache. Es gibt Dinge, bei denen man nicht sein soll. Und im Tun und Lassen der Gesellschaft gibt es schon gar solche Dinge, bei denen man nicht Zeuge sein soll. Ich habe gefunden, dass sich in vielen Köpfen eine eigene Auffassung vom Wesen des Journalisten eingenistet hat. Die primitivste Aeusserung einer geringschätzigen Charakteristik kommt vielfach in der Meinung zum Ausdruck, als ob der Journalist nur dazu da wäre, Neuigkeiten zu bieten. „Was gibt es Neues?“, fragt der Bürger und glaubt seine ganze Beziehung zur allgemeinen kosmischen Problemstellung erschöpft zu haben. „Ich habe für Sie eine Neuigkeit!“, raunt einer wichtigtuend und glaubt das Geheimnis des Universums zu offenbaren. Das gesteigerte Bewusstsein von der Wichtigkeit des Neuigkeitengebens und des Neuigkeitennehmens wäre ja anzuerkennen, wenn es nicht eine so bodenlose Verkennung der wahren Mission des Journalisten verriete. Zu dieser Mission gehört auch das umsichtige Führen des Lesers durch die Wirrungen und Windungen der Ereignisse des Tages. Nicht selten passierte es mir, dass ein treuer Leser mir über eine aktuelle Frage in beredter Ueberzeugung seine Gedanken vermittelte, die ich ihm wenige Stunden vorher vorgedacht und vorgeschrieben habe. Ich durfte mich im stillen darüber ergötzen, ohne mich als deren Urheber zu bekennen. Denn der Journalist bleibt anonym. Er hat die Genugtuung, täglich und stündlich die Reflexe seiner Ideen in prägsamer Form zu beobachten. Für einen Batzen täglich setzt er eine Summe von Gedanken, Beobachtungen und kritischen Betrachtungen

in Umlaut. Sie werden verbreitet, werden verpflanzt und von Mund zu Munde getragen, bis sie sich im öffentlichen Bewusstsein verankern. Der Journalist bleibt anonym. Das ist sein Los.

IV.

Unter den vielen mächtigen Feinden und Anhängern des Journalisten sind zwei von besonders scharfer Prägung. Der eine ist ein Philosoph und der andere ein Kaiser. Der Philosoph heisst Arthur Schopenhauer und der Kaiser heisst Wilhelm II. Es liegt im Grade der Begabung des Menschen, wenn sich zwei Eigenschaften selten zur harmonischen Ergänzung der Persönlichkeit vereinigen. Ich folge den Intentionen der Natur und ziehe zwei mit verschiedenen Qualitäten heran. Beide gehören der Geschichte an. Schopenhauer wegen seiner Philosophie und Kaiser Wilhelm vielleicht eben wegen des Mangels an Philosophie. Schopenhauer war ein grimmiger Hasser der Journalisten. Er nannte sie Halunken und Sprachverhunzer. Was er einmal von dem von ihm befehdeten Gelehrten sagte, dachte er auch über die Journalisten. Er fasste seinen Hass in die bissige Formel: „Dann erlaubt mir gehorsamst zu bemerken, dass Ihr in jedem Sinne gemeine Kerle seid“. „Habt mehr Ehr im Leibe und weniger Geld in der Tasche“. Ganz anders Kaiser Wilhelm. Seinem Bruder, dem Prinzen Heinrich von Preussen gab er, als dieser sich nach Amerika begeben sollte, zum Geleite: „Verhalte Dich gut mit den Journalisten, denn sie sind kommandierende Generale“. Es fällt schwer, zu entscheiden, welcher der beiden Anschauungen die absolute Wahrheit zuzuerkennen ist. Schopenhauer hatte die Journalisten seiner Zeit im Auge. Und ich muss gestehen, dass er mit der Härte seines Urteils auch eine gewisse Weitsicht verband. Wir haben auch Halunken in unserer Mitte.

Aber zum Glücke ist die geschmähte Masse mit einem so feinen Sinn für die Ausfindigmachung des echten, reinen Elementes im Journalistenstande und für die Aechtung des Minderwertigen ausgestattet, dass man sie ruhig ihrem Urteil überlassen darf. Nichts, was echt, rein und gross ist, lässt sich verbergen und kein Haderlump wird lange maskiert bleiben. Ich sehe den Tepp mit entseelten Buchstabenkolonnen Journalistik simulieren. Ich sehe, wie er die Stirne in Falten legt, um die Aufschrift zu verhüllen, die in schreienden Lettern ruft: Du Narr! Gewiss, es gibt solche auch in den Reihen der nachschopenhauer'schen Journalisten. Aber ebenso wenig, wie ich mich entschliessen kann, den Ausspruch Kaiser Wilhelms absolut gelten zu lassen, ebenso wenig kann ich mich entschliessen, Schopenhauer allein gelten zu lassen. Ich wähle den Mittelweg. Es gibt unter den Journalisten Halunken und

kommandierende Generale. Aber nicht ausschliesslich Halunken und nicht ausschliesslich kommandierende Generale.

V.

Wie kommt dieses Bild in diesen Rahmen? Weil fast kein Journalist im Rahmen eines jüdischen Almanachs ein völkisch fremdes Element bildet.

Martha Kern, Czernowitz.

Ein jüdischer Malerpoet.

Das Wesen des Künstlerischen lässt sich vielleicht da am besten erfassen, wo es in doppelter Aeusserung auftritt. Künstler mit vielfältiger Begabung hat es immer gegeben und das vergleichende Studium ihrer Werke war zu allen Zeiten aufschlussreich und interessant. Die Wechselbeziehungen zwischen den einzelnen Künsten treten klar zu Tage und es wird offenbar, dass ein Boden sie alle nährt. Vielleicht erklärt sich auch daraus die überraschende Anzahl der künstlerisch doppelt Begabten, die aus der Masse der künstlerisch ganz Unbegabten hervortritt. Von den bildenden Künstlern des Altertums soll da gar nicht die Rede sein, die wie Phidias alle Disziplinen ihrer Kunst, Architektur, Bildnerei und wahrscheinlich auch die Malerei beherrschten. Das sind verwandte Künste und bis in die moderne Zeit, die ja so sehr zu Spezialisierungen neigt, waren malende Baukünstler und architektonisch begabte Maler keine Seltenheit. Anders verhält es sich, wenn ein Künstler zu gleicher Zeit Talent und Neigung sowohl zur bildenden als auch zur tönenden Kunst zeigt. Die Voraussetzungen sind für diese Künste ganz verschieden, ihre Ausdrucksform eine ganz andere. Der bildende Künstler schafft im Raume, er hat Gesichts-Halluzinationen, der Dichter oder Musiker hat Gehörs-Halluzinationen und seine Schöpfungen bewegen sich in der Zeit. Auf diese entscheidenden Grenzen hat ja schon Lessing hingewiesen und dennoch gibt es Künstler, welche die beiden so verschiedenen Gebiete beherrschen. Fast sämtliche Maler der Renaissance haben sich als Dichter versucht; in der modernen Zeit steht Goethe an der Spitze von denjenigen, die sich erst nach schweren inneren Kämpfen für die Dichtkunst entschieden, für die aber bildende Kunst durchs ganze Leben Lockung und Anreiz war. Man muss nur an die Gemälde Gottfried Kellers denken oder an die vortrefflichen Handzeichnungen Hermann Hesses, die erst kürzlich erschienen sind.

Zwei Talente in g l e i c h e m Masse zu pflegen, erscheint jedoch unmöglich. Michelangelos dichterische Begabung, die



Artur Kolnik (Czernowitz): Mädchen mit Blume.

so stark aus seinen Sonetten klingt, musste seinen bildnerischen Trieben weichen. Und Goethes Dichterkraft verschlang die Gestalten seiner bildnerischen Phantasie. Immerhin lässt es sich feststellen, dass bildende Künstler viel eher dazu geneigt sind, zur Feder zu greifen, als Dichter zum Pinsel. Das Wort ist ein Ausdrucksmittel, das um so vieles leichter Verständnis findet und wer die künstlerische Form im Gemälde oder in der Skulptur beherrscht, wird sie auch nicht schwer im Verse finden. Auch klare, knappe und sachliche Informationen über künstlerische Intentionen in mustergiltiger Prosa sind keine Seltenhei. Wer Whistlers ten o'clock kennt, wird die künstlerische Ausdrucksform dieser kleinen Schrift bewundern. Ebenso gibt es autobiographische Notizen von bildenden Künstlern, die wie Feuerbachs Vermächtnis auch literarisch wertvoll sind. Auszunehmen davon wären die vielen schriftlichen Erläuterungen der extremen Moderne. Hier spricht keine doppelte Begabung, sondern Hilflosigkeit und Unzulänglichkeit der einen.

Ein moderner Künstler, Dichter und Maler zugleich, ist der Sohn von Mathias Acher, Uriel Birnbaum.*) Er trat zuerst mit einer Anzahl von Gemälden in die Oeffentlichkeit und man kannte ihn als einen hochbegabten und hochstrebenden Maler. Nun liegt ein Band Sonette vor uns, in musterhafter Ausstattung bei Löwit erschienen und der merkwürdige Fall tritt ein, dass man gar nicht sagen kann, was er eigentlich ist, wo seine Kunst sich bedeutender äussert, in der Dichtkunst oder in der Malerei.

Der Dichter schildert die Erlebnisse von fünf schicksalsvollen Kriegsjahren in der Form von meisterhaften Sonetten und der Maler schmückt die Titelblätter der einzelnen Abschnitte mit Bildern von unvergesslicher, eindringlicher Kraft. Die spielerische und altertümliche Versform umschliesst ein heisses, leidenschaftliches Herz und erfüllt ungeahnte Möglichkeiten. Dieses Herz ist in einer rückhaltlosen und ausschliesslichen Weise von Gott erfüllt, dieser klare, lodernde Geist fühlt sich so sehr als Gottes Kind, dass selbst der pessimistischeste, nüchternste Rationalismus bewältigt schweigen muss. Ueber dem Schutt von Jahrtausenden ersteht in ihm das Bild Gottes, wie es einst die Propheten sahen. Gewaltig im Zorn und über allem Mass erhaben in seiner Glorie. Merkwürdig und echt jüdisch lebt in dieser Seele der Wille zum Leid. Er bildet die fanatische Triebkraft dieses Herzens, denn „Leid ist gut, Leid ist erhaben, im Leid läutert sich die Seele zu Gott."

„In Gottes Krieg" nennt er sein Buch. Der Weltkrieg ist ihm ein Strafgericht Gottes, über die sündige Menschheit verhängt. Aus ihrem Pfuhl von Wohlleben und Schande sollen

*) Drei seiner bedeutendsten Malerwerke, die Zyklen „Die Schöpfung", „Der Wurm" und „Gottes Krieg" befinden sich in Privatbesitz in der Bukowina.

sie wieder zu ihm finden und durch tausend Höllen geht der Weg. Der junge Künstler, ein Knabe fast, stürzt sich selber in das Meer von Unglück, das dieser Krieg über die Menschheit bringt, denn auch er fühlt sich schuldig, auch er will leiden und büssen. Er wird assentiert, abgerichtet und an die Front geschickt, und nun, vor der grauenhaften Wirklichkeit beginnt sein Glaube, diese Schrecken seien von Gott gesendet, zu wanken. Hier sieht er den Krieg in seiner wahren Gestalt, nicht mehr göttlich gut, sondern:

> Zum Alp und Scheusal bist du jetzt geworden!
> Das ist nur Marter mehr und nicht mehr Morden!
> Das ist nur Elend mehr und nicht mehr Leid!
> Das ist nur Jauche mehr, die allen Borden
> Entströmt, zunicht macht Gottes Herrlichkeit.
> Krieg! Grosser Krieg! Du schienest Gottes Kleid,
> Gestürzter Cherub: Satan bist du heut!

Das Leid, das er suchte, wird ihm in überreichem Masse zuteil. In jeder Form lernt er es kennen. Ein teurer Freund fällt ihm am Isonzo und die Sonette, die er seinem Andenken weiht, sind von einer grossempfundenen, griechisch anmutenden Trauer. Ungemein ergreifend ist die unpathetische Gebärde des Abschiednehmens, durch welches die Hoffnung auf endliche Wiedervereinigung klingt.

> Leb' wohl! leb' wohl! Und gebe Gott dir Frieden
> Und mir den gleichen Frieden: Wenn nicht hier
> Auf Erden mehr — so einst dem Erdenmüden
> In seiner Glorie: Und dann n e b e n d i r!

Das Leben in den Cavernen, vertiert, verlaust, Hunger, Kälte, die Weissglut an der italienischen Front, Nahkampf, Trommelfeuer, das sind die Leidensstationen, die ihn zur grossen Passion führen, zur Schlacht, in der er durch eine Granate schwer verwundet wird. Der Jammer des Physischen, der kranke Leib, der die starke Seele zu bewältigen droht, werden mit tief ergreifender Wahrheit geschildert. Die Szenen am Hilfsplatz, im Auto, das ihn aus der Feuerlinie schafft, am Operationstisch, wo ihm ein Bein amputiert wird, sind so wundervoll wiedergegeben, dass man sich fragen muss, welche eminente geistige Kraft in diesem schwachen Körper wohnen musste, dass er in solchen Augenblicken so beobachten und so urteilen konnte.

Ein ungemein rührendes Bild leitet das nächste Leidenskapitel ein: Im Spital. Ein schmales eisernes Feldbett, in ihm jammervoll und leidverzerrt mit hohlen Wangen der Mensch, über ihm, an der Wand, fast wie an Stelle eines Kruzifixes, der Tod. In sonderbarer, symmetrischer Weise wie ein offener Fächer breiten sich seine nackten Rippen aus. Ruhig und unabwendlich blickt er aus ernsten Augenhöhlen auf den arm-

seligen Rest von einem Menschen herab. Aus den unerträglichen Schmerzen des Krankenbettes erlöst ihn die Krankenschwester. Wie ein stiller, sanft-leuchtender Stern erscheint sie an seinem Lager. Wie schildert er sie so wunderschön, mit dichterischer und malerischer Kraft zugleich, ihr weisses, leise rauschendes Kleid, das wie eine stille Insel in seiner Hölle Qualen auftaucht, ihren stillen Schritt, ihre sanfte Hand. In diese Hand lässt er sein ganzes, ungebändigtes Ich hinströmen, seine ganze hochfliegende und nun fast gebrochene Seele. Der Turm Gottes, wie er sich nannte, die Festung, Uriel schwankt und droht in die Nacht zu versinken. Doch findet er wieder zum Licht aus „Dunkelheit und Ferne, aus der Ewigkeit kommt er zurück, gelockt vom Lichte ihrer Augensterne, zu ihrer Güte und zu ihrem Blick“.

Die Titelbilder der beiden folgenden Kapitel sind „Seuche“ und „Pogrom“. Mit hängenden Brüsten und eklem, aufgequollenem Leib hockt die Grippe über der Stadt, den fetten Krötenfuss gierig nach ihrer Beute ausgestreckt. Eilig schreitet der Pogrom durch die Gassen, grauenhaft und riesengross seine Fledermausflügel ausbreitend, scheint er selbst die Sonne zu überschatten. Entsetzt weicht der geduckte Jude vor dem Gespenst zurück, wildeste Todesfurcht im Auge. Die entsetzte, fliehende Gebärde des hilflos-kleinen Menschen vor den Gewalten, die ihn umdrohn, ist charakteristisch für Birnbaums Kunst. Wir sahen sie schon einmal in einem Gemälde, das einen Künstler darstellte, wie er vor der Dämonie seines eigenen Werkes flieht. Sie kehrt wieder in dem Blatte „Verwundung“, das vielleicht zu den stärksten der eindrucksvollen Serien gehört. Die Blätterfolge, die sich aus „Gottes Krieg“ ergibt, könnte Birnbaum ebenso gut auch „Totentanz“ benennen. Sie würde durch die Nachbarschaft von Holbein und Rethel nicht leiden. Mit visionärer Kraft ist da der Tod gesehen. Seine grauenhafte Majestät tritt unverhüllt zu Tage; er braucht keine Maske, er verschmäht jede List, im unaufhaltsamen Vorwärtsschreiten hat er den Menschen besiegt, noch bevor ihn dieser erblickte.

Das Buch, das in jeder Seite von Gott wiederhallt, von Gott, dem Ewigen, dem Gewaltigen, dem Herrscher der Heerschaaren, zeigt keinmal den Versuch, ihn auch im Bilde, sinnlich wahrnehmbar, darzustellen. Sollte Uriel Birnbaum hier als Maler versagen, liegt hier Mangel an schöpferischer Phantasie vor oder ist es künstlerische Absicht, kluge Beschränkung? Man wird wohl ruhig das letztere annehmen können und vielleicht noch als Hauptmotiv das alte jüdische Bibelverbot. Dieser moderne Künstler sieht ganz darnach aus, als wären ihm noch heute alte jüdische Satzungen heilig, als würde er da noch stehen, wo einst unsere Propheten gestanden. Der gleiche Glaubenseifer durchglüht auch ihn, wie in Moses

von Michelangelo lebt auch in ihm die zwingende Kraft des Gottesverkünders. Jahrtausende der Demütigung fallen ab von ihm, aufrecht und stolz bekennt er sich zu dem einen, jüdischen Gott.

Dennoch enthält sein Buch auch viele Elemente von fremder, europäischer Kultur. Am interessantesten drückt sich diese Mischung im Gedichte „Schma Jisroel" aus. Wie meistert er da die markigen Worte der deutschen Sprache, wie souverän beherrscht er die Rhythmen des romanischen Sonettes, um es in hinreissendem Schwunge hinaufzutreiben zu den ewigen Worten: Schma Jisroel. Dieser Künstler, der ganz von jüdischem Geiste erfüllt ist, ist in seiner Formensprache Europäer, Deutscher. Wenn dieses Buch vor allem für die Juden eine höhere Bedeutung hat, so soll damit noch nicht gesagt sein, dass es nur von Juden bewertet werden will. Es gehört zum guten Teile der deutschen Kultur und in seinem edelsten Teile der ganzen Menschheit.

Dieses Hinausstreben aus der Erdenenge zum Höchsten, zum Gott, zum Ideal, dieses Ringen um die höchste sittliche Freiheit, bleibt in allen Zeiten bestes Menschheitsgut.

Dr. Benjamin Fuchs, Czernowitz.

Der Prophet.

Auf seinem Lager überfällt es ihn.
Gleich dem Gebrüll von tausend Löwen
Erdröhnt's in seinem Innern:
Gedanken rufen nach Gestaltung
Und wollen durch das Wort geboren sein.

Sie jagen in seinem Innern hin und her,
Verwirrt und wirbelicht verschlungen,
Ein großes Chaos, eine ungebor'ne Welt.
Doch wie ein leuchtend Feuer,
Dessen Flammen züngelnd ineinander brennen,
Einheitliche Quelle alles Flammens ist,
Beherrscht ein großer Wille dies Gewirre
Und ist die Wurzel ihres Seins.
In ihr Kreisen, in ihr Rasen
Bringt er Ordnung, bringt er Sinn:
„Dieses Volk, es darf nicht untergehen,
Dem Gott sein Wort hat offenbart,
Lebendig Zeugnis, muß es wandeln
Durch Zeiten hin zur Ewigkeit.
Und in seinen Händen schirmend tragen
Das göttliche Gesetz".

Sein Körper bebt.
In seinem Hirne werden
Gedanke und Wort
Zur Einheit verschmolzen.
In Reihen geordnet
Strömen sie aus.
Und um Mitternacht
Erhebt er sich vom Lager
Und nimmt die Tafel jäh zur Hand
In eisigem Schauer bebt sein Körper,
Doch es arbeitet sein Geist. —
Und er schreibt und schreibt:

„Vom Osten, vom Assyrerland,
Von dort her kommt der Sturm.
Braungrau ist sein Gewand
Und glühend ist sein Atem
Und Städt' und Länder
Verdorren unter ihm.
Und wo er war,
Da bleicht Gebein.

Wenn einsam in der Wüste
Die Karavane zieht,
Da sieht der Führer plötzlich
In der Ferne eine Wolke glühn.
Und er ruft:
Der Samum, der Samum!

Wirblichte Wolken
Glühend heissen Sandes,
Wandelnde Berge
Sieht man ziehn:
Duckt euch, duckt euch!
Drücket platt zu Boden
Euer Angesicht!
Und wenn er vorbei ist,
Und ihr noch lebt,
Dann erhebet euch!
Schüttelt den Sand
Aus Nase und Mund
Und ihr lebt! Ihr lebt!

Aber ich sage euch, duckt euch nicht!
Zerschellen wird der Sturm
Sein Haupt an den Mauern von Jerusalem,
Wenn ihr euch bessert, wenn ihr glaubt.
Heranwälzen wird sich
Wie ein Strom der Assyrer Heer.
Blitzen wird's von Waffenglanz und Schmuck.
Alles werden sie zertreten und zerstampfen
Und begraben unter ihrer Flut.
Doch hier gebiete ich ein Halt!
So spricht der Ewige.
Und hingeschlachtet sollt ihr sehen
Den Riesenleichnam eueres Feindes."

Der Prophet — starr, wie leblos liegt er da
Unter wuchtenden Gedanken zerbrochen und zermürbt.
Doch, es ist vollbracht!
Wie ein leuchtender Nebel
Schwebt sein Gedanke über ihm.
Er erhebt sich über die Häupter der Menschen,
Er erhebt sich über die Geister. —

Doch da rufet eine Stimm' in ihm:
„Auf, erhebe dich!
Gürte deine Lenden!
Gehe hin und rede zu dem Volk! —
Schön ist es wohl, den Gedanken zu gebären,
Doch schöner, ihn in die Tat zu wandeln". — —

In der Vorhalle des Tempels steht er da
Und spricht zum Volk.
Der Pöbel schimpft und schwatzt,
Doch mählich wird er still;
Denn einen Funken Gottes
Wecket der Prophet in ihm.

Riesengroß wächst die Gestalt
Und die Hand, die reckt er in die Ferne aus.
Und greifbar nah liegt das Land der Zukunft da: —
Der Menschheit Messias wird geboren

Oberrabbiner Dr. H. P. Chajes, Wien.

Kehret um zu mir . . . . so werde ich umkehren zu euch. (Zacharia 1,3)

Das Amt.

Die Antrittsrede, die Oberrabbiner Dr. Chajes hielt, als er am 3. August 1918 in Wien sein Amt antrat, hat — dünkt uns — historische Bedeutung erlangt. Sie ist das mutige, hochherzige Bekenntnis eines freien Dieners seines Volkes und kennzeichnet eine neue Aera im Judentume.

Tiefe Genugtuung schwellt meine Brust an diesem für mein Leben entscheidenden Tage, da ich Besitz ergreife von der Kanzel, die zu den ragendsten im Judentume gehört. Schwer ist die Verantwortung, die auf mir ruht, gross aber auch die Macht, die in meine Hand gelegt wird. Nicht jene Macht ist es, die die Gläubigen anderer Völker und anderer Bekenntnisse ihrem Geistlichen zu eigen geben. Kein Priester steht vor Euch von Weihrauchsnebel umhüllt, klar und

scharf soll sich das Bild meiner Persönlichkeit vor Eueren Augen abheben, ein freier Mann, will ich zu freien Menschen sprechen, mit freien Menschen wirken, wenn nötig und wo nötig, zur Freiheit Euch erziehen.

Nicht vermag ich Sünden zu lösen und Seelen zu binden, die Wonnen des Paradieses kann ich Euch nicht verheissen, die Qualen der Hölle nicht androhen. Nicht soll ich Euch erscheinen als Vertreter der Gottheit, noch steht es mir zu, bei der Gottheit Euch zu vertreten. Vielleicht kann ich den Weg Euch weisen, der zu dem Göttlichen führt, das in Euerem Inneren lebt, in Euerer Seele, in Euerem Gewissen.

Ich werde Euch nicht sagen, hier ist die Wahrheit, glaubet daran, beugt demütig Euer Haupt unter ihr Joch. Euer irrender Bruder bin ich, unfehlbar ist in mir nur das heisse, leidenschaftliche unbeirrbare Streben nach Wahrheit. Vielleicht kann ich den Weg Euch weisen, der zur Wahrheit führt, doch den Weg kann ich für Euch nicht gehen. Aus eigener Kraft muss ein jeder seine Hindernisse und Fährlichkeiten überwinden lernen.

Und trotzdem, meine Freunde: gross ist die Macht, die in meine Hand gelegt wird. Den alten heiligen Judenstolz, die wundertragende, wundertätige Judenkraft kann ich Euch wieder lehren. Stolz sollt Ihr wieder darüber empfinden, das Ihr dem Volke angehört, das das jugendfrischeste ist unter den am Webstuhl der Geschichte wirkenden. Nicht das ist unser Ruhm und unsere Stärke, dass wir die älteste bilden unter den an der Befreiung der Menschheit schaffenden Kräften, sondern, dass wir trotz unseres Alters, obschon wir den Pyramiden gleich vier Jahrtausende auf unseren Schultern tragen, so blühend sind und schaffensdurstig, so gegenwartsfest und zukunftssicher, wie an dem Tage, da wir in grauer Vorzeit ins Licht der Geschichte getreten.

Auch andere Völker gibt es, die wie wir auf Jahrtausende zurückblicken, reich an unschätzbaren Kulturwerten, doch die ungezählten Millionen, die an den Ufern des sagenumströmten Ganges leben, die Söhne des Reiches der Mitte, sie sind verdorrt, zu Mumien vertrocknet, sie leben kümmerlich von den Abfällen ihrer einst üppig besetzten Tafel, sie haben seit Jahrhunderten kein neues Wort der Welt zu sagen. Doch wir, wir leben! Entscheidend und bestimmend ist unser Wirken heute wie an dem Tage, da wir den Söhnen Adams das göttliche Geschenk der Bibel gebracht. In den langen, langen Jahrhunderten unseres Daseins hat es kein Volk gegeben und kein Geschlecht, das, mit uns in Fühlung getreten, nicht erstarkt wäre, sich nicht bereichert hätte an den Schätzen unseres Geistes und unserer Seele. Wie einst unsere unvergleichlichen Propheten die Menschen gelehrt, an die Zukunft zu denken, für die spätesten Geschlechter sich zu mühen, aus der Enge der Ge-

genwart das in weiter Ferne Liegende zu umspannen, den Kommenden eine bessere Welt zu bereiten, so haben in der jüngst verflossenen Vergangenheit Männer unseres Stammes die seelenlosen Massen zu neuem Leben erweckt, die verstreuten Knochen, wie in der Totenfeldvision Ezechiels mit einer Seele begnadet, sie zum Bewusstsein ihrer Kraft und ihres Wertes gebracht, ihnen die Macht verliehen, die morsch gewordene Gesellschaft aus ihren Angeln zu heben und das uralte jüdische Ideal der sozialen Gerechtigkeit seiner Verwirklichung näherzubringen. Wo immer gekämpft wird um Befreiung von mittelalterlichen Banden, um Sprengung schimpflicher Ketten, um Erlösung aus geistigem Drucke, da stehen Söhne Israels heute wie vor Jahrtausenden kämpfend und führend, leidend und blutend an vorderster Stelle.

Stolz sollt Ihr wieder darüber empfinden, dass Euer Stamm der stärkste ist unter den Bildnern der ewigen Werte. Wir, die Schwachen, wir, die Geschmähten, wir, die Gedrückten, wir, die Verfolgten, haben den mächtigsten Staaten und Völkern den Weg ihrer Geschicke geebnet. Der jüdische Imperialismus, der einzige, der den Menschen nicht zum Fluche, sondern zum Segen gereicht, der einzige, der nicht bedrückt, sondern erhebt, der nicht knechtet, sondern befreit, der nicht verwundet, sondern heilt, der jüdische Imperialismus, der seinen höchsten Ausdruck findet in dem Bibelworte:

כי מלאה הארץ דעה את ד' כמים לים מכסים (Jes. XI. 9).

„Kommen muss, kommen wird die Zeit, in der unsere Weltanschauung die ganze Welt erfüllen wird," unser Imperialismus ist der einzige, der ungestraft Jahrtausende in die Schranken fordern darf, der einzige, der keinen Niedergang und keine Niederlage zu fürchten hat, der unbeirrt und unbesiegbar in mählichem, aber stetigem Fortschreiten seinem Ziele zustrebt. Was im Altertume ein tiefer Denker und Staatsmann in der ewigen Stadt gesagt, als das weltumspannende Römerreich sich gerade anschickte, dem gehassten und verachteten Judenvolke den vermeintlichen Gnadenstoss zu versetzen, was mit tiefem Verständnis Seneca von uns mit den Worten bezeugt: „Die Besiegten zwingen die Sieger unter ihr Gesetz", das gilt für alle Zeiten und alle Völker. Als wir vor mehr als 2500 Jahren, an Leib und Seele gebrochen, unser vom Feinde zerstörtes Vaterland verlassen und in die Verbannung wandern mussten, da genügten wenige Jahrzehnte und das anscheinend für die Ewigkeit zertrümmerte Israel findet in sich — ein unerhörtes Wunder — die übermenschliche Kraft, bestimmend einzuwirken auf die geistige Entwicklung des gewaltigen Perserreiches. Wer die Kapitel zu lesen versteht, die ein ungenannter Seher im babylonischen Exil sich aus der Seele gerungen, wer sie zu vergleichen versteht mit den jüngst aus dem Trümmerhaufen Susas zutage geförderten Denkmälern, der

weiss es, wie nahe das Judentum daran war, dem geistigen Antlitze des von Cyrus geschaffenen Imperiums unsere Prägung zu geben.

Ein Prophet, dessen Worte wir am Schlusse des 19. Kap. des Buches Jesaias lesen, konnte schon damals seinem Volke die Aufgabe stellen, Mittler zu werden zwischen den feindlichen Grossmächten der Erde, durh seine Geistigkeit zu überbrücken Abgründe von unergründlicher Tiefe. Als wir zwei Jahrhunderte später in die vom grossen mazedonischen Eroberer neugegründete Hafenstadt am Mittelländischen Meere kamen und zum erstenmale in ein Verhältnis traten zu den Ergebnissen des hellenischen Genius, da genügten wieder wenige Jahrzehnte und in dieser für die Welt so bedeutsamen Vereinigung wurde der jüdische Teil zum herrschenden. Es bildet sich jene alexandrinische Philosophie, die entscheidend beitrug zur Entstehung des Christentums und bis auf den heutigen Tag im Denken und Glauben der katholischen Kirche ihre tiefen Spuren zeigt. Als sich vom Mittelalter die neue Zeit, der neue Geist loslöste, da war es das unter jüdischer Führung angebahnte bessere Verständnis der Bibel, das es den Völkern möglich machte, den Weg des religiösen Fortbildens sicheren Schrittes zu wandeln.

Stolz sollt Ihr wieder darüber empfinden, dass Ihr dem Volke angehört, das der Welt die königliche Gabe des Optimismus gebracht. Gewiss, es gibt andere Völker, die lebensfroher sind als wir, lebenshungriger, aber keines, das wie das unsere im tiefsten lebensbejahend ist. Nicht der ist ein Optimist, der dem Rate des römischen Dichters folgt und des Tages Genüsse pflückt, unbekümmert um die Mühsal der kommenden Stunden. Lebensbejahend ist das Volk, das im schwersten Leid und herbsten Kummer an der Erlösung nicht verzweifelt, für die Erlösung sich müht, das unter den blutigsten Verfolgungen sich und der Welt unaufhörlich sagt: „Währt es auch noch so lange, harre aus, die Erlösung wird, sie muss kommen.“

Die messianische Hoffnung, der höchste und segensreichste Optimismus, gehört zu den köstlichsten Gütern, die die Menschheit besitzt. Und wenn gerade jetzt in den tragischesten aller Zeiten, da jeder von uns eine Welt von Trauer und Jammer trägt, wenn mitten unter den Orgien tierischen Hasses die Welt zu hoffen wagt auf einen künftigen Bund friedlich miteinander an Kulturwerken wetteifernder Völker, so ist diese in rotem Blutmeere wie eine Wunderblume von nie geahnter Schönheit aufspriessende Hoffnung letzten Endes der Erziehung zum jüdischen Idealismus zu danken, zu jenem Idealismus, der schon vor dreissig Jahrhunderten, als der Krieg das tägliche Brot der Völker war, einen unserer grössten Söhne von der Zeit weissagen liess, in der die Marterinstru-

mente sich wandeln würden zu Werkzeugen fruchtbarer Arbeit, in der kein Volk mehr das Schwert erheben würde gegen das andere, in der Aufbauen und nicht Zerstören, Zusammenarbeiten und nicht Befehden, das Fühlen und Wollen der Menschheit beherrschen würde. (Jes. II.)

Stolz sollt Ihr wieder darüber empfinden, dass Ihr dem Stamme angehört, welcher der am höchsten schöpferische ist. Wir wollen wahrhaftig das Grosse nicht verkennen, das die anderen Kulturvölker der Welt beschert. Doch was wir ihr gegeben, ist das Entscheidende, ist das Bestimmende. Wir haben sie gelehrt, den Weg zum Göttlichen zu gehen, in uns das Göttliche zu suchen und zu finden; vor uns und ohne uns hat kein Volk dies vermocht. Bedürfte es noch eines Beweises, so wäre er in der Tatsache zu sehen, dass geistig so hochstehende Völker, wie die im äussersten Osten der Erde lebenden, bis auf den heutigen Tag zu dieser Erkenntnis nicht gelangen konnten, weil sie in der entscheidanden Phase ihrer Entwicklung der Hilfe, der Führung des Judentums entraten mussten.

Wieder sollt Ihr fühlen, wieder sollt Ihr wissen, dass Euer Volk das auserwählte ist, das „אתה בחרתנו Du hast uns auserkoren“, das vielen von Euch zu einer leeren liturgischen Phrase geworden, soll wieder Eueren Lebensinhalt bilden. In dieser Stunde, in der die Menschheit mehr denn je nach Erlösung lechzt, soll im Dunkel der Gegenwart das ewige Licht Israels neu erstrahlen. Wenn noch heute, da seit fast zwei Jahrtausenden ein grosser Teil der Welt sich äusserlich zu unserem Gotte bekennt, das Heidentum einen so breiten, fast könnte man sagen, beherrschenden Platz im Glauben der Völker einnimmt, so ist es dem Umstande zuzuschreiben, dass wir, seit unsere Seele im Exil lebt, seit wir in Tausende von Gruppen zerschlagen sind und eine jede den Verzweiflungskampf gegen eine hasserfüllte Mehrheit zu führen hat, nicht mehr die Möglichkeit haben, ungehindert und in voller Freiheit für die Verbreitung unserer Ideale zu kämpfen.

Man pflegt zu sagen: „Ihr habt der Welt die Bibel gegeben, nun könnt Ihr gehen. Nicht Ihr, sondern die Christen haben die heilige Schrift in alle Sprachen der Welt übersetzt und sie allen Völkern zugänglich gemacht.“ Ach, meineFreunde, es genügt nicht, die Bibel zu lesen und zu lehren, die Psalmen zu singen und zu sagen, — man muss die Bibel erleben. Kein Volk lebt in der Bibel, in keinem Volke lebt die Bibel, als nur in dem unseren. Die Bibel ist gewissermassen die Seele, die sich in uns ihren Körper gebaut. Sehnsüchtig, mit vor Freude zitternder Brust blicken wir nach unserem Osten, wo eine neue Morgenröte aufzugehen scheint.Wenn unser Herz wieder im Lande der Bibel schlagen wird, wenn wir wieder wie der Sohn der Erde in der griechischen Sage die Mutterbrust berühren werden, da werden neu uns die Kräfte

wachsen und wieder werden wir zum auserwählten Werkzeug der Gottheit werden können.

Den alten heiligen Judenstolz, die wundertragende, wundertätige Judenkraft kann ich Euch wieder lehren. Schwer ist die Verantwortung, die auf mir ruht, gross aber auch die Macht, die in meine Hand gelegt ist. Ich werde sie nicht missbrauchen. In meinem öffentlichen Leben kenne ich keine selbstischen Zwecke, keinen persönlichen Ehrgeiz. Jeder Gedanke, der in mir lebt, jedes Gefühl, das in mir wirkt, gehört dem Judentume und seiner heiligen Sache. Ich habe keinen Finger gerührt, um die höchste Würde zu erlangen, die das österreichische Judentum zu vergeben hat. Als Euer Ruf an mich herantrat, da musste ich ihm folgen, denn wer seine ganze Kraft, sein ganzes Leben den Idealen seines Stammes zu opfern bereit ist, hat seinen Platz dort einzunehmen, wo die Entscheidungen fallen. Meinem Volke zu dienen, bin ich zu Euch gekommen, ihm zu dienen mit meinem ganzen Herzen, mit meiner ganzen Seele, mit meinem ganzen Vermögen. Doch sonst bin ich keines Menschen Diener. Mein Eigenstes, mein Höchstes, mein Tiefstes und Persönlichstes, mein Gewissen, kennt keinen anderen Herrn, als die göttliche Stimme, die ich in mir vernehme. Nicht um ein Amt auszufüllen, stehe ich hier, sondern um eine Mission zu erfüllen. Wer mir meine geistige Freiheit, meine Unabhängigkeit nimmt, der macht mich zu einem unbrauchbaren Werkzeug. Wer aber meint, durch Drohungen oder Lockungen, durch Schmähungen oder Versprechungen mich von dem Wege abziehen zu können, den ich gehen muss, mich den Ueberzeugungen entfremden zu können, die ich in jahrzehntelangem Ringen mir erkämpft, der wird auf Granit beissen. Was ich in entscheidender Stunde den Vertrauensmännern der Gemeinde gesagt, das wiederhole ich an diesem für mich schicksalsschweren Tage, da ich Besitz ergreife von der Kanzel, die zu den ragendsten im Judentum gehört, ich wiederhole es vor Euch allen als ernstes feierliches Gelöbnis:

„Die jüdische Gemeinschaft muss, — das fordert der Zionismus, — wieder eine lebendige Gemeinschaft werden, der nichts menschliches fremd ist, in die jede Betätigung von Juden einströmen kann und soll. Nicht ist damit gemeint, dass ein Jude nicht ausserhalb der jüdischen Gemeinschaft wirken könnte; chinesische Mauern wollen wir nicht bauen. Aber er soll, wo immer er tätig ist, als Jude tätig sein können; der Mutterboden unserer Arbeit soll, wie dies bei jedem normalen Volk der Fall ist, unsere Gemeinschaft sein. Ihr — und durch sie der Menschheit — soll der Segen alles dessen zuströmen, was wir tun. Wir suchen den Weg zu einem grösseren Zionismus“.

Dr. Max Diamant, Czernowitz.

Vom Völkerbunde.

Wird neues Leben aufgebaut? Oder leben wir in einer Periode, da die Menschen sich blos für den nächsten Krieg ausruhen? Ist Krieg und Frieden nur ein Wechsel des Lebens-Bildes, wie Berg und Tal bei der wogenden Welle? Ist der ewig bedrohte und der ewig bedrohende Staat die letzte höchste Form des Nebeneinander-Seins von Menschen? Gibt es keine Stufe einer Entwicklung zum Höheren?

Der Völkerbund! Als das methodische Vernichten des Feindes zu erlahmen drohte und er doch noch nicht vernichtet war, tauchte dieser Gedanke an der französischen Front auf und bewährte sich als ausgezeichnetes Kriegsmittel. Er steigerte die erlahmenden Energien in den Schützengräben. Die Soldaten sahen ein: es gilt den letzten Kampf für Generationen und für ein höheres Ideal, für das zu sterben wert ist. Noch besser bewährte er sich als Kriegslist: die ermüdeten deutschen Gegner völlig zu entwaffnen. Wozu kämpfen, wenn ohnehin Recht zwischen den Völkern gelten soll?

Später kamen die Diplomaten und bildeten aus diesen Ideen, welche die Völker in den düstersten Tagen ihres Elends erfüllten, ein Kind der Diplomatie, zu schwach, zu leben und doch nicht so schwach, dass es hätte sterben können.

* * *

Vor zweitausendfünfhundert Jahren wälzten sich, ähnlich wie heute die jungen Völker Europas, die grossen Völker des alten Orients in ihrem Blute, grosse und kleine Staaten verröchelten. Auch der erste jüdische Staat ging seinem Untergange entgegen. Damals war es Brauch in der Welt, dass mit dem Staate nicht nur sein König, sondern auch der Nationalgott mitfiel. Jedes Volk hatte seine eigenen Götter. Sie waren das Symbol des eigenen Lebens; primitiver Nationalismus.

Der siegreiche Herrscher brachte auch seinen Gott in das besiegte Land mit. Und jeder Gott war mit der Existenz seines Volkes ebenso verbunden, wie der Gott Judas, der es von der ägyptischen Knechtschaft befreit hatte. Als Sancherib, der mächtige König der assyrischen Grossmacht, gegen Egypten zog um es zu unterwerfen und das kleine Juda um seine Existenz zitterte, da trat Jesaia mit einem Worte auf, das den Menschen jener Zeit zuerst hat verrückt scheinen müssen. Im Namen des Gottes Israels rief er: „Die Ver-

nichtung ist fest beschlossen, aber Gerechtigkeit strömt durch! Ein Rest wird umkehren, ein Rest Jakobs' zum mächtigen Gotte".

Die grosse Masse mochte das nicht verstehen, nur die Ueberragenden konnten die Worte des Propheten erfassen.

Das war das Umwälzende, höher als das Schicksal des Volkes steht die Gerechtigkeit, die die Vernichtung durchströmt, nur ein Rest wird gerettet. Damals erhob sich der Geist derer um Jesaia über das Niveau der Zeit, sie erhoben sich und ihr Volk über ihre Umgebung empor, sie machten das Schicksal unseres Volkes unabhängig vom Schicksal des jüdischen Staates, der Gott Israels ist kein Gott, der für sein Volk Schlachten gewinnen muss, sondern der es richtet. Um das Niveau dieser Auffassung zu erfassen, seien Vergleiche mit dem Heute angereiht.

Als die Rumänen im Jahre 1916 im Vormarsche vor Hermannstadt standen und Tisza im ungarischen Parlamente wegen mangelhafter Verteidigung heftig angegriffen wurde, erklärte er, er hoffe, dass der Gott der Ungarn das Vaterland schützen werde. Als der Papst im Jahe 1917 eine Friedensvermittlung versuchte, die Frankreich missliebig war, berichteten die französischen Kardinäle nach Rom, sie fürchten Abfall von der katholischen Kirche. Der Zusammenhang zwischen dem Gott des Landes und den Kriegsereignissen ist also noch heute ein sehr lebhafter. Jener Rest in Israel, der seit den Tagen Jesaias über die Auffassung hinausgewachsen, vom nationalen Gotte zum universellen sich erhoben hat, von den egoistischen Interessen des Volkes zu der Erkenntniss einer höheren Gerechtigkeit im Leben der Völker, er schuf den Lebensquell, der unserVolk erhält ohne Land. So blieb es, seitdem unsere Ahnen erkannten, Vernichtungen unseres Staates ist nicht Vernichtung unseres Gottes, sondern ein Akt seiner Gerechtigkeit, als ihr Denken über den Staat hinausgewachsen war, seitdem sie ihrVerhältnis zum Leben nicht mehr unbedingt mit der Existenz ihres Nationalstaates verbanden.

Es gibt sehr eifrige Verfechter des Völkerbundgedankens, die erklären, man müsse diese Ideen popularisieren. Aber die Völker sind sich längst darüber klar, die sich noch nicht klar sind, das sind diejenigen, die den Völkerbund popularisieren wollen. Es wird ihnen aber nicht gelingen. „Nicht das ist das Zeichen der Wahrheit, dass sie, einmal erkannt, von allen befolgt wird, sondern dass sie nicht mehr verschwindet, wenn sie erkannt worden." Die Herren propagieren auch ihren Völkerbund. Gesellschaften sind gebildet, die Idee des Völkerbundes zu verbreiten, sie sind aber staatliche. Der Völkerbund ist nur soweit zulässig, als er für ihren Staat etwas bringt. Es ist eben wie mit Tisza's „Gott der Ungarn", der ihnen speziell zu helfen hat. DieGeschichte wiederholt sich und

die jungen Völker Europas beginnen jetzt geistige Bewegungen und Erschütterungen durchzuleben, die in unserem Volke vor 2500 Jahren zur Blüte gekommen, deren eigenartige Frucht unsere Kulturentwicklung bis heute mit einer Kraft erfüllt, die der Massnahmen aller Staaten spottet, welche unser Volk vernichten wollten. Es ist begreiflich, dass man es heute noch als einen „Bruch mit der Idee des Völkerbundes" oder mit einer ähnlichen Phrase bezeichnen würde, wenn wir es wagen wollten, auch eine eigene, jüdische Organisation zu schaffen, die dafür kämpfen sollte, den Völkerbund durchzusetzen, obwohl das so naheliegend wäre.

* * *

Das Barometer der Valuta wogt auf und ab und deutet immer auf „veränderlich". Der Pariser Friedenskongress hat eine Menge europäischer Fragen ungelöst gelassen und wir sind noch weit von ihren Lösungen. Aber er hat ein Institut geschaffen, das die Lösungen im Sinne der Pariser Staatsmänner vorbereiten sollte, jedenfalls nicht gegen ihren Willen soll handeln können: den Völkerbund in Genf, für dessen Beschlüsse Einstimmigkeit gefordert ist. Denn man kann nicht wissen, ob das Kind den Vätern wird folgen wollen. Denn Ideen sprengen Institutionen und der Völkerbund in Genf macht schon heute die Entwicklung von den Aufgaben, die ihm die Diplomaten gestellt, zu dem Lebensinhalte durch, den er im Geiste der Edelsten der Menschheit bereits haben müsste. Langsam, mit Schmerzen, aber sichtlich.

Uns Juden interessieren hier insbesondere die Aufgaben des Völkerbundes in der Minoritätenfrage. Gerade die Haltung einiger neugeschaffener Staaten gegenüber ihren Juden war ein Anlass, das Minoritätenrecht juristisch auszubauen, in ein System zu bringen und mit Garantien auszustatten.

Sein wesentlicher, rechtlicher Inhalt ist in einem Satze des Minoritätenvertrages mit Rumänien zusammengefasst, der wörtlich nach dem französischen Texte zitiert wird:

„Les ressortissant roumains appartenant à des minorités ethniques, de religion ou de langue, jouiront du même traitement et des mêmes garanties en droit et en fait que les autres ressortissants roumains". (Art. 8.)

In einer erklärenden Uebersetzung heisst dieser Satz:

„Die Angehörigen Rumäniens, welche zu einer, sei es völkischen, sei es religiösen, sei es sprachlichen Minorität gehören, haben dieselbe Behandlung und dieselben öffentlich rechtlichen Garantien, nicht nur rechtlich, sondern auch faktisch und in Wirklichkeit zu geniessen, wie die übrigen rumänischen Staatsangehörigen (die der Majorität)." (Art. 8.)

Der Friedensvertrag, der darnach schon genug deutlich ist, illustriert diese Vorschrift dann an einer Reihe von Fällen und spricht zur Vermeidung von Zweifeln auch aus, dass die Juden eine solche Minorität bilden.

Er sieht ferner vor, dass diese Bestimmungen durch den Völkerbund garantiert werden und dass jedes Mitglied des Völkerbundes schon auch nur bei der Gefahr einer Verletzung dieser Norm den Rat des Völkerbundes in Genf, eventuell den Spruch des internationalen Schiedsgerichtes im Haag anrufen kann.

Aber alle diese Juristen-Formeln sind nur Aushilfsmittel. Als man sie beschloss, war man sich bewusst, dass sie keine Lösungen sind, es handelte sich nur darum, die Minoritätenfrage, diesen Explosivstoff voll Gefahren für die internationale Ordnung gewissermassen in einen Blitzableiter abzuleiten und zu fesseln. Aber diese Behelfe erreichten noch heute nur das Gegenteil von ihrem Zwecke. Die Staaten, für die sie geschaffen waren, fühlen sich durch die Pariser Anweisungen beengt und nahmen nur mit Widerwillen an, was ihnen in eigenem Interesse und im Interesse von ganz Europa vorgeschrieben wurde. Der Weltkrieg hat nämlich erwiesen, dass die grossen Fragen der staatlichen Existenz nicht bloss durch die Kräfte der Front, sondern auch durch die Kräfte des Hinterlandes entschieden werden. Deshalb wächst die Bedeutung der Bevölkerung für die Existenz des modernen Staates über das hinaus, was die traditionelle Staatskunst von ihren eigenen Untertanen hält — nämlich, dass sie Figuren sind, die geschoben werden — und es ist eine Frage von internationaler Bedeutung, dass gerade die Minoritäten, wenigstens behelfsweise, befriedigt werden. Es geht eben nicht mehr nach den traditionellen Formeln.

Heute trägt einer seinen Anzug aus australischer Wolle, die mit deutscher Farbe gefärbt ist, schreibt mit einem Bleistift, der aus Grafit aus Sibirien und Holz aus Californien besteht, bezieht Seide aus Frankreich, Zitronen aus Sizilien, lässt sich die Stoffe in England anfertigen und die Wäsche in Böhmen, kurz, hat auf sich Gegenstände, die aus allen Erdteilen zusammengebracht wurden, mit denen er jederzeit dratlich und drahtlos sprechen kann. Nein! Die alten, selbstgefälligen Staatsformen reichen für den Stil des heutigen Verkehres nicht aus und die Wahrheit, wenn sie einmal erkannt ist, wird sich selbst den Weg zum Siege bahnen.

Allerdings, wir sind noch weit davon. Man weiss zwar schon, dass die stärksten Armeen, wie früher die deutsche, einem Volke noch nicht den Sieg garantieren können und dass die Franzosen sich nicht sicher fühlen, obwohl sie heute die stärkste Armee Europas haben, dass es aber geschichtliche

Kräfte gibt, die die Existenz eines Volkes erfolgreicher schützen können als Armeen, hat die offizielle Welt noch nicht erkannt. Wir Juden erleben es seit hundert Generationen. Doch die edlen Völker Europas wollen sich nicht mit dem „Hebraismus beflecken". Noch sagt es ihrem Geschmacke mehr zu, wenn ihr Kleid vom Blute des Nachbaren befleckt ist.

Dr. Emil Margulies (Kongreßanwalt d. zion. Weltorganisation), **Leitmeritz**.

Das Palästinamandat in seiner juristischen Bedeutung.

Der Beschluss des Völkerbundes vom 22. Juli 1922, mit welchem die Uebertragung des Mandates der Errichtung einer nationalen Heimstätte für das jüdische Volk in Palästina an Grossbritannien durch den Völkerbund ratifiziert wurde, ist ein Ereignis von historisch-politischer Bedeutung.

Hier soll eine Betrachtung dieses Ereignisses unter einem anderen Gesichtspunkte versucht werden.

Bis zum 22. Juli 1922 war die Anerkennung des jüdischen Volkes und seines Anspruches auf Wiedererrichtung seiner nationalen Heimstätte in Palästina nur ein politisches Ereignis. Die verschiedenen Regierungen und Staaten hatten diese Anerkennung ausgesprochen, und in der Politik einzelner Staaten war sie damit ein Faktor, eine Tatsache der Politik geworden, die mit einer Aenderung der Politik wieder verschwinden konnte. Durch den Beschluss des Völkerbundes ist dieses politische Ereignis eine Tatsache des internationalen Rechtes, des Völkerrechtes geworden.

Das Schicksal des jüdischen Volkes ist ein Teil der internationalen Politik geworden, insofern wird es von politischen Faktoren bedingt. Aber da es nunmehr auch ein Bestandteil des internationalen R e c h t e s ist, da sein Schicksal in einem internationalen Rechtsinstrument geregelt ist, erscheint sein Schicksal nicht mehr nur durch die Bedingungen der Politik, sondern auch durch die Gesetze des Rechtes bestimmt.

Darum ist die Betrachtung des Palästinamandates vom Standpunkt des Juristen eine, die in der Arbeit des jüdischen Volkes nicht mehr fehlen sollte. Hier sei nur ein erster Versuch gemacht.

Das Palästinamandat stellt sich nach den Worten der Preambel dar als ein Vertrag, geschlossen zwischen den alliierten Hauptmächten.

Damit ist der Ursprung dieses Mandates aus dem Weltkrieg festgehalten. Denn nur im Kriege gab es alliierte Haupt-

mächte — im Gegensatz zu den anderen Verbündeten, zu den Neutralen und zu den Feinden. Es ist ein Vertrag, geschlossen zwischen souveränen Staaten; also ein Vertrag aus dem Völkerrecht.

Dieses Ergebnis muss festgehalten werden. Denn damit bestimmen sich von selbst die Grundsätze, nach denen die Bestimmungen des Mandats interpretiert werden: als die Grundsätze des Völkerrechtes. Eine besondere Unterstreichung dieses seines Charakters als Vertrag aus dem Völkerrechte erhält das Mandat durch die Tatsache, dass es der Ratifizierung durch den Völkerbund bedurfte, um in Wirksamkeit zu treten.

Der Vertrag erhält durch diese Ratifizierung die Genehmigung und Bestätigung, einmal durch sämtliche dem Völkerbund angeschlossenen Staaten — dann aber durch den Völkerbund, nicht nur als Summe der in ihm vereinigten Staaten, sondern als gewissermassen überstaatliche Organisation, berufen, das Völkerrecht zu garantieren. Das Palästinamandat ist also nicht nur ein Vertrag zwischen einzelnen Staaten, der etwa von jedem dieser Staaten jederzeit gekündigt werden kann; auch dann wäre es ein Vertrag aus dem Völkerrecht; sondern er stellt einen Teil des Rechtes des Völkerbundes, des in dieser Form in Entstehung, bzw. in Fortentwicklung begriffenen internationalen Gesetzbuches dar.

Die Ratifizierung durch den Völkerbund hat ihn aus einem Vertrag zwischen einigen Staaten — sozusagen einem Privatvertrag — zu einer Norm öffentlichen Rechtes gemacht, wenn diese Analogie aus dem innerstaatlichen, zwischen Individuen geltenden Rechte wegen ihrer Anschaulichkeit gebraucht werden darf. Vertragskontrahenten, bezw. Garanten sind nicht nur die alliierten Hauptmächte, sondern die ganze zivilisierte Welt.

Die Bezeichnung Palästinamandat ist dem Inhalte entnommen, denn sie besagt, dass es sich hier um ein Mandat über Palästina handelt.

Diese Bezeichnung ist nicht genau und nicht vollständig, sie sagt nichts von dem anderen Faktor, der Gegenstand des Mandates ist, von dem jüdischen Volk. Aber es ist nicht die Aufgabe solcher Namensbezeichnungen, vollständig zu sein.

Inhalt des Vertrages ist ein Mandat, nämlich das von den alliierten Hauptmächten an Grossbritannien erteilte Mandat.

Mandat heisst zweierlei: einmal bedeutet es, jemandem etwas anvertrauen, dann hat es die Bedeutung eines Auftrages, einer Vollmacht.

Inhalt dieses Mandates ist:

Die Verwaltung des Landes Palästina — das Mandatsgebiet — wird einem Staate, der Mandatarmacht Grossbritannien anvertraut, mit dem Auftrag, dem Mandat, eine be-

stimmte Aufgabe, die Errichtung der nationalen Heimstätte für das jüdische Volk durchzuführen.

Wir haben es begrifflich hier mit 4 Faktoren zu tun:

1. der oder die Auftraggeber, der Mandant,
2. der Beauftragte, Mandatar,
3. das Objekt des Mandates; hier ist zu unterscheiden:

a) die Aufgabe des Mandats;
b) das Mandatsobjekt mit seiner Bevölkerung.

Die Betrachtung des Mandates unter dem Gesichtspunkt des Juristen muss diese Faktoren umfassen.

Sie wird sich aber hier aus Gründen der Zweckmässigkeit an die Reihenfolge, in welcher diese Faktoren hier aufgezählt werden, nicht halten, sondern mit dem Inhalt, bezw. Objekt des Mandates beginnen.

In dem Mandatsstatut wird Palästina bezeichnet als „Land, das früher zum türkischen Reich gehörte". Es ist also ein Gebiet, das aus seinem früheren staatlichen Zusammenhang losgelöst ist.

Eine Angabe, in welchen staatlichen Zusammenhang es jetzt gehört, fehlt. Daraus folgt, dass es in einen neuen staatlichen Verband nicht getreten ist, insbesondere nicht der Souveränität einer der alliierten Hauptmächte unterworfen worden ist, auch nicht etwa der des britischen Imperiums, sondern es ist innerhalb der festgesetzten Grenzen ein Land für sich, dessen staatliche Konstruktion und Konstitution noch nicht bestimmt, noch nicht vollendet ist.

Palästina war ein Teil des türkischen Reiches, jetzt verfügen die alliierten Hauptmächte darüber, d. h. es ist ein Gebiet, das einem im Weltkrieg besiegten Staat von den Siegern abgenommen worden ist.

Wie bereits ausgeführt, erfolgte die Wegnahme nicht in der in früheren Zeiten üblichen Form der Annexion durch den einen oder anderen Sieger, sie erfolgte aber auch nicht in der Form, wie die Loslösung der Länder der böhmischen Krone von Oesterreich, durch Konstituierung eines neuen Staates, sondern durch Schaffung eines Zwischenstadiums, in der Gestalt der Mandatsverwaltung.

Der Geschichte des 19. Jahrhunderts und auch dem völkerrechtlichen Vertragsrecht dieser Zeit ist der Begriff der Verwaltung eines aus seinem bisherigen staatlichen Zusammenhang rechtlich oder faktisch losgelösten Gebietes durch Staaten, welche nicht die Gebietshoheit über dieses Land haben, nicht völlig fremd gewesen.

Preussen und Oesterreich hatten nach 1864 Condominium, d. h. ein gemeinsames Recht der Verwaltung über Schleswig-Holstein, das aus dem staatlichen Zusammenhang mit Dänemark gewaltsam losgelöst war. Diese Form ergab sich nicht nur aus der Rivalität dieser zwei Staaten, sondern auch aus

der Ideologie des Krieges von 1864 als eines Befreiungskrieges deutscher Länder. Dieser Versuch endete 1866 mit der Annexion des befreiten Gebietes durch Preussen, statt mit der Einfügung der befreiten Gebiete als freie Glieder des deutschen Bundes. Die Zeit war solchen Bildungen noch nicht günstig.

1878 wurden Bosnien und die Herzogowina der österr.-ungarischen Monarchie in der Form eines Mandats zur Verwaltung übergeben; allerdings verblieb das Gebiet unter der Souveränität des Sultans; faktisch aber war es losgelöst. Dieses „Mandat" bedeutete 1878 nichts als eine verhüllte Annexion. Trotzdem ist es vielleicht nicht uninteressant, sich daran zu erinnern, welche moralische Verurteilung die eigenmächtige offene Annexion dieser Länder 1908 durch Oesterreich-Ungarn fand; und dass nicht zuletzt gerade durch diese einseitige Aufhebung des Vertrages jene Stimmung von Misstrauen und Vorurteilen gegen die Donaumonarchie in der demokratischen Welt des Westens geschaffen wurde, welche im Weltkrieg mit zu ihrem Sturze beigetragen hat. Aus dieser Reminiscenz können wir nicht ohne Nutzen erkennen, dass der Begriff der Vertragstreue im Völkerrecht kein leerer Begriff ist, sondern im Rechtsbewusstsein der Völker lebendig wirkt. Auch das Palästinamandat steht als Vertrag unter diesem Schutz.

Unter dem Einfluss der Ideologie von dem Rechte jedes Volkes auf eigene nationale Existenz, die wir im Weltkrieg teils als treibende Kraft, teils als geschickt verwendetes Instrument in der Bekämpfung des Gegners kennen gelernt haben, ist in den Verträgen, welche den Weltkrieg abschlossen, das Mandatssystem neu und konsequent ausgebildet, und dieser Begriff im Völkerrecht auch rechtlich konstruiert und fundiert worden.

Das Mandatssystem, wie es jetz ausgebildet wurde und sich entwickelt hat, bedeutet grundsätzlich die Stellung eines aus seinem früheren Zusammenhang gelösten Gebietes unter die Verwaltung eines Staates zu einem bestimmten Zwecke, unter der Kontrolle der anderen Staaten und unter der Verantwortung des mit der Verwaltung betrauten souveränen Staates.

Das Mandatsgebiet selbst besitzt noch nicht die Souveränität.

Aber die Erlangung dieser Souveränität ist konsequenter Weise das Ziel. Es ist klar, dass ein solches Mandatsverhältnis wenigstens begrifflich nicht für die Dauer gedacht sein kann. Durch Erreichung des Zweckes, zu welchem es konstruiert wurde, ist es zeitlich begrenzt. Welches der Zweck ist, wird in den einzelnen Mandatsverträgen jedesmal ausdrücklich ausgesprochen.

Bis auf eine Ausnahme — nämlich das hier zur Erörterung stehende Palästinamandat — zeigen sie im Wesentlichen einen

Typus. Das durch die Mandatsverfassung bzw. duch den Mandatar zu verwirklichende Ziel ist in allen diesen Fällen die Vorbereitung und Entwicklung des Mandatsgebietes und seiner Bevölkerung bis zu einer Stufe, in der diese Bevölkerung fähig ist zur Selbstverwaltung, fähig ist, ein eigenes selbständiges und souveränes Gemeinwesen zu bilden. Bei all diesen ist das eigentliche Objekt des Mandats die Bevölkerung, welche im Lande lebt; ihre Entwicklung zur Selbstverwaltung das Ziel.

Nur das Palästinamandat weicht von diesem Typus ab.

Auch hier ist die Verwaltung des Landes dem Mandatar, dem Beauftragten übergeben, anvertraut, auch hier ist der Mandatar verantwortlich für die Verwirklichung des Zweckes.

Dieser Zweck aber, die eigentliche Aufgabe des Mandats, ist eine verschiedene, nicht die Entwicklung der heute imLande lebenden Bevölkerung zur Selbstverwaltung, sondern die Errichtung der nationalen Heimstätte für das jüdische Volk ist die zentrale Aufgabe, für deren Erfüllung der Mandatar verantwortlich sein soll. Auch hier ist ein Volk Gegenstand der Obsorge des Mandatars, auch hier ist die Entwicklung eines Volkes zur Selbstverwaltung bis zu einer Stufe, wo es sein Schicksal allein in die Hand nehmen und damit in den Kreis der anderen souveränen Mitglieder des Völkerbundes treten kann, der Zweck.

Aber das Volk wohnt heute noch nicht in dem Mandatsgebiet. Es ist nicht identisch mit der gegenwärtigen Bevölkerung.

Das Volk, welches Gegenstand des Mandats ist, wohnt noch in der ganzen Welt zerstreut, in verschiedenen Staaten, unter verschiedener Souveränität.

Im Mittelpunkt des Interesses des Mandats steht die zukünftige Bevölkerung des Landes, welche durch Einwanderung erst gebildet werden soll. In den Rahmen der Aufgabe des Mandates tritt hier ein Volk, das heute noch nicht im Mandatsgebiet wohnt, das Mandatsgebiet ist aber heute bereits bewohnt.

Die Erfüllung des Mandates muss daher mit dieser Realität rechnen. Sie muss mit ihr naturgemäss in demselben Geiste rechnen, aus welchem das Mandat selbst entstanden ist, dem Respekt vor dem Anspruch jedes Volkes auf seine nationale Existenz.

Auch im Mandat ist selbstverständlich der gegenwärtigen Bevölkerung im Zusammenhang mit dem Ziel des Mandats gedacht. Allerdings, auch das ergibt sich als selbstverständliche Konsequenz, nicht als Ziel, nicht als Hauptaufgabe, sondern sozusagen im Nebensatz. Damit soll das Gewicht, das diesem Faktor auch nach der Ansicht der Vertragsparteien zukommt, nicht absichtlich verkleinert werden, es soll nur seine

Stellung im Verhältnis zum Mandat richtig charakterisiert werden

Die heutige Bevölkerung kann in diesem Zusammenhang nicht in Betracht kommen als Faktor, welcher den Inhalt des Mandats bestimmt, sondern als einer, der die Möglichkeiten des Mandats begrenzt, beschränkt; das folgt nicht nur aus dem ganzen Gedankengang, das ist auch deutlich ausgesprochen in den Worten des Mandatsstatuts, „wobei wohl verstanden ist, dass nichts geschehen soll, was die bürgerlichen und religiösen Rechte der bestehenden nichtjüdischen Gemeinschaften in Palästina beeinträchtigen würde".

Hierin ist auch deutlich gesagt, in welchen Rechten die Verwirklichung der Aufgabe des Mandats, der Errichtung der jüdischen nationalen Heimstätte, ihre Grenze zu finden hat.

Andererseits folgt aus diesen Voraussetzungen, da die Bevölkerung des Mandatsgebietes heute noch nicht, bezw. nur zum geringen Teil jüdisch ist, dass die intensivste Förderung der jüdischen Einwanderung das wichtigste Mittel zur Erreichung des Mandatszweckes bildet.

Nur soweit die bürgerlichen und religiösen Rechte der nichtjüdischen Bevölkerung Palästinas dadurch nicht beeinträchtigt werden, ist die Ausführung des Mandates möglich; aber auch nur soweit das Ziel des Mandats, die Errichtung der nationalen Heimstätte für das jüdische Volk, in seiner Verwirklichung nicht beeinträchtigt wird, darf der Mandatar sonst auf die Interessen der gegenwärtigen Bevölkerung und ihre Wünsche Rücksicht nehmen; dieser Gesichtspunkt wird praktisch, besonders für die Regelung der Immigration festzuhalten sein.

Der Mandatar hat also nicht wie in den übrigen Mandatsgebieten grundsätzlich mit einem Bevölkerungsfaktor, sondern mit deren zwei zu rechnen: der heutigen Bevölkerung und der zukünftigen, die aber bereits heute real vorhanden ist, nur noch nicht auf dem Boden des Mandatsgebietes, nämlich dem jüdischen Volk der Diaspora.

Daraus ergeben sich auch verfassungsrechtliche und verwaltungstechnische Folgerungen, die noch weiter unten zu erwähnen sein werden.

Hier genügt es, die allgemeine Folgerung zu ziehen: beide Faktoren, die heutige Bevölkerung Palästinas und dasjenige Volk, welches auf Grund historischer, in der Welt anerkannter Ansprüche dort wieder seine Heimat finden will, sind durch diese mächtigen und sehr realen historischen Tatsachen aneinander gebunden; sie begrenzen sich gegenseitig, sie berühren sich und sie sind darauf angewiesen, sich zu verständigen und ein reibungsloses Nebeneinander zu suchen.

Mandatar, Beauftragter, ist Grossbritannien. Die von ihm übernommene Aufgabe der Errichtung der nationalen jüdi-

schen Heimstätte ist zwar historisch eine Fortsetzung der von Grossbritannien mit der Balfour-Deklaration begonnenen Politik und dabei übernommenen Verpflichtung.

Die Balfour-Deklaration war ein Vertrag zwischen Grossbritannien und den allierten Hauptmächten bezw. dem Völkerbund. Die Zitierung der Balfour-Deklaration hält die historische Kontinuität fest.

Sie würdigt damit die historische Bedeutung der Tat, welche wir die Balfour-Deklaration nennen, als Ursprung und Quelle des heutigen Rechts.

Aber die übernommene Verpflichtung ist nunmehr eine Verpflichtung, eine rechtliche und moralische, gegenüber dem Völkerbund. Es heisst in dem Statut: „und dass Seine Britische Majestät das Mandat über Palästina akzeptiert und es übernommen hat, es im Namen des Völkerbundes gemäss den nachfolgenden Bestimmungen auszuführen."

Das heutige Mandat ist zwar im Wesentlichen unter den alliierten Hauptmächten vereinbart worden; dort ist die Verantwortlichkeit der Mandatarmacht für die Errichtung der nationalen Heimstätte für das jüdische Volk festgelegt worden. Aber diese Mächte haben gleichzeitig beschlossen, diese Vereinbarungen „dem Rat des Völkerbundes zur Anerkennung zu unterbreiten, welcher den Umfang der Autorität, Kontrolle und Verwaltung, der von der Mandatarmacht ausgeübt werden soll, soweit er nicht vorher von den Mitgliedern des Völkerbundes vereinbart worden ist, endgiltig festzulegen" berufen ist.

Die Errichtung der nationalen Heimstätte in Palästina ist damit aus einem Ziel der englischen Politik, über welche nur die Bedingungen dieser zu entscheiden haben, also aus der Bindung an die Politik eines einzelnen Staates zu einer Aufgabe des Völkerbundes geworden; zu einem Bestandteil des Programmes und zwar des konkreten Gegenwartsprogrammes des Völkerbundes.

Praktisch wird natürlich das Schiksal der nationalen Heimstätte für absehbare Zeit mit dem Schicksal Grossbritanniens verknüpft bleiben, als politische Idee und Forderung aber ist sie auch von der Mandatarmacht unabhängig; ist sie aus der Bindung an eine einzelne Macht gelöst worden.

Die Ratifizierung des Palästinamandats bedeutet die Anerkennung des jüdischen Volkes durch den Völkerbund als Volk. Die moderne Auffassung des politischen Rechtes kennt den Begriff Volk als den einer Rechtspersönlichkeit. Nicht nur das im Staat konstituierte Volk, nicht nur insoweit es im Staat konstituiert ist, sondern schon die nationale Gruppe ist eine Persönlichkeit mit angeborenen, aus ihrem Begriff als Volk fliessenden Rechten und Pflichten.

Man könnte sagen, die moderne politische Ideologie, wie sie sich während des Krieges und insbesondere unter dem Einfluss der Revolution entwickelte, hat neben dem in der Deklaration der Menschenrechte entwickelten Begriff der angeborenen politischen Rechte des einzelnen Menschen den Begriff der aus der faktischen nationalen Existenz als Volk fliessenden aus dem Naturrecht geborenen Volksrechte geschaffen.

Darum bedeutet die Anerkennung der Existenz des jüdischen Volkes als Volk durch den Völkerbund die Bestätigung seines Anspruches auf die nationale Existenz unter den andern Völkern und neben diesen; nicht nur eine politische, sondern eine rechtliche Tatsache.

Mit dem Maandatsvertrag stellt der Völkerbund ausdrücklich die historische Verknüpftheit des jüdischen Volkes mit Palästina fest. Er konstatiert damit und anerkennt die Kontinuität in den Beziehungen zwischen dem Volk und dem Land; er anerkennt, dass diese Kontinuität durch die Zerstreuung des Volkes nicht zerrissen ist; nicht, dass das jüdische Volk einmal im Lande gewesen war, sondern, dass es noch immer mit ihm verknüpft ist und dass diese Verknüpftheit nie aufgehört hat; und er begründet damit — gewissermassen gegenüber der augenblicklich im Lande befindlichen nichtjüdischen Majorität — den historischen Anspruch des jüdischen Volkes auf s e i n Land, indem er das jüdische Volk als das Dauernde, die übrige Bevölkerung gewissermassen als das Zufällige, Vorübergehende charakterisiert.

Aus dieser Kontinuität in dem Zusammenhang zwischen Volk und Land und zwischen der Rechtspersönlichkeit des jüdischen Volkes als Volk mit dem Lande, ergibt sich als logische Konsequenz die Berechtigung des Anspruches des jüdischen Volkes, in seiner alten niemals verlorenen Heimat seine nationale Heimstätte wieder zu errichten.

Dieser Anspruch, dieses Recht hat heute durch den Beschluss des Völkerbundes vom 22. Juli 1922 — dem auch die Zustimmung der Vereinigten Staaten von Nordamerika vorausgegangen ist — die Bestätigung und Anerkennung der ganzen zivilisierten Welt erhalten.

Der Völkerbund hat diesen Anspruch nicht nur anerkannt; er hat auch seine Durchsetzung übernommen, indem er einem der im Völkerbunde vertretenen Staaten die Durchsetzung als Auftrag, als Mandat übergeben hat. Der Völkerbund ist der Mandant. In seinem Namen erfolgt die Errichtung der nationalen Heimstätte und in seinem Auftrag, als die von ihm gestellte Aufgabe.

Der Mandatar ist dem Mandanten verantwortlich; aber auch der Mandant, der Völkerbund, trägt eine Verantwortlichkeit für die Verwirklichung seiner Idee.

Subjekt des Vertrages, Vertragsparteien sind formell nur der Mandant, der Auftraggeber, und der Mandatar, der Beauftragte. Das Volk, das Rechtssubjekt, dessen Interessen das Mandat dienen soll, ist formell nur Objekt.

Die Auffassung, dass die Uebertragung der Verwaltung an den Mandatar diesen berechtigen würde, absolutistisch mit dem Mandatsvolk zu verfahren und es dauernd als Objekt zu behandeln, entspricht aber weder der heute im Völkerrecht herrschenden modernen Rechtsauffassung, noch dem Geist, aus welchem die Mandate geschaffen wurden. Sie entspricht aber auch nicht der wahrhaft demokratischen politischen Tradition der englischen Politik, in welcher die Teilnahme der Bevölkerung an der Verwaltung eines Landes in möglichst weitgehendem Umfange immer eine grundlegende Maxime gebildet hat.

Darum statuiert Art. 2 des Mandatsstatus auch die Verpflichtung des Mandatars, die Entwicklung von Selbstverwaltungsinstitutionen zu sichern; und Art. 3 legt dem Mandatar die Förderung der lokalen Selbstverwaltung auf. Durch die Förderung der Selbstverwaltung soll die Bevölkerung des Landes dazu geführt werden, immer weitere Teile der Verwaltung des Landes in eigene Hände zu nehmen.

Artikel 3 denkt an Selbstverwaltungsinstitutionen für das Land als Gesamtheit, Artikel 2 mehr an Selbstverwaltungsinstitutionen in kleinen Gebieten.

In diesen Selbstverwaltungsinstitutionen wird die gegenwärtige Bevölkerung Palästinas Gelegenheit finden, mit den allmählich zu entwickelnden Mitteln der modernen Demokratie an der Verwaltung teilzunehmen, sie zu beeinflussen, auf die Mandatarmacht durch Geltendmachung der Wünsche und Machtfaktoren der Bevölkerung bestimmend zu wirken. Da sie die gegenwärtige Bevölkerung vertreten werden, so wird auch die jüdische Bevölkerung des Landes in ihnen verhältnismässig zu Worte kommen. Freilich wird das nur in verhältnismässig geringem Masse der Fall sein. Jedenfalls nicht in dem Masse, wie es das Interesse erfordert, das die jüdische Bevölkerung an der Errichtung der nationalen Heimstätte hat. Denn sie wird in der Minorität sein und zwar gegenüber einer Majorität, welche an der Erreichung des Mandatzweckes kein unmittelbares Interesse hat, sich vielleicht sogar feindlich dazu stellen wird und vor allem jedenfalls schon satzungsgemäss und bestimmungsgemäss sich mehr als Element der Beschränkung und Begrenzung, als der Förderung des Mandates fühlen wird.

Ausserdem aber ist es eine naturgemässe Folge der gegebenen Verhältnisse, dass die Aufgaben dieser jüdischen Vertretung innerhalb der parlamentarischen Selbstverwaltung vor-

wiegend oder wenigstens zum Teil solche der Gegenwart sein werden.

Die Selbstverwaltungsinstitutionen des Art. 2 und 3 dienen also jedenfalls nicht unmittelbar dem Mandatszweck, sondern eher den Schutzinteressen der übrigen Bevölkerung. Denn das eigentliche Mandatsvolk, das jüdische Volk, kommt in ihnen nicht oder nicht genügend und nicht genügend frei für diese Aufgabe zur Geltung.

Aus dieser Besonderheit des Palästinamandats ergibt sich die Notwendigkeit, neben den Selbstverwaltungsinstitutionen eine jüdische Repräsentanz, eine Selbstverwaltungsinstitution zu schaffen, in welcher das jüdische Volk an der Erfüllung des Mandatszweckes neben und mit dem Mandatar teilnehmen kann; also eine Zweiheit der Vertretungen.

Dieser Notwendigkeit trägt Artikel 4 Rechnung. Dort heisst es, nachdem in den vorausgegangenen Artiekln die Selbstverwaltungsinstitutionen besprochen worden sind, „eine angemessene jüdische Vertretung (Jewish Agency) soll als eine öffentliche Körperschaft anerkannt werden, zu dem Zwecke, die Verwaltung Palästinas in solchen wirtschaftlichen, sozialen und anderen Angelegenheiten zu beraten und mit ihr zusammenzuwirken, die die Errichtung der jüdischen nationalen Heimstätte und die Interessen der jüdischen Bevölkerung in Palästina betreffen, und, immer vorbehaltlich der Kontrolle durch die Verwaltung des Landes, zu helfen und teilzunehmen." Die Konstituierung der Jewish Agency als Vertretung des am Mandatszweck unmittelbar beteiligten Volkes ist eine logische Konsequenz des Mandatsgedankens.

Die Schaffung einer solchen Vertretung fand ihre besonderen in der besonderen Lage des jüdischen Volkes begründeten grundsätzlichen Schwierigkeiten.

Diese Vertretung muss, das liegt bereits in der Aufgabe, für welche sie geschaffen wird, eine Körperschaft öffentlichen Rechtes sein. Die Aufgaben, welche ihr zufallen, können nicht durch Privatpersonen gelöst werden, welche von niemandem gewählt, niemandem verantwortlich sind und darum in Wirklichkeit niemanden repräsentieren; ihre Aufgaben sind Aufgaben öffentlichen Rechtes, die Kompetenzen sind solche, die in Staatsverträgen geregelt werden, und ihr Träger kann nur eine Körperschaft öffentlichen Rechtes sein.

Das Problem der Vertretung der palästinensischen Bevölkerung war in den üblichen staatsrechtlichen Formen ohne Schwierigkeit zu lösen; sie fliesst aus dem Begriff des palästinensischen Staatsbürgerrechtes.

Das jüdische Volk aber, das seine Vertretung bei der Erreichung des Mandatszweckes haben soll, kann nicht in den Formen des palästinensischen Staatsrechtes seine öffentlichrechtliche Vertretung konstituieren; denn dieses Volk, das hie-

für in Betracht kommt, besitzt noch nicht die palästinensische Staatsbürgerschaft. Der Begriff „Jüdisches Volk" deckt sich noch nicht mit diesem Begriff. Es hat aber auch sonst nicht etwa eine einheitliche jüdische Staatsbürgerschaft, sondern die Teile des jüdischen Volkes leben als Bürger zahlreicher verschiedener Staaten, unter verschiedener fremder Souveränität.

Nach dem geltenden Völkerrechte kommen sie daher für Probleme des Völkerrechtes nur als Bürger des jeweiligen Staates, nicht als Angehörige des jüdischen Volkes in Betracht. Für das jüdische Volk, das heute im Völkerrecht sozusagen in der Idee anerkannt ist, das aber noch keine im sonstigen Staatsrecht übliche reale, im Boden liegende Grundlage hat, gilt es, eine Konstitution zu schaffen, ausschliesslich für den Zweck der Errichtung der nationalen Heimstätte. Für alle übrigen Zwecke gelten Verfassung und Gesetze ihrer jeweiligen Staatsgebiete, bezw. die Bestimmungen über den Minderheitsschutz in den Friedensverträgen. In dieser Richtung unterliegen sie der heimatlichen Gesetzgebung als Staatsbürger, auch dort, wo Staatsverträge ihnen Recht und Schutz gewähren.

Ein mitteleuropäischer Jurist wäre an dieser Schwierigkeit vielleicht gescheitert; für die bisherigen völkerrechtlichen Begriffe schien sie unlösbar. Wir dürfen wohl nicht ohne Grund die kühne und geniale Konzeption der gefundenen Lösung dieses schwierigen Problems dem englischen Einfluss und seinem im Konstruktiven freischaltenden, durch formalistische Schwierigkeiten nicht behinderten praktischen, schöpferischen Geiste zuschreiben.

Ohne Rücksicht auf diesen Zustand des jüdischen Volkes in der Zersteuung hat das Mandatsstatut aus der Tatsache der Anerkennung des jüdischen Volkes die notwendige Konsequenz gezogen und ihm eine Vertretung und zwar als öffentliche Körperschaft gegeben.

Noch ist das jüdische Volk nicht in Palästina; noch steht es nicht auf dem eigenen Boden und noch ist die Heimstätte nicht errichtet. Sein Recht, an der Verwaltung des Landes und an der Errichtung der Heimstätte als öffentlichrechtlich organisierte Körperschaft teilzunehmen, fliesst nicht aus dem realen Zusammensein von Volk und Boden.

Aber auf dem Wege dahin hat es sich eine Verfassung errungen, eine Verfassung, welche von den im Völkerbunde vereinigten, die grosse Mehrheit der zivilisierten Völker darstellenden Staaten und Nationen gegeben und sanktioniert wurde; und kraft dieser Verfassung ist es berechtigt, durch seine jüdische Vertretung, Jewish Agency, nicht nach Laune des Mandatars, sondern kraft öffentlichen, im Mandatsvertrag anerkannten gesetzlichen Rechtes mitzuwirken an der Errichtung

der Heimstätte und im Zusammenhang damit auch an der Verwaltung des Landes.

Die Jewish Agency ist die Vertretung des jüdischen Volkes gegenüber der Mandatarmacht — und gegenüber dem Mandanten; ihre Vertretung erstreckt sich auch auf die jüdische Bevölkerung Palästinas. Aber sie ist beschränkt auf die Aufgabe des Mandates.

Die Verpflichtung des Artikels 2 und 3, welche die Schaffung von Selbstverwaltungsinstitutionen, also einer Vertretung der gegenwärtigen Bevölkerung des Landes betrifft, ist allgemein gefasst.

Hier ist dem Ermessen der Mandatarmacht ein weiter Spielraum gelassen. Die Konstituierung der Vertretung des Mandatsvolkes dagegen ist in viel präziserer und das Ermessen des Mandatars wesentlich mehr einschränkender Form geschehen.

Die Zionistische Organisation wird derzeit als Jewish Agency anerkannt. Die Dauer dieser Funktion ist beschränkt. Sie ist in das Ermessen der Mandatarmacht gestellt, so lange diese die Zionistische Organisation nach Organisation und Verfassung für diese Aufgabe für angemessen ansieht.

Wer die neue Jewish Agency bestellen soll, wenn der Mandatar einen Wechsel wünscht, ist nicht ausdrücklich gesagt, aber es folgt aus dem gesamten Gedankengang des Mandates, dass nur der Mandant — also der Völkerbund — zur Enthebung der Jewish Agency und Bestellung einer neuen berechtigt sein kann; zum mindesten dann, wenn keine Einigkeit zwischen dem Mandatar und der bisherigen Vertretung des Mandatsvolkes vorhanden ist. Wie es im Falle der Einigkeit ist, wäre vielleicht eine offene Frage und jedenfalls keine praktische.

Folgerichtig aber wäre zur Aenderung des Statuts — und auch der Wechsel der Jewish Agency ist eine Aenderung — nur der Völkerbund kompetent.

Ist dies aber richtig, dann ist es klar, dass nicht mehr das Ermessen des Mandatars allein darüber entscheiden kann, ob die heutige Jewish Agency zu belassen ist; und dass diese das Recht oder wenigstens die Möglichkeit hat, auch ihre Auffassung vor dem Völkerbunde zu vertreten.

Der Träger der Jewish Agency kann wechseln. Was nicht wechseln kann, ist diese Institution selbst. Sie ist das Bestehende, solange als das Mandatsstatut selbst besteht.

Ihre Funktion erlischt, wenn sie erfüllt werden kann durch *jüdische* Selbstverwaltungsinstitutionen in Palästina, wenn der Mandatszweck erfüllt ist. Wenn die nationale Heimstätte für das jüdische Volk in Palästina errichtet ist und die Aufgabe der Vertretung des jüdischen Volkes dann von den in den Diasporaländern verstreuten Teilen der Judenheit über-

geht auf die nationale Heimstätte, auf das in ihr konstituierte Volk; und wenn die Zionistische Organisation zu einer Partei im jüdischen Gemeinwesen Palästinas geworden ist.

Mit der Heimkehr des jüdischen Volkes in seine Heimat wird die jüdische Vertretung auf der Wanderschaft, die Jewish Agency, zum Parlament der jüdischen nationalen Heimstätte und die Verfassung der Jewish Agency die Verfassung der jüdischen nationalen Heimstätte in Palästina.

A. Axelrad, București.

Lădița cu necazuri.*)

Lădița mea, tezaur drag,
Tu porți averi cumplite,
Avere de evreu pribeag:
Dureri înăbușite.

Comori eu am, dar nu bănet,
Nu pietre nestemate,
Ci lacrimi strânse de poet
In nopți îndurerate.

Atâtea lacrimi, mii de mii
Mărgăritare albe
Culese 'n nopți de insomnii, —
Neprețuite salbe...

Căci în dureri sunt mai bogat
Ca marea în talazuri.
In lada mea am adunat
A neamului necazuri.

Eu doar atât am moștenit:
Durerea evreiască!
Și zi cu zi a tot sporit
Averea strămoșească.

Pribegii 'n jurrul meu s'au strâns,
Toți frații fără țară,
Și pe-al meu umăr toți au plâns
Durerea milenară.

Lădița mea, în tine-ascund
Comori atât de multe!
Vezi flori de sânge mai la fund?
Sunt răni din inimi zmulte...

Purtând durerea tuturor —
A neamului povară,
Străin pe lume mă strecor
Lădița subsuoară.

Și drumu-i lung, fără popas,
Liman nu se zărește...
Și zi cu zi și ceas că ceas
Averea mea sporește. 1913.

Noi.*)

(Parodie după poesiă cu acelaș titlu de Octavian Goga)

Noi n'avem codrii verzi de brad
Nicì câmpuri de mătasă;
La noi atâtea doruri sunt
Și-atâta jale 'n casă.
O doină de-am avea și noi
Nu-i cine s'o asculte;
La noi nu-s cântece, nici flori,
Dar lacrămi multe, multe....

Pe boltă sus, e trist și stins
La noi bătrânul soare,
De când pe plaiurile verzi
Nu pentru noi răsare.
La noi de jale povestesc
Copii fără de nume,
Și jalea noastră n'o cuprind
Nici mările din lume.

---

*) Din „Lădița cu necazuri" Poesii, Biblioteca „Menorah" București 1919.

La noi nevestele plângând
Copiilor duc dorul, —
Departe 'n ţării străine plâng
Şi tata şi ficiorul.
Sub cerul nost' înnunecat
Noi n'avem măcar hora...
Căci jocul desperărei vezi
In ochii tuturora...

Oftând, adeseori sfioşi
Cătăm spre zări albastre,
Şi de zărim nori rătăcind,
Sunt lacrimile noastre.

Iar valul, vântul, fraţi cu noi
Işi înfioară sânul
Şi spun de lacrămi că e plin
Oceanu 'ntreg bătrânul.

Avem un ţel de împlinit
Copil sfânt al credinţei.
De dragul lui ne-au ars pe rug
Şi moşii şi părinţii.
— Din vremi bătrâne, de demult
Gemând de grele patimi,
Doar mângâierea unui vis
Noi o stropim cu lacrimi.

Oberrabbiner Moses Glasner, Cluj.

Der Zweck heiligt die Mittel.

Dieser bekannte Wahlspruch nichtjüdischer Provenienz ist im Dienste des „Glaubens der Liebe“ durch Scheiterhaufen und verschiedene grässliche Mordwerkzeuge betätigt und verwirklicht worden.

Die moralisch-sittliche Menschheit bezeichnet ihn als verwerflich und unwürdig. Denn der Zweck ist nur subjektive Bestimmung, die zu seiner Erreichung gebrauchten Mittel dürfen daher nur zweifellos reine und erhabene, von jedermann als einwandfrei anerkannte sein.

Sehen wir nun, wie sich unser תלמוד zu dieser Frage stellt. In ד״ר כנן מ״ס גביר heißt es: גדולה עבירה לשמה ממצוה שלא לשמה oder „כמצוה שלא לשמה“.

Ein sündhaftes Vorgehen mit edlem Behufe steht über einer von falscher Absicht geleiteten Wohltat oder zumindest ist es ihr gleichwertig. Die edle Absicht bleibt der süsse Kern, er erleidet keine Einbusse, auch wenn die äussere Schale — die Handlung — von Schmutz umgeben wäre. So könnte ein oberflächlicher Beurteiler glauben. Doch ist dem nicht so. Schon die Kenntnis der Lage unserer verfolgten Talmudweisen muß eine solche Zumutung ausschliessen. Sie, die am eigenen Leibe die Ungerechtigkeit dieser Scheintheorie erfuhren, sie, die ihr Volk liebten, wie sich selber, mußten sehen, wie viel Unheil diese schmachvolle Tendenz über ihr Haupt brachte. Und sie perhorreszierten auch diesen Grundsatz und ließen ihn nur als Ausnahme, unter Berücksichtigung gewißer Bedingungen, zu.

Unsere nie veraltende, immer zeitgemässe, ja der Zeit immer vorausschreitende תוה״ק, gestattet den Krieg. Es bedarf doch keiner Erwähnung, was ein Krieg im Gefolge hat. Leider wissen wir aus eigener Erfahrung, daß er mit Massenmord und Massenunglück verbunden ist. Was gibt ihm also seine Berechtigung? Die Antwort darauf ist das vom italienischen Volke in

jüngster Zeit geprägte Motto: „Der heilige Egoismus“. Ja, der Egoismus einer ganzen Nation wird heilig, wird heiliger Selbstzweck. Die Nation greift zu den Mitteln der Zweckmässigkeit selbst niedriger Art, was natürlich dem einzelnen Individuum nicht zusteht. Der Egoismus des einzelnen Individuums kann niemals heilig sein. Darin unterscheidet es sich von der Gesamtnation. Die Sicherung der Wohlfahrt und Glückseligkeit einer Nation paralysiert die moralisch untauglichen Mittel. Eine solche „עבירה לשמה“ jedoch können und dürfen sich nur große, verantwortungsvolle Männer erlauben, die das volle Vertrauen ihres Volkes besitzen. Die vermöge ihres Vorzuges an Vernunft und der Weite ihres Gesichtskreises und ihrer Tüchtigkeit berufen sind, über das Los eines Volkes zu entscheiden.

Und nur so ist das „גדולה עבירה לשמה“ aufzufassen, wie es auch aus den gelieferten Beweisen des תלמוד deutlich und klar hervorgeht. Es sprechen hiefür die Beispiele der יעל אשת הקני und der אסתר המלכה, welche freiwillig Ehebruch begingen, um auf diesem Wege ihr Volk vor dem Untergange zu retten. Auch das Vorgehen אליהו הנביא welcher קרבנו בחוץ darbrachte, fällt unter diese Beurteilung denn auch er wollte hiedurch sein Volk vor dem überhandnehmenden Götzendienste retten.

Nach dem Gesagten lässt sich auch die bekannte Stelle im תלמוד — גיטין נ״ו sinnreich erklären. Dort finden wir: מארצנו ענוותנותי׳ של ר״ בכרו׳ בן אבקולס החריבה אם ביתנו, ושרפה את היכלנו, והגלותנו אר״י die Bescheidenheit des ר׳בכרו׳ verursachte die Zerstörung und Einäscherung unseres Heiligtums und unsere Vertreibung aus unserem Lande. (Siehe, wie ר״י diese Bescheidenheit auslegt!). Dieser ר״י nämlich, beschuldigte den ר׳בכרי׳, daß er mit seiner Bescheidenheit seine Zeitgenossen einschüchterte und kleinmütig machte, indem er ihnen zurief: „wir sind viel zu klein und zu winzig, als daß wir es uns erlauben dürften, ein sündhaftes, verwerfliches Mittel in Anwendung zu bringen, obwohl es vom großen Zwecke geheiligt werden könnte. Dies ist nur den vom ganzen Volke anerkannten Großen und Führern gestattet!“

Wie sündhaft und frevlerisch erscheinen uns daher oft die Parteikämpfe und Streitigkeiten im jüdischen Lager. Ein Schauder erfaßt uns angesichts der hiebei gewählten Mittel. Werden diese mit Rüchsicht auf das allgemeine Volkswohl gewählt? Und wenn es auch angeblich so wäre, wo sind die großen Männer und von welchem Volke haben sie hiezu das Mandat erhalten, daß sie sich erlauben, eine עבירה לשמה zu begehen?

Ich bin von der Überzeugung durchdrungen, daß, solange das ganze Volk in Bezug auf in sein Leben tief einschneidende Fragen keine Entscheidung gefällt hat, — und dies wäre Aufgabe einer Weltkonferenz sämtlicher Parteien — keine Partei die Befugnis hat, im Namen ihres heiligen Zweckes unheilige Mittel zu gebrauchen. Die Parteien müßen sich vielmehr Reserve auferlegen und sich nicht von Übereifer leiten lassen, denn ein

schlecht angewendeter "heiliger Egoismus" ist verdammenswert, ist als niedriger Egoismus zu verachten. Es ist Zeit, daß Hass uud Uneinigkeit aus unseren Reihen schwinden.

Und mit dem Glücke meines großen ruhmreichen Volkes werde auch ich glücklich sein, denn jeden einzelnen meines Volkes liebe ich mit jeder Faser meines Herzens. Es ist meine feste Überzeugung, daß unser geliebtes Volk einen hohen Beruf hat, daß die von Gott verheissene glückliche Zukunft uns nahe bevorsteht.

פה קלויש, למחרת יו״כ תרפ״ג לפ״ק.! אבי״ר

Max Brod, Prag.

Glaube und Ritus*).

Woran glaube ich also?

An dreierlei: Geheimnis, Kraft der Wahrheit, Begeisterung.

Alle diese drei Mächte sind, wenn auch in verschiedenem Abstand von ihr, Erscheinungsformen einer höheren Welt, die manchmal in die unsere hereinschimmert. Dort ist alles fest, dort absolut, ungetrübt. — Die subjektivste Erscheinungsform ist Begeisterung, sie fasst das Absolute nur von der Seite des Menschen her, psychologisch. Geheimnis steht dem Absoluten nahe. Soweit das Absolute uns zugewendet ist, ist es Geheimnis.

Zwischen beiden, gewissermassen an der Grenze zwischen Objekt und Subjekt lagert Wahrheit. Sie wird eben noch vom subjektiven Erleben des Menschen erreicht, ihre Stütze aber und magische Gewalt liegt schon ausser ihm, im Geheimnis. Deshalb ist Wahrheit das Offenkundigste und doch zugleich das Verborgenste, sie ist: Offenbarung des Verborgenen.

Welches sind nun Formen der Wahrheit und des Glaubens an sie? — Der Satz z. B.: das Wahre in mir kann nicht verloren gehen. Es kennt schon den Weg, wenn auch ich ihn nicht kenne. — Oder: „Sie" reagiert nur auf Wahres, auf das echte tiefe Gefühl in mir, nicht auf meine Komödien. Oder: ein wahrhaftiges und wahrhaftig ausgesprochenes Gefühl kann nicht ohne Wirkung bleiben. Ein Verlogenes kann nicht wirken wie ein Wahres. — Dies ist auch das Erlösende in der Kunst: dass nur die echte Leidenschaft eines Künstlers, sein Muss, das, was er aus der Fülle schafft, Bestand hat, — dass man die Fülle des Herzens (sei es auch eines verzweifelten Herzens) herausspürt. Daher wirkt ein Kunstwerk, wenn es auch vom Allertrübsten handelt, doch so, dass man wieder Lust bekommt zu leben. Obwohl das Werk vom Aufhören die-

*) Mit Erlaubnis des Verfassers aus „Heidentum, Christentum, Judentum", 2. Band. Kurt Wolff Verlag München. 1921.

ser Lust handelt. — Weil Wahrheit darin ist; und durch die Wahrheit erkennen wir das Absolute, wir verzweifeln nicht.

So ist es mit ehrlicher Liebe, ehrlicher Tat. Nur diese haben Geltung. In ihnen wird kraft der Wahrheit die andere, die absolute Welt fühlbar. Daran kann man sich halten, das ist Gott.

Ich glaube an das Geheimnis. — Man fürchtet sich vor dem Tode, als ob es ausgemacht und sicher wäre, dass nachher alles zu Ende ist. Dem müsste ein vollständig erklärtes, in seine Bestandteile zerlegtes, gleichsam auf Rädern laufendes Leben entsprechen. So ist es aber nicht. Man denke, man fühle mit erwachter Seele die Geheimnisse eines Nervs, eines Kapillargefässes, einer Muskelfaser nach — und die Furcht vor dem Todesschlaf ist gemildert*).

Das Geheimnis lässt sich auch daran erkennen, dass alles doch ganz anders eingerichtet ist und vor sich geht, als wir es uns mit blosser Vernunft a priori vorstellen würden. — Man kann sich an mancherlei Gleichnis klarmachen, wie unwirklich unser Klügeln ist. So z. B. an der Frage: wie würden wir die Sache machen, stellte man uns vor die Aufgabe, dem Geschöpfe Gottes namens „Mensch" die Gabe der Sprache, der Lautbildung zu verleihen. Da es sich um eine gewisse Gleichmässigkeit, um die Reihe des Alphabets handelt, würden wir wahrscheinlich darauf verfallen, eine Art Klaviatur herzustellen, nach Art einer Schreibmaschine etwa. Die Lippen in Tasten eingeteilt, jedem Buchstaben entspräche eine Taste. — Das Werk des Geheimnisses hat nun, wie man sieht, mit dieser unserer Phantasie gar keine Verwandtschaft. Die Laute entstehen an allen möglichen Orten der Mundhöhle, an Gaumen, Zähnen usf., gewissermassen sind Zufallsmöglichkeiten dazu benützt, die schöne Ordnung, die wir uns ausgedacht haben, existiert nicht.

Oder wenn man uns aufforderte, einen Stoff herzustellen, der möglichst viel aushielte, möglichst viel leistete und recht viele Jahre lang, — wir würden vielleicht auf Panzerplatten verfallen, auf stählerne Präzisionsuhrwerke, — nicht auf die weiche gallertartige Zelle, die menschlichen, tierischen, Pflanzenorganismus aufbaut, in der alles fluktuiert vor Stoffwechsel, alles Durchlauf, Unstarrheit ist und gerade auf diese Art Dauerhaftigkeit entsteht.

Ja sogar noch Artefakte zeigen einen Abglanz des Geheimnisses, indem sie nicht der gemeinen Erwartung entsprechen. Luftfahrzeuge: das müssten doch eigentlich zart schwebende Vögel sein, weiche milde Gefiederapparate. Aber streng und energisch braust der Flugzeugmotor, voll von mörderischer Energie. Kein schwanenhafter Fittich: ein wahnsinnig

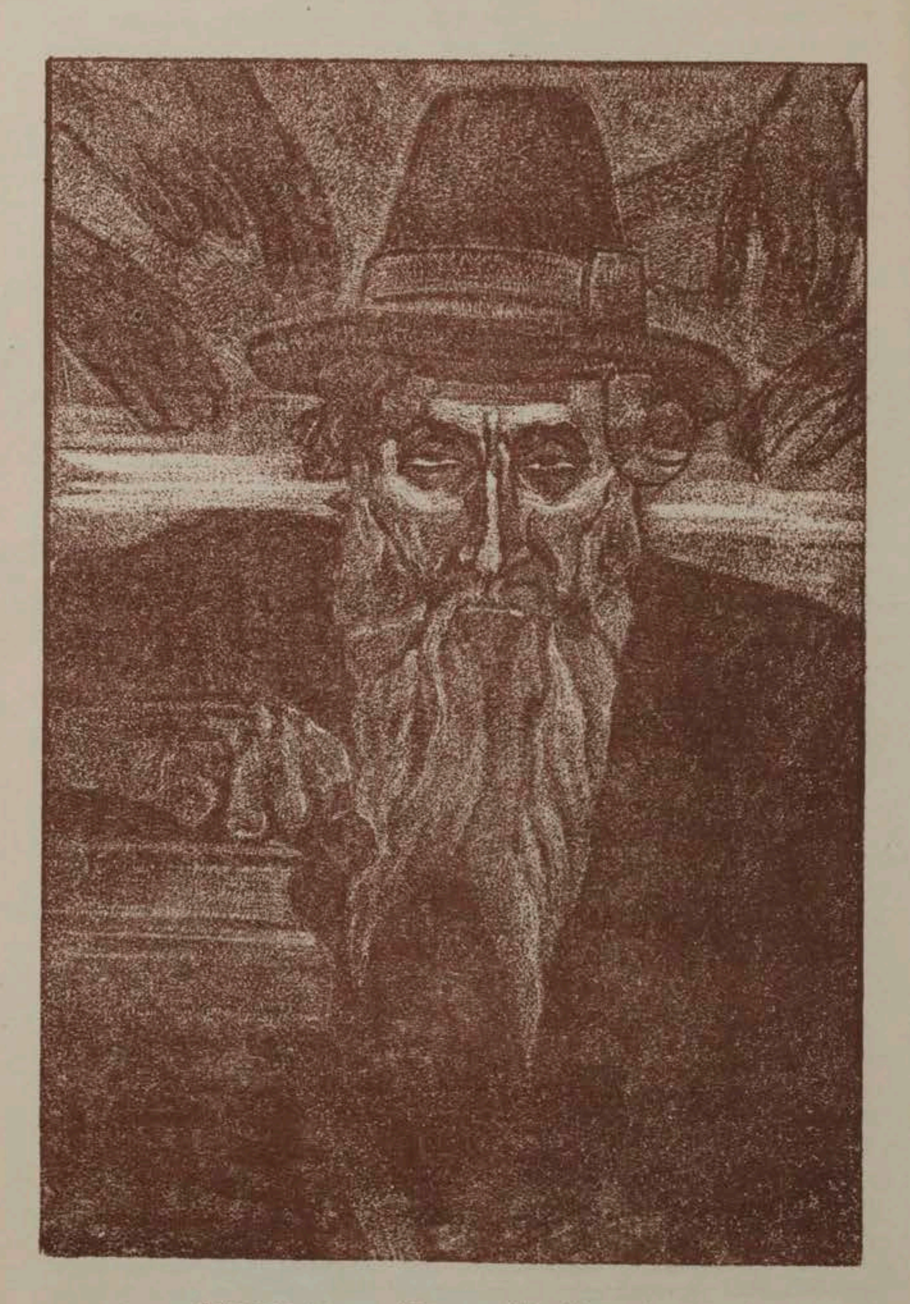
*) Eine unerwartete Bestätigung dieser Ansicht fand ich in Schleichs Theorie von der Unsterblichkeit der Nuclein-Zellkerne.

um sich schlagendes System, spitz und stark, hartes Holz, durchdrungen von irdischem Gewicht, anzukurbeln mühsam, — und wenn es fährt, dieser stählern scharfe und doch basstiefe Klang, äusserste Anspannung, ungeduldiges Auspuffen des Automobils dazwischen. Hört man den Lärm von weitem, man würde ihn nie in die Luft versetzen; man denkt an Fabrik, Schotter, staubige Landstrasse. Aber siehe, es kommt hoch oben im Blauen, es fliegt.

Es könnte die Frage aufgeworfen werden, ob das eben Dargestellte noch irgendeinen Zusammenhang mit dem Judentum habe. Ob es nicht eine allzu „freie Religion“ darstelle. Mit andern Worten: ob nicht das offizielle Judentum genau so eine „gebundene Marschroute“ zur Seligkeit habe wie das dogmentreue Christentum. Dieses seinen Christus und jenes: die Sinai-Offenbarung, schriftliche und mündliche Ueberlieferung mit ihrer Fülle von Gebräuchen, Festen, Gebeten.

Ich glaube aber, dass die Stellung Christi innerhalb des Christentums mit der Bedeutung der Riten im Judentum nicht vergleichbar ist. Christus gilt als unbedingtes Um und Auf der Seligkeit; die jüdischen Riten sind erleichternde Heilsmittel. Ihre Einhaltung ist befohlen, aber an die Unterlassung keines einzigen Ritus ist in derselben Art wie an den Christus-Unglauben ewige Verdammnis geknüpft. Die absolute unersetzbare Bedeutung Christi für den Christen findet im Judentum keine Analogie. — Und daran schliesst sich ein Zweites: die jüdischen Riten bilden (oder sollen bilden) eine lebendige Totalität, sie treten nicht als ein Fremdes an den Juden heran, das keinen andern Zusammenhang mit ihm hätte als den des Befehls, — nein, sie beziehen sich alle auf das Geheimnis der jüdischen Volksexistenz (deshalb rede ich hier von ihnen, wo ich das „Geheimnis“ als Glaubensinhalt behandle). Gleichgültig, ob man sie als Aeusserungen des jüdischen Volksinstinkts auffasst oder ob man in engerer Anlehnung an die Orthodoxie annimmt, Gott selbst habe sie bei der Offenbarung in einer Art geformt, die dem jüdischen Instinkt angepasst ist. Diese Frage kommt hier nicht in Betracht (abgesehen davon, dass bei einem grossen Teil der Normen ihre rabbinische Herkunft, also die Quelle des Volksinstinkts gar nicht streitig ist). Sondern das Wesentliche ist, dass die jüdischen Religionsformen durch das Medium des Volksgeistes auf geheimnisvolle Art mit dem einzelnen Juden kommunizieren, dass sie sich als ein Schöpferisches darstellen, an dem der Einzelne von Natur aus und nicht erst kraft historischen Wissens teilnimmt.

Geheimnisvoll ist der Zusammenhang der Religionsformen mit dem Leben des jüdischen Volkes. — Man bemüht sich manchmal einen rationalen Zusammenhang zu konstruieren, so z. B. gewisse religiöse Vorschriften als „hygienische“ Massnahmen zu deuten. Das ist natürlich ein Irrweg. Der Zusam-



Salomon Lerner (Czernowitz): Verzückung.

menhang liegt tiefer. Er ergreift als Totalität der Normen die Totalität des jüdischen Volkslebens. Gewisse religiöse Normen gleichen der Schilddrüse, deren Funktion für das Gedeihen des menschlichen Körpers man lange nicht verstand, die man für überflüssig zu halten begann, — bis plötzlich ihre lebenswichtige Bedeutung im Licht neuer Forschungen hervortrat. So haben gewisse religiöse Vorschriften schon im Altertum das jüdische Volk vor der Hellenisierung, im Mittelalter und bis heute vor der Assimilation geschützt. — Unsere liberalen Grosseltern waren sehr klug. Sie fanden den Gebetsatz „Nächstes Jahr in Jerusalem“ überflüssig; die Begeisterung der nächsten Generation aber stellte gerade diesen, von „fortschrittlichen“ Rabbinern vielfach schon gestrichenen Satz in den Mittelpunkt. — Der Vorschrift, dass zehn Männer nötig sind, um gewisse Gebete verrichten zu können, mag manche mystische Absicht zugrunde liegen. Ihre praktische Folge aber war, dass die völlige Zersplitterung der Juden und die damit verbundene Assimilation verhindert, die Gemeindenbildung erleichtert wurde. Aehnliche Wirkung hatten die so bizarr anmutenden Speisegesetze. So ist fast überall zwischen der offenen und der geheimen Absicht eines Gesetzes zu unterscheiden. Und immer noch hat der geschichtliche Ablauf ex post gezeigt, dass die religiösen Bestimmungen des Judentums klüger sind als ihre klügsten Interpreten. — In unbegreiflicher Instinktlosigkeit verleugnet heute mancherorts die jüdische Orthodoxie den Zusammenhang der jüdischen Religion mit dem jüdischen Volkstum. Das deutet darauf hin, dass die überlieferten Formen heute nicht mehr ausreichen, dass sie ihren inneren Sinn zu verlieren beginnen, mögen sie von aussen her noch so sehr den alten Lebensformen gleichen. Von verschiedenen Seiten dringt man auf „Erneuerung“. Doch finde ich, dass von den „Erneuernden“ noch nichts vorgeschlagen oder vorgelebt worden ist, was befriedigen könnte.

Auch ich glaube an eine Erneuerung des Judentums. Aber sie ist nur in denen möglich, die einen starken Glauben, also Sinn für das Geheimnis und für die Wahrhaftigkeit (für beide in gleichem Masse) haben.

Das Geheimnisvolle, das scheinbar Absichtslose, hinter schrullig aussehenden Vorschriften Verborgene, — dieses stille und bescheidene Leben des jüdischen Volksgeistes gilt es ganz tief im Herzen zu empfinden, nachzubilden womöglich. Ein gigantisches Beispiel ist die Ueberlieferung des hebräischen Bibeltextes. Sie geschah unter den merkwürdigsten Vorschriften und Veranstaltungen. Gelehrte einer eigenen Schule, die Massoreten, zählten die Buchsstaben jedes einzelnen Buches, stellten z. B. fest, dass der Buchstabe Aleph vierzigtausendundetlichemal in der Heiligen Schrift vorkommt, konstatierten zur Sicherheit, welches das mittelste Wort und der mittelste

Buchstabe in jedem Bibelbuche sei usf. Die Vorschriften, die beim Abschreiben des Textes beachtet werden mussten und noch heute beachtet werden, sind minutiös und so anstrengend, dass der Abschreiber sich gratulieren kann, so oft er eine Seite fehlerlos zu Ende bringt. Es wird von Fällen erzählt, wo selbst der geübte Schreiber eine Seite zehn- und zwanzigmal verwerfen musste; denn es ist streng verboten, ein Manuskript, das nicht ganz korrekt, den religiösen Anordnungen gemäss kopiert ist, in Gebrauch zu nehmen. — Uebertriebene, lästige Sorgfalt? Und doch verbirgt sie ein tiefes Geheimnis. Man lese nur in einer Kirchengeschichte (in einer christlichen, z. B. von Kaulen) die Geschichte der Bibelüberlieferung nach. Zum Erstaunen der Gelehrten sind alle hebräischen Handschriften fast völlig gleichlautend. Und dabei stammen sie doch aus einer Zeit, in der das Judentum schon in der Zerstreuung lebte. O erhabene Treue des zersprengten Volkes, über alle Küsten hin gerissen, fast ohne Zusammenhang, und dennoch den geheimnisvoll gemeinsamen Rhythmus bewahrend, wie von einem unsichtbaren Kapellmeister dirigiert über Meere und Berge hinweg. Kaulen schreibt: „In der Zeit, aus welcher auch die frühesten dieser Handschriften stammen (NB. es sind zirka 1500) war der hebräische (und chaldäische) Bibeltext schon von den Juden einer Kritik unterzogen und in eine streng abgeschlossene Form gebracht. Einzig diese Rezension ist in allen handschriftlichen Exemplaren erhalten; dieUeberlieferung des fraglichen Textes muss daher, soweit sie auf den vorhandenen Exemplaren beruht, als eine durchaus einheitliche bezeichnet werden. (Folgt eine Darstellung des Massorah) . . Die Folgen dieses ängstlich genauen Verfahrens zeigt der an den Handschriften beobachtete Tatbestand. Die umfassende Vergleichung, welche Kanikott und Rossi angestellt haben, konnte nur wenige Varianten auffinden, welche mehr als Schreibfehler bedeuten.“ Demgegenüber der Zustand des in der Christenheit benützten griechischen Textes. „Im 5. Jahrhundert war keine einzige von allen Ausgaben der Septuaginta in der ursprünglichen Textesreinheit mehr erhalten, weil es zur Gewohnheit geworden war, an dem Wortlaut derHandschriften ohne festen Plan und ohne kritischen Takt zu ändern. Durch seine mühsame Arbeit (Hexapla, sechssprachige Bibel) hatte Origenes gerade das Gegenteil von dem bewirkt, was er ursprünglich beabsichtigte . . . Die handschriftlichen Texte weichen in unzähligen Einzelheiten voneinander ab, und es ist noch nicht gelungen, sie auch nur nach Familien zusammenzustellen.“ (Kaulen.)

Das Neue Testament gar zählt nach Tischendorf etwa 30.000 Verschiedenheiten zwischen den einzelnen Zeugnissen der Ueberlieferung.

Welche Bedeutung die reine Ueberlieferung für die Glaub-

würdigkeit und Unstrittigkeit der Berichte gehabt hat, braucht nicht dargestellt zu werden. Auf der Festigkeit des Glaubens aber baute sich die Fortexistenz des jüdischen Volkes auf, dieser Damm mitten durch die Flut der Jahrhunderte und der Feinde. So kann man sagen: Ohne die Getreuen, die scheinbar sinnlos, nur dunklen Instinkten folgend ihr Leben damit verbrachten, dass sie die vierzigtausendundetlichen Aleph in der Bibel abzählten, ohne diese Getreuen würden wir heute als jüdische Rasse nicht mehr weiterbestehen.

Dies die Wirkung des Geheimnisses. Und der wird ihr nicht gerecht, der die austrocknende Regelverschnörkelung und Abstraktionslust des jüdischen Lebens „unwirklich" „entwirklichend" schilt. Nein, keine Flucht vor der Wirklichkeit ist es, sondern das Problem lag so: — entweder das Judentum löst sich unter den Völkern auf, indem es sich dem schlichten Dahinleben ergibt, oder wir wollen es erhalten und stellen es zu diesem Zweck unter einen Zwang. Betrachtet man die Notwendigkeit dieses Zwanges als gegeben, so muss man vielmehr bewundern, welch ein Maximum an „Lebendigkeit" und „Wirklichkeitssinn" im Judentum wachgeblieben ist. — Die Konservierungsmittel also, die das Geheimnis des jüdischen Volksinstinkts angewendet hat, sind einschnürend und nehmen manchmal sogar gefährlichen Ressentimentscharakter an, — aber das Geheimnis selbst, das Geheimnis im Innern dieser Mittel ist wie jedes Geheimnis, blühend unübersehbar. Und mit ins Geheimnis gehört es, dass es gerade in dem Augenblick, in dem die Konservierungsmittel ihre Kraft zu verlieren drohen, Instinktlosigkeit nicht mehr abzuwehren scheint, — dass es sich gerade jetzt einen neuen Weg eröffnet: Palästina... Zufall? Schicksal? O das ist es ja gerade, dass das Geheimnis aus sich selbst hervor Schicksal zeugt und die Glücksstunde in den fernsten Sternen.

Elegie an die abgefallenen Juden*).

Lebend'ger Friedhof meines Volkes! ich durchwandle still
Dein dämmerndes Geviert, das nichts als Ruhe will,
Das nur zerbröckeln will, das nur verfallen will . . .
Brüder und Schwestern, ungezählt und unbekannt,
Sitzen auf ihren Gräbern, seh'n mich an,
Starr ist ihr Blick, abweisend ihre Hand,
Brüder und Schwestern, ach, was hab' ich euch getan?
O Frage weich, auf die es eine harte Antwort gibt:
Du hast uns nicht genug geliebt!

Kreischenden Morgenvögeln gleich nach ungeschlaf'ner Nacht
Hat mich's metallen tausendstimmig ausgelacht.
Und weiter ging ich, gab getreulich acht.

*) Mit Erlaubnis des Verfassers aus „Im Kampf um das Judentum" Verlag R. Löwit (Wien—Berlin 1920).

Der Friedhof rückte weiter, grenzenlos,
Die Leichen wandelten und sprachen klar,
Zwar brannt' ein Flammenmal an jedem Schoß,
Doch auf den Wangen Hohn und Hochmut war,
Mutwillig Wort von mancher Lippe stiebt:
Warum hast du uns nicht genug geliebt?

Und nun erkenn' ich manchen, der mir wert.
O Knabe dort, von bleichen Rätseln ausgezehrt.
Du bist im Recht — man hat dich nichts gelehrt.
Ach, wo sind deine Lehrer, Israel?
Zwar schläft und schlummert nicht der Hüter Israels,
Doch seine Lehrer dösen, dick vermummt,
Der große Mund der Tugend ist verstummt.
Die ihr das Jugendmark aus unsern Knochen triebt,
Schändliche Greise, ihr habt nicht genug geliebt!

Dem Bösen und dem Kind, das nicht zu fragen wagt,
Unwissenden und Klugeu — keinem ward das Wort gesagt,
Das Berge öffnet, das in Finsternisse tagt.
Aufstürmte auch bei uns viel edle Manneskraft —
Nun seid ihr da, Skelette, scharrt den Sand,
Stolziert in Fetzen, schnöde aufgerafft,
Schamlos ist jeder Gang und Griff und Stand,
Das Denken roh, die Rede ungesiebt . . . .
O dreimal Weh, daß man euch nicht genug geliebt!

Ach niemand hat euch an vertrauten Arm gekettet,
Niemand euch aus dem Plätschern öden Kartenspiels gerettet,
Niemand gestützt — nur jeder gegen euch gewettet.
Ihr schiedet, wie ihr hier geht: reuelos,
Gedankenlos fast, selten einer groß —
Nur mancher blitzt mit düst'rer Ungeduld,
Dann weiß ich es: An allem sind wir schuld,
Noch an den Striemen, die ihr bös uns hiebt
Zur Strafe, daß wir nicht genug geliebt.

Und auch das hohe Mädchen, Esther wundersam —
Sie schwebte stolz vorbei: — Wo ist der Bräutigam,
Der Bruder meiner Seele, der in unsre Hütte kam? —
Ach, niemand kam, nur deines Volks Verführer lehnen
Die kalte Stirn an jungfräuliche Hüfte.
So trugst du Keuschheit und verletztes Sehnen
Und schöne Kinder hin in fremde Lüfte,
Wo dich in allem Glück ein Ach umgibt:
Daheim hat man mich nicht genug geliebt.

Lebend'ger Friedhof meineu Volkes! ich durchwand're still
Dein dämmerndes Geviert. — Und Lerchen steigen schrill
Zu östlichem Gewölke, das kein Gott durchbrechen will.
Springt endlich dort das Tor auf, donnert Licht
Jubelakkordisch her — euch strahlt es nicht.
Verdrossen dreht ihr euch. Und wir gequält
Am schönsten Tage, merken, daß ihr fehlt
Und daß auf ewig uns verlor'ner Chor umgibt
Wie Geisterstimmen: Wehe, nicht genug geliebt!

Dr. Salomon Kinsbrunner, Czernowitz.

Von der Notwendigkeit u. der Bedeutung des modernen Bibelstudiums.*)

Das neunzehnte Jahrhundert hat auf allen Gebieten der materiellen und geistigen Kultur eine derartige Bereicherung gebracht, das sderen Wirkung durchgreifende Umwälzungen in den weltwirtschaftlichen, sozialen und geistigen Beziehungen der Gesamtmenschheit zur Folge gehabt haben. Wenn man an die Umwälzung denkt, die die Verwendung des Dampfes, der Elektrizität, der Eisentechnik, der Eisenbahnen, Dampfschiffe, Telegraphie, Rönthgenstrahlen, des Radiums, Flugzeuges etc. herbeigeführt haben, so wird man auf den ersten Blick die Bedeutung der obigen Behauptung erkennen. Auch auf geistigem Gebiete hat das XIX. Jahrhundert neue Wege eingeschlagen. Erst in diesem Jahrhundert begann man das ganze Erdenrund gewissermassen als die Bühne zu betrachten, von der aus die Entwicklung der Menschheit zu untersuchen und zu erforschen ist.

Es hat sich die Erkenntnis Bahn gebrochen, dass die Völker und Kulturen aller Zeiten zur Begründung der gegenwärtigen Kultur beigetragen haben. Von diesem Gesichtspunkte aus sind daher auch die entlegensten Kulturen aller vorhandenen und bereits verschollenen Völker zu würdigen.

Auch auf dem Gebiete der alttestamentarischen Wissenschaft hat das neunzehnte Jahrhundert eine grundlegende Umwälzung gebracht. Bis dahin war die Kenntnis der Geschichte des alten Orientes sehr lückenhaft und dürftig. Die wenigen griechischen Quellen haben für die Jahrtausende vor der Begründung des Perserreiches fast nur nicht zu entwirrende Sagen enthalten. Die Fragmente des Manetho und des Berossus haben eine Rekonstruktion der alten Geschichte nicht ermöglicht. Auch das alte Testament, von dem man glauben konnte, dass es sich als eine Geschichtsquelle ersten Ranges erweisen würde, hat als solche nicht einmal das Verständnis der eigenen Geschichte des jüdischen Volkes erschlossen, geschweige denn die Geschichte des vorderen Orientes beleuchtet. Und das darf nicht Wunder nehmen; denn ohne Kenntnis der Geschichte und der Kultur des vorderen Orientes ist das volle Verständnis der

*) Aus einem Vortrage, gehalten am 4. Juli 1922 in der „Jüdischen Gesellschaft für modernes Bibelstudium" in Czernowitz.

Bibel nicht möglich. Durch die literarische und wissenschaftliche Kritik der Bibel ,die ebenfalls im letzten Jahrhundert einen ungeheueren Aufschwung genommen hat, ist zwar die Erkenntnis derselben ausserordentlich befruchtet worden. Aber auch diese Arbeiten allein würden eine grundlegende Veränderung im Verständnisse der Bibel nicht herbeigeführt haben, wenn nicht die epochemachenden Ausgrabungen und Entdeckungen der alten Denkmäler in Babylonien, Aegypten, Palästina etc. die von Jahrzehnt zu Jahrzehnt einen immer grösseren Umfang annehmen, das Verständnis der Bibel durch die Erkenntnis der geschichtlichen, sozialen und kulturellen Verhältnisse der alten Geschichte des vorderen Orients in einer ungeahnten Weise gefördert hätten. Im Zusammenhange mit diesen Entdeckungen ist die Bibel zu einer Geschichtsquelle ersten Ranges, in erster Linie für die Geschichte des jüdischen Volkes und die Entwicklung des Gottesgedankens, in zweiter Linie für den ganzen westasiatischen Kulturkreis geworden.

Während bis vor einem oder zwei Menschenaltern die Kenntnis der historischen Zeiten so ziemlich bis zum 5. oder 6. Jahrhundert vor Christi reichte, sind wir jetzt in der Lage, einen Zeitraum von rund 7000 Jahren von heute gerechnet zu überblicken. Dabei erhellt sich immer mehr der Horizont für weiter zurückreichende Jahrtausende. Aus der Zeit um zirka 5000 vor Chr. haben wir bereits gesicherte historische Kunde aus Denkmälern. Die reiche Kultur und die Religion der Sumerer war bereits rund im Jahre 3000 vor Chr. abgeschlossen. Um diese Zeit waren die Sumerer, welche das südliche Babylonien bewohnten, schon im Untergange begriffen. Deren Nachfolger, die Babylonier und später die Asyrier haben den Kulturbesitzt und die religiösen Vorstellungen der Sumerer fast zur Gänze ohne nennenswerte Veränderungen übernommen. Zu der überkommenen Kultur der Sumerer gehörte auch die vollständig von diesen entwickelte Keilschrift. Gleich wie heute die lateinische Sprache sich in der katholischen Kirche als Kultursprache erhalten hat, so wurde von den Babyloniern und später von den Assyriern das Sumerische nach dem Untergange der Sumerer (3000 vor Christi) als Kultsprache bis zu den Zeiten der Geburt Christi verwendet.

Während die Bibel bis auf unsere Tage durch mehr als zwei Jahrtausende bestenfalls durch Erklärung ihres Sinnes aus sich heraus studiert wurde, ist dies jetzt vermöge der oben berührten Momente völlig unzureichend geworden. Es ist hier nicht der Ort, den Gang und die Ergebnisse der modernen Bibelkritik darzulegen. Ob die Lehre ihres Entdeckers, des Pariser Arztes Astruc (im Jahre 1753) und die Arbeiten der Exegetiker und Bibelforscher im XVIII., XIX. und im XX. Jahrhunderte unter allen Umständen als gesichert angesehen werden dürfen, steht heute noch durchaus nicht fest. Soviel

muss aber anerkannt werden dass nahmhafte Gelehrte ihr ganzes, langes arbeitsreiches Leben der Erforschung der Bibel gewidmet haben, unter ihnen ein Mann wie Wellhausen, der immer und zu allen Zeiten als Wegbereiter und Bahnbrecher wird angesehen werden müssen. — Diese Gelehrten waren in ihrer überwiegenden Zahl *Nicht-Juden. Zu ihren Arbeiten soll und muss auch von jüdischer Seite Stellung genommen werden.* Mit verschränkten Armen dazustehen und die Ergebnisse ihrer Forschungen zu ignorieren, ist einerseits unserer unwürdig und andererseits gefahrbringend, weil dies geeignet wäre , unserer Religion und unserem Volke unermesslichen Schaden zuzufügen. Es muss jetzt mit Bedauern gesagt werden, dass auf dem Gebiete alttestamentarischer Forschung nichtjüdische Gelehrte massgebend geworden sind. Zwar beschäftigen sich auch die wenigen Rabbinerseminare mit diesen Fragen, zwar haben auch einige namhafte jüdische Gelehrte auf diesem Gebiete hervorragende Arbeiten veröffentlicht, aber noch ist wenig geschehen, um auch von jüdischer Seite diesen Fragen jene Aufmerksamkeit zuzuwenden, welche ihrer Bedeutung entspricht. Für die jüdische Oeffentlichkeit ist aber bis jetzt diese Sache ein nolli me tangere geblieben. Dies kann aber auf die Dauer unmöglich so weiter bleiben.

Wer in dieser Frage als Forscher ernsthaft mitsprechen will, muss nicht nur die ganze althebräische Literatur bis in die kleinsten Einzelheiten beherrschen, er muss auch die reiche talmudische und nichttalmudische Literatur von Grund aus kennen und eine genaue Kenntnis der arabischen, babylonischen, assyrischen, syrischen und aramärischen Sprache und antiken Literatur dieser Sprache besitzen. Soll daher das moderne Bibelstudium unserer Religion und unserem Volke fürderhin wie bis jetzt zum Heile gereichen, so bedarf es Männer, welche sich die Bibelforschung zur ausschliesslichen Lebensaufgabe setzen. *Nur wenn das ganze jüdische Volk und dessen offizielle Stellen dies voll und ganz begreifen, werden wir in Hinkunft unser Volk und unsere Religion vor vielleicht unermesslichem Schaden bewahren können.* Bis jetzt sind noch beinahe alle jene christlichen Gelehrten, welche die Bibelforschung zu ihrer Lebensaufgabe gemacht haben, bis auf ganz wenige Ausnahmen, in ihrer überwiegenden Mehrheit die begeisterdsten Lobpreiser der Bibel geworden. Es ist jedoch keineswegs verbürgt, dass es immer so bleiben wird. Die ganz wenigen, die die Ergebnisse der modernen Bibelforschung gegen die Bibel auslegen, haben uns bereits sehr nennenswerten Schaden zugefügt — ich nenne hier bloss Delitzsch mit seinem Bibel — Babelstreit, um andere kleinere Schriftsteller, welche demagogisch nur ihre antisemitischen Ziele verfolgen, zu übergehen. Deshalb müssen wir rechtzeitig auf der Hut sein und stets über Männer verfügen, die mit echt jüdischer

Gelehrsamkeit und Gründlichkeit auf alle Fragen gediegenste Antwort zu geben in der Lage sein sollen. *Auch das grosse jüdische Publikum und die jüdische Jugend soll mit diesen Fragen vertraut* gemacht werden. Eine Vogelstrausspolitik kann sich einst furchtbar rächen. Möge man sich nur recht vor Augen halten, um was es geht. Es geht nämlich um das Ganze, es geht *um unsere geistige Weltstellung, es geht um unsere Geltung im Geistesleben der Nationen in Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft, um unsere Bedeutung im kulturellen Leben in früheren und für künftige Zeiten.* Und da sind die grössten Anstrengungen noch zu gering! *Unser uraltes ewiges Volk darf nicht abseits stehen, wenn es sich um Sein oder Nichtsein seiner Weltgeltung handelt.* Die Verteidigung gegen Angriffe auf unser kostbarstes Gut dürfen wir nicht Fremden überlassen. Wir, wir allein müssen diesen gigantischen Kampf kämpfen, jetzt und in aller Zukunft, wie wir, wir allein ihn auch in der Vergangenheit *geistig und in Strömen von Märtyrerblut* gekämpft haben. Es ist nicht überflüssig, zu erinnern und zu sagen, welche Stellung uns unter den Kulturen dieser Erde vermöge unseres geistigen durch die Bibel erworbenen Besitzes zukommt. Rudolf Kittel, einer der bedeutendsten Bibelforscher unserer Zeit, führt in seiner Geschichte des Volkes Israel (Seite 3) aus: „Die Geschichte des menschlichen Geisteslebens seit dem Beginn unserer Zeitrechnung, wenn gleich reichlich beeinflusst von den Ideen, die aus Griechenland und Rom geflossen sind, hat doch von nirgendsher stärkere und nachhaltigere Befruchtung erfahren, als von dem kleinen Juda aus... Mochten die Völker der Nil- und Euphratländer die halbe Welt sich zu Füssen legen, mochte Hellas, durch seine Weltweisheit und durch die unsterblichen Schöpfungen seiner Kunst, Rom durch seine Gesetze und Staaten schaffenden Genius sich einen Namen in der Geschichte machen; *an nachhaltigem tiefgreifendem Eieflusse auf Schicksale und Denkart der Völker stehen sie dem hebräischen Volke entfernt nicht zur Seite.* So verschwindend klein das Land dieses Volkes, so unbedeutend das Volk selbst an Besitz und äusserer Machtstellung wie an künstlerischem Können dasteht und so wenig ihm das Vermögen eignet, auf dem Gebiete der materiellen Kultur selbständig Neues zu schaffen — es hat einen Einfluss eigener Art auf die Welt ausgeübt, eine *Art Weltherrschaft sich anzueignen vermocht. Seiner Weise der Gottesverehrung haben die Völker sich gebeugt.*" (S. 4.) Und alles dies sagt derselbe Mann, der das jetzige Judentum — im Gegensatze zum alten Hebräertum — als mehrfach abstossend und eine Karrikatur wirklich gesunden Lebens nennt. Freilich, wir wissen es besser und auch Kittel scheint es zu ahnen, denn er fügt sofort hinzu: „Im Hinblick auf das lichte Ziel, dem das Judentum zuzustreben scheint, verliert es seine Verworrenheit

und niedere Gewöhnlichkeit" (Seite 6). Ernest Renan sagt: „Die Bibel in ihren verschiedenen Verwandlungen bleibt trotz allem und allem das grosse Buch, der Tröster der Menschheit" (Geschichte der Juden, S. 6). Renan hält es nicht für unmöglich, dass die Welt noch einmal jüdisch-christlich wird (ibid.), trotzdem er der Ansicht ist, dass die Gipfel des Olymp und des Sinai leer sind, dass der Himmel öde und die Erde klein ist (S. 25). Eduard Meyer, der beste Kenner der antiken Welt in der Gegenwart, schreibt: „Wer einmal ernsthaft im alten Testament gearbeitet hat, der kennt den Reiz dieser Untersuchungen, die den Forscher nicht wieder loslassen" („Die Israeliten und ihre Nachbarstämme", Vorwort Seite V.) und so oft seine Arbeiten ihm nur irgendwie Zeit lassen, kehrt er immer zur Bibel zurück. Herman Gunkel, einer der tiefgründigsten Kenner des alten Testamentes, der epochemachende Werke über dasselbe geschrieben hat, bezeichnet die Bibel: „als das wunderbare Buch, Lehrerin der Menschheit, Grundlage unseres geistigen Seins! Du gleichst jener verklärten Gottesstadt auf ragendem Weltenberge, die dem Himmel nahe liegt. Immer wieder kehrt die Menschheit zu Dir zurück."

Ich will es unterlassen, noch weitere Aussprüche der besten und feinsten nicht-jüdischen Kenner der Bibel anzuführen, es wird hoffentlich genügen, die Bedeutung der Sache um die es geht, klar gemacht zu haben. Ich wünsche, dass das dauernde Interesse und die Mitarbeit an der Erreichung dieser Ziele geweckt werden — *zu Fromm und Nutzen unserer Religion, unseres Volkes und der Menschheit!*

Dr. M. Soloveitschik, Minister f. jüd. Angelegenheiten, Kowno (Litauen).

Die Voraussetzungen der jüdischen nationalen Autonomie in Litauen.*)

Das Problem der nationalen Autonomie kann unter zwei Gesichtspunkten betrachtet werden: einerseits ist es die Frage des Inhalts der Autonomie, d. h. derjenigen sozialen Bedürfnisse, die eigenartig-national in Erscheinung treten und des

*) Dieser Artikel bildet einen Auszug aus einer größeren in Vorbereitung befindlichen Arbeit.

Im Zeitpunkt, in dem dieses Fragment der Oeffentlichkeit übergeben wird, befindet sich die jüdische nationale Autonomie in Litauen in einer ernsten Krise, die eine Reihe wichtiger Errungenschaften der ersten Periode — der des Kampfes für die verfassungsmäßigen Garantien — zu bedrohen scheint.

An den Lehren, die aus der fast vierjährigen von der Judenschaft Litauens geleisteten Arbeit gezogen werden können, ändert dieser — hoffentlich vorübergehende — Rückschlag kaum etwas. Der Verfasser.

Schutzes durch öffentlich-rechtliche Institutionen bedürfen, und andererseits die Frage der Form, d. h. der Beschaffenheit dieser autonomen Institutionen und ihrer Wechselbeziehungen zum Staate. Die erste Frage ist eine vornehmlich innere, nationale, die zweite eine mehr äussere, staatliche.

Es wurde schon hervorgehoben, dass die breiten Massen des jüdischen Volkes ihre Eigenart als eine hauptsächlich religiöse, konfessionelle empfinden, und vielerorts ist der Assimilationsprozess tatsächlich so weit gediehen, dass die noch bestehenden Eigenarten nicht ausreichen, um Objekt einer vollständigen nationalen Autonomie zu werden.

Was die staatliche Form betrifft, so verhält sich der Staat vielerorts zu der nationalen Sonderstellung der Juden schon deshalb negativ, weil er die Anerkennung noch einer mit speziellen Rechten ausgestatteten völkischen Minorität als Schwächung des Staates empfindet und zweitens, weil er die Entnationalisierung der Juden der herrschenden Majoritätsnation zu Nutze machen will. Diese der nationalen jüdischen Autonomie entgegengesetzte Bestrebung wird vielerorts auch von einer dünnen, aber einflussreichen Schicht der jüdischen assimilierten Intellektuellen unterstützt, die den Weg zum Staate nicht auf Umwegen durch die nationale Autonomie, durch die Rückkehr zum jüdischen Volkstum finden wollen.

Diese zwei Momente, das Fehlen eines ausreichenden Objektes der nationalen Selbstbetätigung und Selbstverwaltung einerseits, und das ablehnende Verhalten des Staates anderseits, bilden die hauptsächlichen Hindernisse auf dem Wege zur Verwirklichung der jüdischen nationalen Autonomie.

In Litauen, bei den speziellen Verhältnissen, die gerade dort durch das Entstehen eines neuen Staates in besonders prägnanter Weise gegeben waren, fehlten diese beiden Hindernisse und somit waren wichtige Voraussetzungen für ein Gelingen des national-autonomen Werkes gegeben.

Es ist wohl allgemein bekannt, dass sich nirgends die traditionellen Formen des jüdischen Lebens so konserviert haben, wie in Litauen, dass nirgends die jüdische Sprache ein so markantes Binde- und Absonderungsmerkmal bildet, wie hier. Es kommt noch hinzu, dass in Litauen die soziale Gliederung der Bevölkerung mit der nationalen fast kongruent ist: die Städter sind fast ausschliesslich Juden, die städtische Kultur ist vornehmlich durch die Juden geschaffen. Das alles führt dazu, dass die Juden in Litauen auch unabhängig von nationalpolitischen Auffassungen und Theorien, mehr als in irgend einem anderen Lande Träger nationaler Rechte, Bewerber um eine nationale Sonderstellung sein können. Im grossen russischen Reiche, wo Litauen weder wirtschaftlich noch kulturell als Einheit empfunden und behandelt wurde, wo die russische Sprache der Beamtenschaft und der sozialen Ober-

schicht nivellierend und drückend hervortrat, waren die Voraussetzungen für dieses nationale Selbstbewusstsein der litauischen Juden nicht gegeben. Die Sachlage hat sich aber mit einem Schlage geändert, als sich der 2 Millionen-Staat zu einer wirtschaftlichen und kulturellen Einheit herauskristallisierte. Da stand die 200.000 Köpfe zählende Judenschaft als eine soziale Schicht sui generis der anderssprachigen Bevölkerung gegenüber, ihre Beziehungen zu den Juden der übrigen Teile Russlands wurden durch die neu entstandene Staatsgrenze geschwächt, sie war sich ihrer Eigenart mitten im neuen Staate bewusst und diese stark ausgeprägte und bewusste Eigenart gab ausreichenden Stoff, um den Inhalt der nationalen Autonomie zu bilden.

Was die Form, den formenden Anteil des Staates betrifft, so ist hier die Eigenart der litauischen Entwicklung besonders lehrreich.

Von den historischen Traditionen, von der Tatsache, dass Litauen die klassische Stätte der mittelalterlichen jüdischen nationalen Autonomie gewesen ist, will ich in diesem Zusammenhang absehen, obgleich auch dieser Faktor nicht zu unterschätzen ist. Ausschlaggebend waren aber nicht die Traditionen, sondern die realen Forderungen des politischen Momentes.

Die litauischen Staatsmänner sahen sich, als sie, die günstige politische Lage ausnützend, an den Aufbau des Staatswesens herantraten, vor eine schwierige Aufgabe gestellt, weil sie im Lande selbst mit dem Antagonismus gewisser einflussreicher Bevölkerungsschichten zu kämpfen hatten und es war von Anfang an klar, dass nur die geschlossene Front mehrerer nationaler Gruppen den Sieg der litauischen Staatssache wird herbeiführen können. Nun galt es in erster Reihe, die Unterstützung der städtischen jüdischen Bevölkerung zu sichern. Selbstverständlich waren die Juden als alteingesessene Einwohner des litauischen Landes, welche mit ihm durch jahrhundertelange Geschichte verbunden waren, an seinem Geschicke stark interessiert und bei dem nun eingetretenen Zersetzungsprozess in Russland war der Weg zur Bildung eines selbständigen Staatswesens der einzig gegebene. Um aber die jüdische Bevölkerung zum aktiven Kampfe für die litauische Sache zu gewinnen, war es ein Gebot der staatlichen Notwendigkeit, eine solche Gestaltung des neuentstehenden Staates in Aussicht zu stellen, die den Juden nicht nur die bürgerliche Gleichberechtigung, sondern auch ein ihren Bedürfnissen entsprechendes Mass nationaler Rechte einräumen würde. Das wurde auch von Anbeginn des Aufbaues des litauischen Staates feierlich erklärt und somit war die Grundlage für ein Zusammenwirken der litauischen und der jüdischen Bevölkerung Litauens gegeben. Es kommt noch Folgendes hinzu: das gegen die Mitte des 19. Jahrhunderts wiedererwachte litauische

Nationalgefühl wurde durch die russische Administration so weit unterdrückt (während mehr als 40 Jahren bestand ein Verbot, in litauischer Sprache was es auch sei, sogar Gebetbücher zu drucken), dass in dem Augenblick, wo durch die politischen Ereignisse begünstigt, die litauischen politischen Führer an die Schaffung eines selbständigen Staates herantreten konnten, die geistige Nationalbewegung, der gesamte Kulturzustand Litauens und vor allem die Verbreitung der litauischen Sprache noch bei weitem nicht soweit gediehen waren, dass die Litauer allen anderssprachigen Elementen des Landes mit assimilierenden Tendenzen und Forderungen gegenübertreten konnten. Auch waren die Lehren der Vorkriegsperiode instruktiv genug, um nicht die grossen Schwierigkeiten des Staatsaufbaues durch internationale Reibungen noch zu erschweren.

Die Gesamtheit all dieser positiven und negativen Momente hat dazu geführt, dass seit Beginn der Existenz Litauens als eines unabhängigen Staates, seit Bildung der ersten litauischen Regierung nach der deutschen Revolution, der jüdische Teil der Bevölkerung Litauens als solcher, als nationale Einheit, sich an der politischen Tätigkeit beteiligt hat. Die Bildung eines *Ministeriums für jüdische Angelegenheiten* war das äussere Merkmal der Anerkennung der jüdischen nationalen Eigenart.

Wie schon oben betont wurde, entstand überall, wo man das jüdische Leben in nationalere, volkstümlichere Gestalt kleiden wollte, innerhalb des Judentum eine Opposition, die von dem assimilierten Teil der Intellektuellen getragen wurde. Dieser widersetzte sich den nationalen Bestrebungen hauptsächlich, um seine auf dem Wege der Assimilation erworbene gesellschaftliche Position zu wahren. In Litauen war dieser Weg verschlossen: eine Assimilation an die Majoritätsnation war vorerst unmöglich, die frühere Assimilation aber, die russische, war staatsfremd (in gewissem Sinne sogar als staatsfeindlich empfunden). Auf diese Weise war die Einheitsfront innerhalb des Judentums gegeben, wenigstens in Bezug auf das zu erstrebende Ziel.

So geschah das, was die Schaffung der nationalen Autonomie in Litauen am meisten begünstigte, das Zusammenwirken des Staates mit den national-gesinnten Elementen im Judentum. In allen anderen Staaten, wo man an die Herbeiführung der nationalen Autonomie herantrat, waren die führenden Kreise des Staates, wenn nicht offen, so heimlich in Opposition: sie wollten die jüdische Bevölkerung durch Entnationalisierung für sich gewinnen. Hier wusste man hingegen, dass dies vorerst unmöglich ist, dass die Schwächung der national-jüdischen Elemente innerhalb der jüdischen Gesellschaft nicht der litauischen Sache zugute kommen würde.

Das oben Skizzierte zeigt zur Genüge, dass die gesamte politische Konstellation in Litauen, in erster Reihe der Umstand, dass wir es hier mit einem im Entstehen begriffenen Staate zu tun haben, die Schaffung der jüdischen nationalen Autonomie begünstigt hat und dass hier somit nicht nur die innere Voraussetzung, die eines reichhaltigen jüdischen Lebens, sondern auch die äussere — die der Begünstigung der autonomen Form durch den Staat, in weitgehendem Maasse vorhanden war und die Schaffung staatlich anerkannter Formen des jüdischen nationalen Lebens ermöglichte.

Adolf Bernhardt, Bucureşti.

Bad Kissingen, den 21. IX. 1922.

Die industriellen Möglichkeiten Palästinas.*)

Sehr geehrter Herr Doktor!

Herr Dr. W. übergab mir in Karlsbad Ihre freundliche Aufforderung, für den in Vorbereitung befindlichen „Jüdischen Almanach" einen Beitrag zu geben, wobei Sie den Wunsch ausdrückten, dass dieser Beitrag die industriellen Möglichkeiten Palästinas behandeln möge. Ich sagte gleich, dass es mir ausserordentlich schwer fiele, da das von mir an Ort und Stelle gesammelte statistische und sonstige Material nicht in meinen Händen ist. Aus bereits erschienenen Werken etwas zu kompilieren, — selbst wenn ich diese Werke hier zur Verfügung hätte, was nicht der Fall ist — hätte keinen Zweck, weil alle darin enthaltenen Daten stark überholt sind. Es ist unglaublich, wie sich das wirtschaftliche Bild in Palästina von Monat zu Monat, ich möchte fast sagen, von Woche zu Woche, verschiebt, wie scheinbar aussichtsreichste Gross- und Kleinindustrie-Anfänge einschrumpfen, wie mit allen Finessen der Logik aufgebaute Projekte infolge einer unbeachteten Nebensächlichkeit absolut unausführbar werden und wie dagegen das — unserem europäisch geschulten Denkvermögen — in volkswirtschaftlicher Hinsicht wahnwitzig Erscheinende sich lukrativ ausgestaltet. Für die wenigen Wirtschaftler, die im letzten

*) Trotzdem dieser an den Herausgeber gerichtete Brief keinen Anspruch darauf erhebt, eine Studie genannt zu werden, sehen wir uns dennoch veranlaßt, die in ihm enthaltenen Aeußerungen des auf wichtigen Gebieten der Volkswirtschaft hervorragend tätigen Fachmannes, der vor kurzem von einer Studienreise durch Palästina heimgekehrt ist, dem Almanache einzureihen, indem wir zuversichtlich erwarten, im nächsten Jahrbuche die gewünschte Studie einer breiten Oeffentlichkeit unterbreiten zu können.

Jahre Palästina besucht haben, ebenso wie für die in Palästina lebenden kaufmännischen Berater gilt es z. B. als unumstössliches Axiom, dass keine Grossindustrie, ob sie nun für den inneren Verbrauch arbeite, oder ihr Ziel in der Ausfuhr manufakturierter Güter sähe, derzeit eine Existenzberechtigung habe. Indem ich alle in Betracht kommenden Faktoren: hohe Landesvaluta, fachlich gar nicht oder ungenügend ausgebildete, dabei teuere Arbeitskraft, absolute Abhängigkeit vom Auslande in Bezug auf Maschinen, Instrumente, die allermeisten Rohmaterialien, die Antriebskraft (Kohle, Petroleum), die schlechten und kostspieligen Verkehrsverhältnisse, die unglaublichen Zustände in den primitiven Häfen, den Kreditmangel usw. in Betracht ziehe, muss ich logischerweise das Axiom unbedingt akzeptieren. Aber gerade letzthin erfuhr ich, dass eines der wenigen Grossunternehmen Palästinas, in dessen industriellen und kaufmännischen Betrieb ich erst vor wenigen Monaten Einsicht zu nehmen Gelegenheit hatte, und von dem ich überzeugt war, dass es auf die Dauer unhaltbar sei, einen unerwarteten Aufschwung genommen hat, sich sehr remunerativ gestaltet und dass es einer glänzenden Zukunft entgegensieht, wenn es der Leitung nur gelingt, neue Mittel in Bälde heranzuziehen. Dieses grössere Beispiel, an dessen Seite ich eine ganze Anzahl kleinerer stellen könnte, ist für mich eine neue Warnung, über industrielle oder kommerzielle Möglichkeiten in Palästina Glaubenssätze aufzustellen. Jedermann, der sich auf diesem Gebiete persönlich in Palästina betätigen möchte, kann ich nur raten, die jeweiligen statistischen Daten zu studieren. Die zionistische Kommission in Palästina gibt auf Anfragen bereitwilligst Auskunft, ferner erscheint über das Wissenswerteste eine vom Handelsdepartement der palästinensischen Regierung herausgegebene monatliche Zeitschrift in englischer Sprache und endlich ist die „Rumänisch-Palästinensische Handelsgesellschaft“ in Bukarest (Societatea Romano-Palestineana, strada Smârdan) durch ihre Filiale in Jaffa bereit, gegen Erstattung der Kosten Handels- und Industrieauskünfte zu geben und die Regierungszeitschrift zu abonnieren. Lassen die allerneuesten Auskünfte und Daten die Aussicht auf ein gewisses Unternehmen zu, so ist eine weitere Voraussetzung des Erfolges: genügendes Kapital für Investitionen und den Betrieb für ein Jahr (unter keinen Umständen ist derzeit in Palästina auf nennenswerte Kredite zu rechnen) und schliesslich: ein eiserner Wille, durchzudringen mit, ohne oder gegen allerlei Offizialität und Alteingesessenes. Wem dieser Wille, gestählt vom Gedanken, dass der Erfolg oder Misserfolg keine Privatsache ist, sondern das Volksganze trifft, fehlt, der möge weiter im Goluth bleiben und sich bestreben, sich der Volkserneuerung in anderer Weise nützlich zu machen, indem er z. B. Anderen, die diesen Willen besitzen, auf dem Kredit-

— oder sonstigem Wege zur Auffüllung ihrer Mittel verhilft.

Die nächste wirtschaftliche Entwicklung Palästinas hängt nicht, wie manche unter uns es glaubhaft machen wollen, einzig und allein von den politischen Momenten ab. Sie hängt vorwiegend von der Wucht ab, mit der das jüdische Volk seine eigene wirtschaftliche Position dort wird erstürmen wollen. Zaudert es noch lange, so geht uns selbstverständlich dieser Selbstbestimmungsvorteil verloren und unsere ganze Zukunft bleibt dann ein schwankes Rohr, der Konjunktur und Zufallspolitik ausgesetzt.

Ich weiss nicht, ob diese so allgemein gehaltenen Betrachtungen einen Wert für Ihren Allmanach haben; ich möchte es sehr bezweifeln! Ein Almanach, im Gegensatz zur Tageszeitung und in Erweiterung und Vertiefung der in Zeitschriften abgehandelten Themen, soll — meiner Ansicht nach — nur wirkliche Studien in seinem wissenschaftlichen Teil enthalten. Wie eingangs gesagt, fehlen mir hier aber die Behelfe und überdies hätte es mir mein Gesundheitszustand in der letzten Zeit nicht erlaubt, wirklich ernste Arbeit zu leisten. Diesem Zustande allein ist es auch zuzuschreiben, dass diese Zeilen sich so verspätet haben; meine einzige Rechtfertigung, dass ich so unhöflich war, Sie so lange auf eine Antwort warten zu lassen, was Sie freundlichst entschuldigen wollen.

Mit meinen besten Grüssen und herzlichen Neujahrswünschen bin ich Ihr ergebener:

Adolf Bernhardt.

Drei Maler:

Artur Kolnik, Salomon Lerner und Jacob Eisenscheer.

Mit einer weitzügigen Linienführung von schlichtem sachlichen Ernste hat Arthur Kolnik in seiner Jünglingszeit die ersten künstlerischen Versuche angestellt und ist später auf äussere Anregungen hin, zum guten Teile auch seinem angeborenen Hange zum stillen, versonnenen Flächenhaften folgend, zur dekorativen Ausgestaltung der Bildfläche übergangen. Gelegentliche Versuche zur Durchbrechung des in ruhiger Sammlung sich ausdehnenden Hintergrundes, die sich folgerichtig mit einer Kräftigung seiner leise tönenden Farben paarten, sind bloss Streifzüge in ein seinem künstlerischen Wesen fernliegendes Land geblieben. In dieser Zeit unentschiedenen Tastens zwischen dekorativer und resoluter Erfassung der Wirklichkeit tauchen Gestaltungen mit innigem Herzensschlage auf, denen man (sie standen in der im hiesigem Gewerbemuseum im November 1918, veranstalteten Ausstellung unter der Masse andersartiger Bilder vereinzelt da) ihre Herkunft aus des

Künstlers tiefstem Wesensgrunde ansehen konnte. Da hing neben dekorativ aufgefassten Porträts, gedankenhaften Bildern — sie waren für seine künstlerische Zukunft wegweisend —, das Bild eines Juden vor der jäh in die Tiefe schiessenden Flucht einer engen Gasse mit baufälligen Häuschen (wirkungsvoll und konsequent durchgeführt, doch ohne Nachfolge in seiner reiferen Entwicklungszeit) und unter diesen allen durch ihre Masse erdrückt ein kleines Bild, das Brustbild einer Frau zwischen zwei den Horizont überragenden Bäumchen. Ein Hauch nazarenischer Zartheit des Empfindens lag über diesem in hellen, sorgfältig vertriebenen Farben gemalten Bilde, das trotz der Unscheinbarkeit seiner gegenständlichen und technischen Aufmachung für des Künstlers Intention und Zukunft unter allen anderen vielleicht das bezeichnendste war. Vier Jahre sind seither verflossen und dem sein heutiges Schaffen Ueberblickenden dünkt es als schüchterner Aufakt zur späteren Vervollkommnung. Auf der Frühlingsausstellung des hiesigen Kunstvereines (Mai 1922) hing Kolniks Cyklamen-Stilleben, das wegen seiner gegenständlichen Indifferenz als Paradigma seiner künstlerischen Individualität gelten kann. Kein Betonen materieller Stofflichkeit der Blatt — und Blütensubstanz, keine Andeutung örtlichen Zusammenhanges mit dem Boden irgend eines realen Untergrundes. Vor ausgebreiteten Blättern mit der leise betonten Feierlichkeit ihrer kreis- und herzförmigen Rand- und Innenzeichnung offenbart sich das Blütenwunder einer überhängenden Cyklame, deren äusserste Spitzen die zarte Helligkeit immateriellen Lichtes durchscheint. Wenige Ornamente von länglich-rundlicher Form auf etwas dünklerem Grunde rücken dieses „Stilleben" in den Bereich einer kosmischen Weitläufigkeit. Seine reine Gesinnung zieht ihn zu den durchsichtigen und klaren, ungebrochenen, von jeder Berührung mit dem Wechselspiele der bewegten Atmoshäre nicht angegriffenen Farben, sie zieht ihn hin zu der leidenschaftslosen Ausbreitung des Darstellungsinhaltes in weiten, grossen, von dem aufgeregten Trubel des Raumlebens unberührten Flächen mit dem leisen Schwunge ihrer sanft dahinrollenden Umfassungslinie, sie führt ihn in den Bereich schwermütiger Madonnen, die er fortan mit Vorliebe malt. Er malt sie (Die Madonna eines Tryptichon, im Besitze eines Amerikaners) mit dem weitgedehnten Linienschwunge einer zärtlich-gehobenen Seele, er ergiesst die ungetrübte Reinheit eines sehnsüchtig-schwellenden Herzens in die Farbe ihres Gewandes von dem reinsten und durchsichtigsten Blau, das er nur erschauen kann. (Madonna der hl. Familie). Feinfühlige Versenkung in das Innenleben seiner dem Alltage enthobenen Gestalten — sie umwittert alle ein lindes Weh — bewahrt die stets gehaltvolle Zeichnung vor ornamentaler Veräusserlichung. Wie weit hat er sich von den dekorativen Neigungen seiner



Artur Kolnik (Czernowitz) Familie

Frühzeit entfernt! Waltet zuweilen (Bildnis einer alten Frau) in der Linienführung und Farbenanordnung wieder schmükkendes Dekor vor, so geschieht es mit dem Reize märchenumsponnener Lieblichkeit kurzer Mussestunden. Doch das sind Nebenwege, die er jetzt nur zuweilen betritt, sein Hauptweg führt ihn zu einer grosszügigen Gestaltung ausdrucksvoller Stoffe von idealer Zuständlichkeit. Lebhaften Geschehnissen nicht zugewandt, wahrt die Richtung seiner Kunst auch in ihren ausdrucksstärksten Momenten eine aus klarem Ordnungsbedürfnisse hervorgehende helle Ueberschaubarkeit. Nie überschlägt sich seine Bewegheit in exzessiven Linientumulten und eine deutliche Rationalisierung des Bildaufbaues verrät das Walten eines mitten in seiner lyrischen Getragenheit das Bildganze reiflich erwägenden Künstlers. Die Plötzlichkeit der unerwartet eindringenden Botschaft hält er von seiner „Verkündigung“ fern. Vor einer Fensterwand spielt sich die Begebenheit ab mit dem ganzen Reize einer schlichten, mittelalterlichen Mysterienbühne ohne irgendein szenisches Zubehör. Mit grosser Beherrschung und ausserordentlichem Feingefühl für die Herstellung der Ausgeglichenheit seiner sicher und klar gebauten Bildform sind die im lebhaften Ausdruckverlangen dieses verheissungsvollen Augenblicks über alles reale Ausmass akzentuierten Hände der beiden Personen und der lang gedehnte Hals des Verkündigungsengels dem ruhigen Bildgefüge eingeordnet. Den in der Fläche bleibenden, leicht gewellten Boden (er erbebt nicht!) des Hintergrundes (hinter den Fenstern) überwölben Halbkreise einer übernatürlichen Lichterscheinung, die mit ihrem von fern her kommenden magischen Jubel das wunderbare Begebnis nach oben beschliessen. Allmählich reift Kolniks Schaffen einer Monumentalisierung entgegen. Grossfigurige, leiderfüllte Madonnen mit dem strengen Ernste eines feierlichen Aufbaues erfüllen seine Phantasie und liegen in Entwürfen und halb ausgeführten Versuchen vor. In zwei ausgeführten Bildnissen gewahrt man als Ergebnis dieser Wandlung und Erfüllung einen neu gewonnenen Charakter seiner Farbe. Das eine dieser Bildnisse stellt ein Mädchen, das andere eine Frau dar. Hell strahlt das Licht von dem dargestellten Mädchen, der farbig leicht getönte kalkige Grund verrät das gleiche Bestreben, das Bedeutsame des Bildgegenstandes nicht durch fremdes der Umgebung erborgtes Licht zu mindern. Das Mädchen steht nicht im Lichte des umgebenden Raumes, alles Licht geht vielmehr von ihr und der Wand hinter ihr aus. Die Farbe erhält (an die monumentale Art des Frescos gemahnend) eine spröde Dichtigkeit, ihr Auftrag hält die Mitte zwischen fester Vertriebenheit und breitem Pinselzuge und wahrt dem Bilde eine sehr gehaltvolle abstrakte Materialität. Die Gefahr vor einem Versinken in Zerflossenheit und verblasene Weichlichkeit, die Malern

mit Neigungen zur Immaterialisierung der Farbe droht, ist glücklich überwunden und nun, nachdem er sich eine materiell feste und dabei geistige Ausdruckswerte mit enthaltende Farbe zu eigen gemacht hat, lockert er im nächsten Bildnisse die etwas allzudicht gewordene Farbstruktur und lässt das türkis-blaue Gewand der Frau und ihr beiseite liegendes hochrotes Tuch in prangendem Glanze erstrahlen. Das trübende Gemenge von Schatten wird unterschlagen und bloss die Anordnung des leuchtenden Kolorits ruft einen bis dahin in Kolniks Bildern nie dagewesenen Eindruck überzeugender Räumlichkeit hervor. Trotz letzterem Gelingen ist ihm auch jetzt das Raumhafte nicht zur Hauptsache geworden. Der ähnlich wie beim vorgenannten Porträt angelegte Hintergrund erfährt im Verhältnisse zu diesem eine Auflockerung ins Farbige; in seiner Ebene führen rotierende Farbenstäubchen wundersam kreisende Bewegungen aus. Bei aller ruhigen Gehaltenheit — in dem Wohlgefallen an ihr liegt seine unbedingte Tendenz zu allem flächenhaften Gestalten begründet — durchziehen die beiden Bildnisse stillwirkende seelische Spannungen; das Mädchen in der unaufgeschlossenen Knospenhaftigkeit mit der etwas sperrigen Kopf- und Handhaltung und dem halb geöffnet verlangenden Munde, die Frau mit der nachdrücklich spitzwinkeligen Umrissbildung ihrer gelösten Körperhaltung und dem feuchten Schimmer ihrer Augen. In der Auffassung und Wiedergabe menschlicher Persönlichkeit kommt Kolnik in seinen letzten Schöpfungen dem Lebensgefühle altdeutscher Meister des 15. Jahrhunderts und einigen Malern des deutschen Nazarenerkreises aus dem 3. und 4. Jahrzehnte des verflossenen Jahrhunderts sehr nahe, in der feinsinnigen und subtilen Art den letzteren, in dem Streben nach mit seelischen Spannungskräften gefüllten Liniamenten den ersteren.

* * *

Eine völlig andere Welt umfängt uns in Salomon Lerners Werken, da gähnen Abgründe, in die der Blick sich schauernd verliert und die voll sind von alten Geheimnissen. Es ist keine Anmut in seinem Tun und kein Lächeln in seinem Werk. Kein selbstgewählten Gesetzen unterworfenes Schaffen regelt das Gehaben seiner Gestalten und den Lauf der Vorgänge, die aus dunklen, unberechenbaren Gründen emporsteigen. Ungeregelte Irrationalität flackert geisternd über die im Zustande einer triebhaften Emotion herausgeschleuderten düsteren Farben. In breiten Streifen sind sie hinuntergestrichen, diese stechend grünen an die überwachsenen Spiegel abgelegener, finsterer Waldseen gemahnenden Töne, seine braunen Tinten mit ihrer erstarrten Glut, aus denen man mitunter den Widerhall düsterer Inbrunst spanischer Heiligenbilder oder altbyantinischer Ikone zu vernehmen glaubt. Mit gellend roten

und stumpfen dunklen Farben hat er seine ersten Bilder gemalt, im Zuge seines Werkes bevölkerte sich die Welt seiner Farben mit neuen Tönen, zumeist bläulichen und schwefelicht gelben, die in seinen allerletzten Bildern in inniger Gedrängtheit hinüber und herüber wallen und auf dem Inkarnate seiner zumeist nicht glücklichen Menschen ein schillerndes Dasein führen. Eine urwüchsige Kunst, nicht genährt von dem Reichtum alt überlieferter, ausgeschliffener Formen, geboren aus der Intuition eines von allerlei Gesichtern Heimgesuchten, der über sie oft ins Grübeln geriet. Dann bannt er von geheimnisvollen Schauern umwitterte Augenblicke auf die Leinwand, Darstellungen, denen zumeist das Gesuchte „literarischer Themen“ nicht anhaftet, dem er aber zuweilen gerade wegen seiner unreflektierenden Naivität wider Wissen und Absicht nicht ganz entgeht.

Ein Menschenpaar blickt, in dumpfes Brüten verloren, in seiner „Schweren Stunde“ vor sich hin. Wie bunte Schleier schieben sich ungewöhnliche Farben von kalter Buntheit über beide und tief im verborgenen Grunde lauert, umwoben von farbig schillernden Hüllen, ein sphynxartiges Gebilde, das Verhängnis. Ohne Rechenschaft und Selbstzucht folgt er dem Impulse der jeweils gebietenden Stunde und schafft eine Fülle verschiedenartiger Gebilde, die auf den ersten Blick nichts Gemeinsames mit einander verbindet. Einen Hexentanz, er benennt ihn „Prostitution“ (aus dem Blickpunkte seiner sozial gerichteten Gesinnung, die aus seinen Bildvorwürfen ihre scharfen Proteste oft sehr wahrnehmbar hinausschreit). In dichter Verknäuelung räkeln ausgemergelte Dirnen ihre verschlungenen Glieder, abschluss- und raumlos dehnen sie sich hin, beleckt von teuflischen Lichtern des Höllenpfuhls. Daneben ein Bild von herber, duftloser Schönheit, gemalt mit der treuherzigen Unbeholfenheit einer vor der Darbietung des Intimsten sich scheuenden Hand, es ist ein Bildnis seiner Schwester, von dem gerade wegen seiner Primitivität eine schier klassische Ruhe ausgeht. Dann wieder, es heisst „Sabbathruhe“, eine alte Frau, umflossen von den zergehenden Brocken eines überreifen Rot, von der Süssigkeit müder Altersmilde. Fast mutet es an wie ein später Nachzügler aus dem Kreise derer um Rembrandt. Eine merkwürdige Art von Ein- und Umstellung, um so merkwürdiger bei einem wegen seiner Ursprünglichkeit eigenwilligen Künstler. Eigenwillig bis zur völligen Ausserachtlassung des von zünftigen Hütern des Kunstbestandes für das Höchste und Einzige Gehaltenen, der „Einheit des Bildganzen“. Sie drohen oft auseinanderzufallen, die Teile eines Bildes, wie im „Gottsucher“, der mit dem hinter den Wolken Hausenden erregte Zwiesprache führt zwischen fest gegründeten Häusern auf der einen und fast gewichtlosen, vorn überfallenden Menschlein auf der anderen Seite. Welch sonderlich

fesselnder Akzent liegt auf diesen; als wären sie alle diese geschäftig den Marktplatz füllenden „Bürger" nur Schlagschatten menschlicher Existenzen. Zu ehrlich und zu unbeholfen, um die Elemente seiner Kunst sich aus fremdem Gute zurechtzulegen, verfällt er trotz einer gewissen Wandelbarkeit seiner Gestaltungsart nie in klüglich wählenden Eklektizismus. Zu wenig intellektueller Doktrinär, strafft er die von Anderen bereits zu fest ausgebildeten Schematen herausgetriebene Disposition seines eigenen Kunstbereiches nie zu prinzipiell durchgeführten Bildungen. Was könnte man nicht alles in seiner Kunst finden? „Expressionistisches", „Kubistisches" und wem es just darum zu tun ist, auch „Futuristisches". Letzten Endes ist es in konsequenter Ausprägung keines von allen. Und doch, wenn ihn in höchsten Momenten eine Welle impetuosen Dranges emporhebt, gelingen ihm Werke von völliger Geschlossenheit des Aufbaues und der Einzeldurchbildung. Eine hieratisch-strenge Symmetrie beherrscht sein „Abendgebet" mit dem betenden Juden und den vom Himmel herablangenden Händen, von einem Himmel mit naturferner Abendröte, hinter der Ewigkeitstöne erklingen, von der machtvollen Getragenheit altchristlicher Mosaiken. Welch glücklich bilhafte Fassung erhält oft ein zum „Bilde" gewordener „Gedanke". Zwischen Grabsteinen sitzt ein Lebensmüder mit zynisch-spöttischen Zügen, schlaff, lang, überlang hängen seine von der Verwesung schon berührten Hände herab, als zöge sie mit unwiderstehlicher Kraft die Schwere der Erde zu sich. Ueber die beschränkte Enge dieses visuellen Ausschnittes unseres Erdballs führen ausser der mässigen Rundung des dargestellten Terrains Bilder von düsterer Glut hinaus, die hinter dem Rücken des Sitzenden vorübergleiten, Sinnbilder des Lebens und des Todes, tanzende Paare und zu Grabe getragene. Bilder, die den Blick führen zu weiten Einsichten in den Sinn alles Lebens auf dem rollenden Rund dieses Erdballes. „Alles ist eitel", nennt er dies aus sicherem Gefühle und visionärer Schau einheitlich gewordene Bild. Woran liegt es, dass selbst Allegorien, gedankliche Fassungen von Beziehungen bei ihm mitunter die Ueberzeugungskraft anschaulicher Unmittelbarkeit gewinnen? So im Bilde „Das Erwachen des Frühlings". (Dieses und das unmittelbar vorher besprochene Bild hingen unbeachtet und unverstanden auf der diesjährigen Ausstellung des hiesigen Kunstvereines). Auf dunklem Erdreich, es riecht nach dem frischen Brodem triebkräftiger Säfte, sie haben schon ein Büschel smaragdgrünen Grases emporspriessen lassen, auf dunklem Erdreich sitzt sehnenden Blickes ein Mädchen. Von einem unbekannten Verlangen überwältigt, vergräbt hinter ihr ein Jüngling sein Haupt in die auf die Kniee gestützten Arme. Auf goldenem Gewölke (zum ersten und einzigen Male ein Lichtstrahl seligen Jubels in Lerners düsteren Bildern), tummeln

sich, in kosender Selbstvergessenheit einander umschlingend, zwei Amorettenpaare und zwei Bäumchen von gertenhafter Schlankheit nähern sich sachte einander. Alles gedankliche Andeutungen und Beziehungen, doch wer empfindet vor ihnen den fröstelnden Anhauch allegorischer Spitzfindigkeiten? Lerners Landschaften: Weite Ebenen mit tief herabreichendem Himmel und schweren, trächtigen Wolken, weidende Herden, zusammengescharrt in demütigender Einfalt; ein mühsam emporklimmender Weg in kahler Oede, auf der sich hoffnungsgrün ein schmales Kruzifix in pflanzenhafter Dehnung gen Himmel emporsehnt; ein einsam ragender Baum und dahinter der wuchtig lastende Rhythmus breiter Hügelzüge; Bäume, die sich im herabprasselnden Lichte verzehren und Bäume, die sich beugen unter dem Ansturme von fernher dringender unerklärlicher Gewalten.

* * *

Die Freude an allem räumlich Ausgedehnten führte den jungen Maler Jacob Eisenscher der Landschaftsmalerei zu. In seinen allerersten Anfängen als Aquarellist und auch späterhin, als er sich dem Oelbilde zuwandte, gibt er in seinen Landschaften Ausschnitte des konkreten Raumes und eine ausgesprochene Tendenz zur Wirklichkeitstreue wird deutlich. Aufsteigend von dem gesunden Mutterboden einer sachlichen Auffassung aller Gegebenheiten gewinnen sie zusehends an gedrungener Kraft und wohliger Behäbigkeit. Mit einer wohltuenden Sachlichkeit und ernsten Gegenständlichkeit baut er nun seine gewöhnlich in einem grösseren Komplexe ruhenden Häuser auf. Von deutlich und nüchtern geführten Konturen umschlossen, führen sie auf den weiten Plänen seiner Bilder ein von kurzen, scharf abgeschnittenen Schlagschatten umsäumtes sicheres Dasein. Da gelingt ihm — für einen Anfänger in der Kunst des Oelbildes ein sehr beachtenswerter Erfolg — ein starker und grosser Wurf. Das Streben nach konzentrierter Zusammenfassung eines Landschaftsganzen wird in ihm wach und er malt einen „Ausblick von dem Schillerparke“. (Das Bild hing in der heujährigen Ausstellung des Kunstvereines und wurde zu Unrecht ganz übersehen.) Die Bildpläne rücken an einander, bedeutende Richtungsgegensätze breitlagernder Häuser und ragender Pappeln geben dem Bilde ein starkes Rückgrat und eine Erhöhung ins Grosse, das von dem feinen silbergrauen Gesamttone den Adel distanzierter, unaufdringlich schlichter Würde empfängt. Einmal in den Bereich weiter Raumbeziehungen gelangt, überfliegt er den engen Umkreis des individuell-konkreten Raumes und sucht einen Zugang zum unabgeschlossenen idealen Raume. Er gewinnt ihn durch die Wahl eines erhöhten Augenpunktes der Übersicht, aus der er jüngstens seine Marktbilder malt, Szenen in „fortlaufender“ Darstellung (in der Art spätantiker

Buchrollen), auf denen ssich der erdhafte Humor Eisenschers in der Darstellung von Jahrmarktgruppen ergeht, derselbe Humor, der auch die schalkhaften Züge seines in sicherer, flächenhafter Geschlossenheit dargestellten „Gassenjungen“ umspielt.

Prof. Emil Zappler.

Czernowitz, November 1922.

Rettet die hungernden jüdischen Kinder in Rußland!

Aufruf

der Exekutive der jüdischen Welthilfs-Konferenz (Paris, 10 Place Eduard VII).

Seit langer Zeit wütet der Hunger in Russland und der Ukraina. Zahllos sind die Opfer in diesen Ländern, die unbeschreibliche Pogrome aufzuweisen hatten. Nunmehr hält der Hunger die furchtbare Nachlese. Die hier reproduzierten Bilder bringen in von unserem Spezialdelegierten Dr. Victor Adler aus der Ukraina übermittelten Originalphotografien verhungerter Erwachsener und Kinder in Cherson eine Ahnung von der grauenhaften Katastrophe.



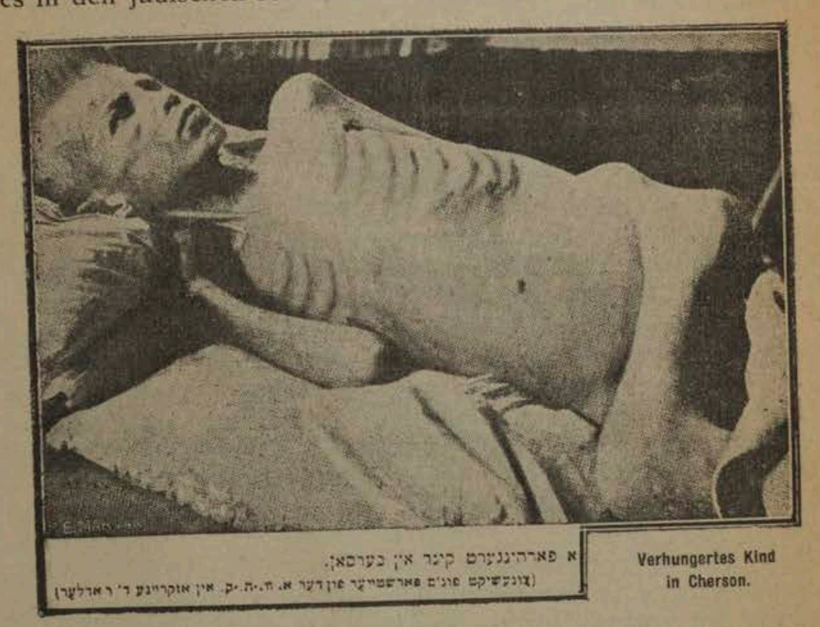
מתים פון הונגער אפ'ן כערסאָנער בית־הקברות
(צוגעשיקט פונ'ם פארשטייער פון דער א. ה. יה. ק. אין אוקריינע ד"ר אדלער)

Leichen Verhungerter in Cherson.

Unzählige jüdische Kinder sind vom Hungertode bedroht!

Auch sie haben ihre Eltern gehabt und ihr Heim. Aber ihre Eltern sind gestorben oder verschollen.

Jetzt ist ihr Heim — die Gasse, wo sie zusammen mit den Hunden auf Mistablagestätten nach Nahrung suchen und zusammen mit den Hunden sterben. Solcher Kinder gibt es in den jüdischen Städten der Ukraina Hunderttausende.



א פארהונגערט קינד אין כערסאן.
(צוגעשיקט פונ'ם פארשטייער פון דער א. ה.-ת.-ק. אין אוקריינע ד״ר ראדלער)

Verhungertes Kind in Cherson.

Morgen werden es Millionen sein, wenn Ihr nicht helfen werdet!

Unter ihnen gibt es schon solche, welche bald sterben werden, denn sie haben schon zu lange gehungert und können nicht mehr essen. Solche, von denen ein Mitglied einer englischen Expedition gesagt hat, wenn sie Tiere wären, müsste man sie aus Mitleid erschiessen, so schrecklich ist es, ihre Martern mitanzusehen.

Darunter gibt es solche, welche sich vor den Pogromen gerettet haben, um jetzt Hungers zu sterben. Und vielleicht — wer weiss — gibt es unter ihnen Kinder Euerer Verwandten.

Aber unter diesen Kindern gibt es auch solche, welche man noch retten kann.

Diese müßt Ihr retten! Euerer eigenen Kinder wegen!

Sehet die sterbenden Kinder!

Die eingefallene Brust, das abgemagerte Skelett, die Augen noch im Tode vor Schreck weit geöffnet. Sie verstehen nicht, was mit ihnen geschieht.

Sie wollen essen, die armen Kinder, sie sterben!

Sehet das sterbende Kind! Es bittet für seine noch lebenden Kameraden, klein und verlassen wie es selber ist.

Helfet ihnen, rettet wenigstens eines von ihnen! Es bedarf ja dazu nur einer kleinen Summe, nur 12 Lei pro Tag.

Für diese kleine Summe erhält das Kind nicht nur Nahrung, sondern auch Kleidung, Schuhe und sanitäre Hilfe.

Für ca. 4000 Lei jährlich kann ein Kind vollkommen erhalten werden. Wenn Ihr nicht helfet, werdet Ihr mitschuldig sein daran, dass zu dem Berge jüdischer Kinderleichen neue Gräber hinzukommen. Schon jetzt gibt es derer zu viele. Bald wird die ganze Ukraine in einen grossen Friedhof verwandelt sein.

Blicket auf die sterbenden Kinder und fraget Euch selbst, ob Ihr schon Euere Pflicht erfüllt habet!

Und wenn Euer Gewissen mit „Nein" antwortet, dann spendet für die verhungernden Kinder durch das Hilfskomitee Euerer Stadt für die Errichtung der jüdischen Kinderküchen in der Ukraina, welche von der Exekutive der jüdischen Welthilfskonferenz unter Mithilfe der „Internationalen Union für Kinderhilfe" gegründet werden.

Die Küchen werden auf den Namen derjenigen Organisationen oder Ortschaften errichtet, welche eine grössere Summe für die Errichtung einer solchen Küche gespendet haben.

Spenden aus d. **Bukowina** u. dem **Regat** nimmt entgegen das:

Jüdische Emigrationskomitee, Cernăuţi, str. Heine 1

und seine Provinzabteilungen.

in welchem alle jüdischen Parteien ausnahmlos vertreten sind.*)

Spenden für dieses Komitee nehmen auch *alle Bukowinaer Banken in Czernowitz und in der Provinz und alle Czernowitzer Wechselstuben* auf Konto „Jüdisches Emigrationskomitee, Kinderfond" entgegen.

In Bessarabien sind Spenden zu schicken an das:

Jüdische Emigrationskomitee, Chişinău, Sinadino 69.

Die Spender in Transilvanien und im Banat können ihre Beiträge vorläufig an das Czernowitzer Komitee schicken, bis ein Komitee in Cluj errichtet werden wird.

Die Million Juden Großrumäniens muß mindestens die Erhaltung von Kinderküchen für 500 Kinder für ein Jahr sicherstellen!

---

*) Das Komitee wird von Dr. Markus Krämer, Mitglied des Zentrales der jüdischen Welthilfskonferenz, geleitet.

M. Schweig, Bucureşti.

Evreii în presa română.

Abia peste opt ani presa română îşi serbează centenarul. Deşi începuturile ei se trag din timpul eteriei greceşti (1820), primele ziare româneşti au apărut abia în 1829, şi anume „Albina Românească", sub direcţia lui Asachi, la Iaşi, şi „Curierul Românesc", sub direcţia lui Ioan Eliade Rădulescu, la Bucureşti.

In acest interval presa română a făcut mari progrese, mergând, fireşte proporţional, paralel cu desvoltarea presei în apus. Dacă actualmente presa română trece printr'o criză grea, în cuprinsul vechilor ei hotare apărea însă înainte de răsboi în România 598 de periodice şi anume: 251 politice, din cari 10 evreeşti (în limba română şi idiş), 80 de reviste economice, 31 bisericeşşti şi didactice, 40 literare, 66 de drept, 40 de medicină şi ştiinţă, 8 de istorie şi geografie, 19 militare şi de sport, 41 enciclopedice, 22 diferite.

La progresele acestea ale presei române, contribuţia evreilor n'a fost tocmai mică. Evreii români au dat presei din ţară elemente de o incontestabilă valoare, ziarişti de marcă, cari au dat ziarului cotidian un mare avânt, precum tot printre ei se găsesc o seamă de fondatori de reviste de specialitate, care au reuşit să pătrundă adânc în masă.

Este totuşi curios faptul că, deşi mai n'a fost cotidian politic care să nu numere elemente evreeşti, ziar politic care să nu aibe printre redactorii săi 2—3 evrei — şi nu elemente de a doua mână totuşi ziariştii evrei, cu foarte rare excepţii, n'au reuşit să influenţeze presa română în favoarea evreilor, cum dealtfel nici ei n'au reuşit să joace vre-un rol politic cât de puţin însemnat. Furnizori de idei ·şi tâlmăcitorii ideilor altora, din cauza situaţiei politice a evreilor, ei au lucrat mai toţi până mai în anii din urmă subt anonimat, poate şi de teama guvernului, care avea în contra lor o armă atât de puternică în legea expulzărilor, graţie căreia puteau fi trimişi peste graniţă până în 24 ore. Legea aceasta, estorcată de Brătianu-tatăl, aplicată de acesta şi câtorva indiserabili ziarişti români, originari din dizolvata monarhie austro-ungară, a fost cu atât mai multă stricteţe mânuită impotriva ziariştilor evrei, din cari mulţi au fost nevoiţi să plece în exil. E suficient să citâm cazul d-lui Dr. M. Gaster, al lui Elias Schwartzfeld, fost secretar al „Icei" la Paris, ş. a.

Ziariştii evrei nu numai că nu au reuşit să parvină la nici o situaţie politică, dar nici colegii lor români nu i-au tratat tocmai cu prietenie. Nu vrem să înţelegem cuvântul în sensul lui vulgar. In genere, ziariştii evrei trăesc în bună armonie cu colegii lor români, cari îi stimiează atât pentru cultura lor, cât şi pentru priceperea de care dau dovadă. Dar când Sindicatul Presei Române a fost recunoscut în Parlament ca persoană morală şi juridică, ziariştii români n'au protestat în contra

restricţiunii impuse atunci că ziariştii „străini“, adică evrei, nu pot face parte din sindicat. Sindicatul Presei Române a rămas deaceia o citadelă românească, dar restricţiunea aceasta a prilejuit fondarea Asociaţiunii Generale a Presei Române, care primeşte în sânul ei orice profesionist, fără deosebire de religie şi naţionalitate.

Ziceam că, ziariştii evrei n'au putut influenţá decât cu foarte puţine excepţii presa cotidiană politică în favoarea evreilor. Această excepţie nu o fac nici măcar toate ziarele independente. „Universul“, de pildă, deşi fondat de evreul L. Steinberg şi italianul Luigi Cazavillan, n'a avut niciodată o notă favorabilă pentru evrei, ba de cele mai multe ori a luat chiar atitudine făţişă în contra noastră. L. Steinberg, retras după un an sau doi dela fondarea ziarului, şi-a dat sfârşitul vieţii pe un pat de spital, pe când Luigi Cazavillan, căruia i s'a făcut cinstea de a se da de către Comuna Bucureşti numele său unei străzi din Capitală, a murit lăsând o avere de zeci de milioane.

Că n'au putut influenţa presa română, cauza trebue căutată în moravurile politice din ţară. Luptele dintre partidele politice nu s'au dat întotdeauna pe tărămul ideilor şi al principiilor de guvernământ. Leitmotivul era: scoală-te tu ca să mă aşez eu. In genere guvernele române, până la război, au stat la putere o legislatură, adică 4 ani, cedând apoi locul opoziţiei, ai cărei partizani deveneau înpacientaţi şi abia aşteptau momentul ca să roadă din caşcavalul guvernamental. Noul guvern atrăgea după sine un nouă parlament, iar campania electorală se ducea pe seama evreilor. Tema de predilecţie era modificarea art. 7 din Constituţie. Era interesantă, de pildă, campania dusă de ziarul „Opinia“ din Iaşi, dealtfel un organ favorabil evreilor, susţinut de partidul conservator-democrat al lui Take Ionescu, care a reprodus în timpul campaniei electorale din 1911 discursurile favorabile evreilor ale lui Petre P. Carp, ca să dovedească că el este partizanul modificării art. 7, pentru a scădea astfel şansele lui în alegeri. Bineînţeles că, ziarele lui Petre P. Carp combăteau pe aceiaş temă. Dar şi un democrat de calibrul lui Const. Stere nu s'a ferit să declare că, dacă se va atinge art. 7, va trebui să se tragă cu tunul. In astfel de imprejurări se înţelege dela sine că ziariştii evrei n'au putut influenţa mult culoarea gazetei în favoarea evreilor.

Facem cu regret constatarea că, presa evreiască n'a ţinut pas cu desvoltarea presei evreeşti din străinătate, faţă de care se presintă în inferioritate. Aceasta este, fireşte, în strânsă legătură şi cu starea culturală a evreilor din România, care n'a atins apogeul pe care l'a atins cultura evreiască în Germania şi Rusia. Dar şi aici se remarcă câteva elemente de seamă, care s'au dedat exclusiv presei evreeşti.

Ar mai fi de zis ceva despre ziariştii evrei. Numai înşirarea lor ar ocupa un spaţiu mărişor. Iată dece ne vedem nevoiţi a renunţa la aceasta. Vom indica totuşi câteva nume mai însemnate. Printre primii ziarişti trebue să cităm pe d-rul Iuliu Barasch (1815—1863). Născut în Brody, D-rul Iuliu Barasch a venit în ţară cam pe la anul 1840, după ce şi-a terminat studiile medicale, şi a desfăşurat aci o vastă activitate ca medic, profesor şi popularizator al ştiinţelor naturale. El a scos revista „Isis" sau „Natura", care a găsit o mare răspândire în ţară. Ea poate şi astăzi fi cetită cu interes. Dintre ziariştii contimporani mai de seamă cităm pe Lupu Dichter, mort acum un an, doctor în drept de la Berlin, un adânc cunoscător al dreptului roman, a fost vreme îndelungată redactorul ziarelor lui Petre P. Carp; St. H. Streitman, om de o vastă cultură universală şi ebraică; S. Grosman se remarcă prin stilul său ales; Const. Grauer, polemist de forţă, de o capacitate de muncă intelectuală considerabilă, conduce astăzi împreună cu I. Rosental, ziarele „Adevărul" şi „Dimineaţa", Armand Rubin şi H. Johnson, ani indelungaţi edactori ai ziarului guvernemental „L'Indépendance Roumaine" s'au remarcat ca adânc cunoscători ai chestiunilor la ordinea zilei. E. D. Fagure se remarcă ca ziarist politic şi critic teatral; I. Negreanu, posedă vaste cunoştiinţe juridice; B. Brănişteanu şi M. Sărăteanu, buni cunoscători ai politicei externe; I. Husar, S. Labin, neîntrecuţi în chestiunile economice, s'au remarcat însă şi ca ziarişti politici; Dr. Steuerman, mort acum câţiva ani, şi-a câştigat un renume ca literat şi ziarişt; Ronneti-Roman, a cărui dramă „Manasse" este şi astăzi una din cele mai mari produncţiuni ale literaturei dramatice române, a fost activ şi ca ziarist; St. Antim s'a remarcat prin stilul său incisiv; S. Paucker; Iancu Rosenthal, admirabil organizator şi director de ziare; Dr R. Sigmand, conduce şi redactează singur revista de medicină populară „Sănătatea"; Dr. S. Taubes a redactat revista medicală „Le progrès medical roumain"; C. Blumenfeld; C. Săteanu; A. Axelrad; Barbu Lăzăreanu, un adânc cunoscător al bibliografiei române, precum şi o întreagă pleiadă de ziarişti tineri de mare valoare, care îşi croiesc acum drum în presa română.

Ca ziarişti evrei, cari s'au dedat numai presei evreeşti, trebue menţionaţi fraţii Elias şi Moses Schwartzfeld, acesta ca director al ziarului „Egalitatea", Horia Carp, ale cărui articole sunt cetite cu mult interes, se remarcă prin vigoarea şi temeritatea sa, Dr. M. Beck, care a redicat ani îndelungaţi „Revista Israelită", Dr. I. Niemirower a colaborat la mai toate ziarele evreeşti care au apărut în ultimii douăzecişicinci de ani în România, E. Sam. Cerbu, A. L. Zissu, dar în presa evreiască şi-au făcut debutul şi ziariştii S. Labin, S. Grosman, A. Axelrad ş. a.

Să sperăm că prin unirea cu noile provincii, într'un viitor apropiat presa evreiască va putea lua şi ea avântul dorit.

Otto Abeles, Wien.

Gewalt!*)

Eine Menschenansammlung im Prater, rund um ein Gebüsch, vor welchem ein Schutzmann steht.

Aus dem Laubwerk klingt eine klagende, angstvolle weibliche Stimme. Abgerissene Rufe, bettelnd, beschwörend, winselnd, dann schmerzvoll aufschreiend —: „Gewalt, Gewalt!"

Ein irrsinnig gewordenes Flüchtlingsmädchen, dem dort drüben, als der Besitz des Dorfes wiederholt wechselte, Kosaken die Frauenehre raubten . . .

Mancherlei Volk steht vor dem Gebüsch. Urwiener Bürgersleute, Marktweiber, die durch den Prater heimgehen,Dienstmädchen mit Kindern, Soldaten und Grossstadtgaffer, die stets zur Hand sind. In weiterem Abstande elegante Spaziergänger, welche die Neugierde aus der nahen Nobelallee herbeilockte.

„Oih Weh!" tönt es aus dem Gebüsch; Beschwörungen in jüdischer Sprache; was sie dem „Fonje" alles geben will, damit er vor ihr lasse; markerschütternde Jammerrufe.

Stumm steht alles vor dem Gebüsch, regungslos. Kein Lächeln kräuselt die Lipppen, kein Spass wird laut und diese Wiener Leutchen, die sich sonst so gerne mit einem Witzwort Luft machen, tauschen keinerlei naheliegende Randbemerkungen aus.

„Gewalt!!"

Ist das nicht ein ominöses Wort? — Es steigt heiss in mir auf, der Blick schiesst hinüber, dort, ein paar Schritte weiter, ist der Sommersitz des „Budapester Orpheums".

Wenn dort Eisenbach seine Zelte aufgeschlagen hat, wenn sich dort oben am Podium ein jüdischer Feigling duellieren soll, oder ein Hahnrei, der nicht die Schulden des Hausfreundes zahlen will, einen Pistolenlauf gegen sich gerichtet sieht, oder eine alte Kupplerin ihren Lohn nicht kriegt, oder eine ekle Stundenhotelszene gemimt wird, in die eine hintergangene Ehegattin hineinschneit, — dann klingt immer wieder der Ruf „Gewalt!" vom Brettel herunter und der Wirtshausgarten antwortet mit dröhnenden Lachsalven.

Hier aber schweigender Ernst.

Sind doch darauf dressiert, die Leute — vom jüdischen Tingel-Tangel dressiert —, sich an diesem geflügelten Ausruf

*) Aus „Jüdische Flüchtlinge", Szenen und Gestalten, Verlag R. Löwit, Wien—Berlin.

zu ergötzen und sind jetzt stumm; manche von ihnen sogar ergriffen, als hätte sie eine Ahnung überkommen, welche furchtbare Tragik in diesem Worte liegt.

Gewalt! rufen die Opfer, *wenn* sie vor Hooligans in die Synagoge flüchten. Gewalt! schreit der jüdische Luftmensch, den der eskortierende Kosak am Kragen packt und in einen Sträflingstransport einreiht, weil ihm ein nach Sibirien Verschickter unterwegs abhanden kam und er einen Strohmann braucht, damit die Kopfzahl stimmt. Gewalt! stöhnen die Rückwanderer, die England und Amerika nicht aufnahmen und welche in die Folterkammer des Ansiedlungsrayons zurück müssen.

Gewalt! seufzt die edle geknebelte Seele des Judentums, dem nichts wesensfremder ist, nichts martervoller, nichts verachtenswerter dünkt, als die harte, kalte, rohe Muskelkraft, die eiserne Faust als Argument der Weltgeschichte...

Der Rettungswagen kommt. Man holt die Kranke aus ihrem Versteck. Ein schlankes Mädchen. Glutaugen, eine schwarze Haarkrone, adelige Züge im gelben, verzerrten, schweissbedeckten Angesicht.

„Gewalt!!“

Halb erstickt dringt es aus dem geschlossenen, gepolsterten, rasch davonrollenden Wagen, wie die Anklage eines Volkes, dessen Würde zertreten ward.

Herbstgang.*)

So setz' ich Fuß vor Fuß. Die kahlen Fernen
Ragen blau im kalten Morgenschein.
Alle Blumen hat der Reif getroffen
Und ich weiß: Mein nimmermüdes Hoffen
Sargte diese harte Herbstnacht ein.

Hab' es doch so treu und still geborgen
In der tiefsten Seele Jahr und Tag.
Hab' es mir in mancher Nacht geweitet
Und mit frohen Liedern hingeleitet,
Wo auch nur ein Stäubchen Sonne lag.

Durch das öde Schweigen höhnt ein Rufen:
„Euer Freund bleibt nur der Meilenstein.
Euch wird nie ein Maientag geboren,
Ihr habt selbst den Heimatpfad verloren
Und müßt ewig, ewig Wandrer sein“.

---

*) Aus „Die Genesung“, Gedichte. Verlag R. Löwit (Berlin—Wien).

Geburtstag.*)

Heut fand ich die Stube mit Flieder geschmückt
Und blühenden Kirschenzweigen.
Ich holte die Geige aus dem Fach,
Ein Frühlingslied zu geigen.

Weiß Gott, das Lied gelang mir nicht,
Trotz Kirschenblühten und Flieder;
Eh' ich's versah, griff meine Hand
Die alten Leidenslieder.

Erst leise und bebend, dann schluchzend und wild
Kol-Nidrei — — das brünstige Klagen.
Da hab' ich mit abgewandtem Blick
Die Blüten hinausgetragen.

Begegnung.*)

Schon sinkt die Sonne und das Abendrot
Schmiegt sich erglühend an das müde Meer.
Da naht mit harten Schritten Ahasver
Und lösl vom Strand ein schwankes Fischerboot,
Steigt hastend ein und stößt vom Uferrand.
Weit durch den Abend tönt sein Ruderschlag.
Dieweil er keuchend hinfährt, bleicht der Tag.
Schwarz tropft das Blut von seiner welken Hand.

„Was soll die Fahrt? Horch, wie die Möve lacht!
Suchst du den Tod? Kein Meer verschlingt den Kahn"
Da schüttelt er das Haupt und blickt mich an
Und seufzt:
„Ich hole mir die Nacht".

Chanuka.*)

Du hohe Frau, entfath das erste Licht
Mit deinen treuen, weißen Priesterhänden.
Wenn sich sein Glanz in deinen Augen bricht
Und einen Kranz dir um die Stirne flicht,
Will ich mich betend nach dem Osten wenden.

Dann aber will ich dnrch die Winternacht
Dich zu den Treuen in die Gasse führen.
Wir treten an die hellen Fenster sacht,
Wir lauschen, wie die Sabbathstube lacht
Und stehlen leise uns an ihre Türen.

Dort sollst du unser stolzes Väterlied
Von silberreinen Kinderstimmen hören.
Ich zieh' dich fest an mich, wir singen mit,
Durch uns're lichtverklärten Seelen zieht
Ein keuscher Klang von fernen Tempelchören.

---

*) Aus „Die Genesung", Gedichte. Verlag R. Löwit (Berlin—Wien).

Druckfehlerberichtigung.

Seite	Zeile	
20	16	hat das erste „nur“ zu entfallen.
20	2	(von unten) *Desjatinen* statt Disjetinien.
21	11	*Desjatinen* statt Disjetinien.
28	29	*Gasse* statt Gassen.
33	15	(von unten) *in Bezug* statt im Bezug.
34	2	*Johannes Lebel (1527)* statt Josephus Flavius.
34	19	(von unten) *ihre* Botmässigkeit statt ihrer.
36	2	*besonders* statt besoonders.
36	15	nach Gesichtspunkte ist das Wort „*aus*“ einzufügen.
40	22	(von unten) *palästinens'sche* statt palestinensische.
42	9	*-verwirrung* statt -verrwirrung.
56	17	*ihn* statt ihm.
57	30	(von unten) *einer* statt einerr
60	16	*des bedeutenden Hofrates* statt an den bedeutenden Hofrat
60	5	(von unten) *unter-* statt unter.
61	11	(von unten) nach „*ist*“ das Wort „*sie*“ einzuschalten.
61	10	(von unten) *ihr entgegengeht* statt ihrer.
62	23	*Leichname* statt Leichnahme
62	34	*Ukraina* statt Ukrraine.
63	30	*Nowo-Wischweh* statt Newo-Wischweh.
65	7	(von unten) *weinendes* statt weinedes.
67	18	*Bierbrauereien* statt Bierbrauerei.
68	12	*welche* statt welcher.
71	4	(von unten) *ganzen* statt gaanzen.
72	16	*den grossen* statt in dem grossen.
80	29	(von unten) *ein* Boden (Die Betonung auf „ein“).
92	9	*hoben* sich statt erhoben sich.
102	13	*Mandatsvertrag* statt Maandatsvertrag.
104	16	*Artikeln* statt Artiekln.
112	3	(von unten) nach „manchmal“ folgt ein Beistrich.
113	4	(von unten) *Buchstaben* statt Buchsstaben.
117	6	*dass deren* statt das sderen.
119	1	nach „werden“ folgt ein Beistrich.
119	9	(von unten) *begeistertsten* statt begeisterdsten.
119	21	(von unten) *aramäischen* statt aramärischen.
124	27	*Judentums* statt Judentum.
125	3	(der Fussnote) *des* statt dss.
127	3	(von unten) *hiesigen* statt hiesigem.
127	10	(von unten) nach „übergangen“ folgt ein Punkt.
127	15	(von unten) *sachlichem* statt sachlichen.
127	16	(von unten) *Eisenscher* statt Eisenscheer.
128	16	(von unten) *Atmosphäre* statt Atmoshäre.
128	16	*Auftakt* statt Aufakt.


Del-Ka
Marke von Ruf
Rassige Formen
Czernowitz, Tempelgasse 1







A.
דישער-אלמאנאך
פאר גרויס-רומעניען
יט א קאלענדער-תרפ״ג (1922/23)
אלמנך-יהודי
רומניה
ם לוח לשנת תרפ״ג (1922/23)
ויסגעבער ר״מ·קרעמער
רוק און פארלאג ״אריענט״
טשערנאוויץ

יידישער
אלמאנאך

פאר

גרויס־רומעניע

מיט א קאלענדער פאר'ן
יאָר תרפ"ג (1923—1922)

I. יאָרגאנג.

ארויסגעבער: דר. מארקוס קרעמער.

אלמנך יהודי
רומניה

עם לוח לשנת תרפ"ג (1923—1922).

טיטעלבלעטער געצייכענט פון א. קאלניק.

ליטאגראפיען: בוכדרוקעריי „אריענט“ משערנאוויץ, שילערגאס נר. 5.



ה. נ. ביאליק.

פאלקסליד.

דעם טיילט צו גאט לייקעך
און איינעם א פליידל
און איינעם צום וואגן
דאס זיבעטעריידל.

און איך האב דריי בתולות
— א רוח אין זייער טאטן! —
ניט מיידלעך נאר — סאסנעס!
און צעפ ווי קאנאטן.

און ווילן א חתן
— דערויף זיי דאך מיידלעך —
און האבן קיין שיך ניט
און האבן קיין קליידלעך!

און אלע חתנים —
משומד להכעים!
דעם נדן באלד צייל זיי
און אחת ואחת!

און קומען חתנים.
און ממש איך עק זיך:
זיי קומען און קומען
און גייען אוועק זיך!

און האט זיך אן ארבעט
צו קרעכצן מיין האדל
און בעטן דעם „כיבוד"
צוריק אין קאמאָדל!

אהין און צריק דרייט זיך
דער „כיבוד" אין גאנצן
די ניסלעך די מאנדלען
און אויך די מאראנצן.

די שטומע דריי עדות
וואס שטייען אין מיטן
און קיינער עד היום
זיי נאך ניט צעשניטן...

און אלץ "ויהי ערב"
און אלץ „ויהי בוקר"
און אלץ אױף די פלייצעס
מיר וואקסט ער, דער הויקער...

די יוגנט זי שטייט ניט
א יאר נאך א יערל
און זילבער באווייזט זיך —
אין צאָפּ ביי מיין סערל.

די גילדענע עפל —
אין חמין פאר פסח!
און דער סאמאָוואר שטייט
כעני בפתח!

יא, ווי ווער ס'איז זוכה:
דעם שענקט גאט א פליידל
און איינעם צום וואגן
דאס זיבעטע ריידל.

און איך האב דריי בתולות...

(אויטאריזירטע איבערזעצונג פון:
א. שטיינבערג).

יעקב שטערנבערג, בוקארעשט.

פון דער אלטער גאס.

דער בחור.

ס'דרייט זיך אום אין גאס א בחור
שוין פון כמה, כמה יארן,
גרוי דער קאפ און גרוי דאס בערדל —
רופן, רופט מען אים: ר' ארון.

איז א פראסטער בעל־מלאכה,
עברי זאגט ער שוואך מחילה,
אויף די לענדן שטריק און בארדע,
נאר מיט אויגן גוטע, שטילע.

האלט זיך אויף נאר אין חדרים,
האט קיין פריינד ניט, האט ניט קיינעם,
חבר'ט זיך מיט קליינע קינדער,
זיצט מיט זיי אין קאן אינייגעם.

ארבעט אויס א טערטל־שטיינדל,
מאכט דעם צווייטן קינד א שטעקל,
שניצט פון פ'מזן־האלץ א פייפל,
גיט א גלעט א סאסנע־בעקל.

זיצט אויף קלויסטער ער למשל
און דעם דאך דארט לאטעט — שטייען,
היטן קינדערלעך אים איבטן,
ווי די טערעוזשקעס זיך דרייען,

און ער האט א קליינעם ישוב,
לענט אוועק די האק לע־רעתה,
קריכט אראפ און וואשט די הענד זיך,
ווישט זיי אפ אין דער קאפאטע,

שמייכלט, עפנט אויף די ליפן,
הויבט אן זים א מעשה ציען,
קינדער לענן האנד אויף אקסל
ווי איינעם וויל מען פל ען.

קומט צו גייען ר' מיקיטע
פונים קלויסטערל דער שמש,
שרעקט די קליינע זשידקעס איבער,
שעלט זיי צוואנציק מאל די מאמעס.

ערי די אריון, זיצט שוין אויבן
אויפ'ן קלויסטער־דאך, דעם גרינעם
און צון אים די קינדער קוקן,
זעען פארבן כל המינים,

און ר' ארון העט ביים צ'לם,
וואס ער ברענט און שטעכט די אויגן,
שיינט אזוי ווי מכשף
און ס'דאכט: ארויפגעפלויגן

מיט'ן שם המפורש איז ער
עפעס טון, עפעס טוען . . .
אינ דעם קלויסטער, וואס צוויש
זיינע בוימער שטיל מוט רוען,

ווערן קינדער עפעס מרודי,
האבן מורא אויסצירעדן:
זאל ער שוין איינזינקען? אדער
זאל ער אין געהאקטע ליידן

בלייבן נאך אויף מויזנט יארן
צווישן גרינע בוימער זענע . . .
וועט פארגארן ער — אים זאגן
זאל מען: שקץ, תשקצנו.

און מיגייט פונאנדער פלוצים
אומעדיק, צעמישט א ביסל,
אין די זון זי שוויצט און שמעלצט זיך —
גאלד און נחת פולע שיסל!



מ ר ד כ י ג אָ ל ד ע נ ב ע ר ג, ראשקאני.

דער־זיידע פֿון דעם ברייטן סטעפּ,
דער שומר פֿון די ריזן
באנאכט מיט זיבן זילבער־קעפּ,
האָט זיך צו מיר באוויזן
און איינגעלערנט מיט מיר טיף
דעם סוד פֿון סטעפּן־טרויער.
איך האב באקומען אַ באגריף
און אנגעשטעלט מיין אויער:

. . . זע! א צווינטער היט דעם סטעפּ,
צלמים הויבן אויף די קעפּ,
בייגן אויף א זייט זיך קרום
— און פארבלייבן קאלט און שטום
וויסן זיי דעם סוד פֿון טויט,
נאר אים קיינעם ניט פֿארטרויט.
בלויז דעם סטעפּ אין האלבער נאכט,
ער ווייסט אלין און שווייגט און טראכט.

גרויס דער אומעט פֿונ'ם סטעפּ!
שטייען ריזן אויף די טרעפּ
פֿונ'ם טרויער און זיי הערן
ווי פֿון הימל קאפען טרערן
פאלן צו דער ערד זיי צו . . .
סטעפּ וואס שטערט אזוי דיין רו?
— לאָזט א גרויסע טרער דער הימל
ס'פאלט א שטערן אויף א בלימל! . . .

און פֿון שפיץ בארג א ווינטמיל ווינקט:
קום מענטש! א דאָ די שטילקייט זינגט . . .
א־ום מיר טאנצן אלע נאכט
ביי מילער־שיין בת מזכות אכט.
אויף מיר דער הימל שפּארט זיך אָן
און שיט מיך אָפּ מיט זילבער־מאָן
איך מאָל פֿון מאָן באטאָג, ביינאכט
חלומות־שטויב, קדושה־פּראכט . . .

משה אלטמאן, ריפיטשעני.

זומער־נעכט, איך האב אייך ליב.

זומער־נעכט, איר זענט צו יענע שוואכע פרויען מיר געגליכן,
וואס זייער מאגערקייט דאס לייכטע מלבוש קוים פארדעקט.
נאר ס׳טרעפט א פרוי אזעלכ:ע מע נעמט ארום גאר אומגעריכט
און גלייך א נבואה ווערט פאר דיינע חושים זעקס אנטפלעקט.
און עס באווייזט זיך דיר דער וועלטענס פיין נשמה
דורך יענעם אוצר מוסקעלן, נערוועזע בריסטן
וואס זייגען שטענדיק בתולהדיק און טון תמיד גלוסטן
און אייביק דיין נשמה און דיין קערפער דארשטיק לאזן . . .

און האסטו פריינד, געהאט דאס אומגליק אזא פרוי באגעגענען און זי צו פארלאזן
און תתונה געהאט האסטו און ס׳איז דיין פרוי געשטארבן
צי געגעט זיך . . . און פרויען האסטו שוין אסאך געקענט.
נאר ערגיץ הינטער דיינע אויגן אייביק ברענט
דאס געדעכעניש פון יענערס לאנג פארלאנגטערס אומגעריכטערס לייב
און אין די אינטימסטע שעהן פילסטו יענע איז דיין ווייב
און אין די אינטימסטע שעהן טוסטו זי נאר זוכן.
צו יענע פרויען זענט איר מיר געגליכן —
זומער־נעכט, איך האב אייך ליב.



אין א זייט פון שטאט.

אין א זייט פון שטאט אויף א הינטער גאס
ציט א וועג זיך וויים.
ציט זיך צווייטאל פאראויס אוים,
גייט מיין אומעט דארט ארוים
נעמט זיך נאך נאך אים דאס פעלד —
נאכט אויף וועלט.

גייט ער גלייך און גייט ער קרום
פאלט צו צו מיין נאקן שטום
אינדערמיט געשפיצט די אויערן דאס פערד איז גרייט
און ביי מיר אין קאפ די גאנצע ערד זיך דרייט.



איציק מאנגער, יאסי.

I.

פונ׳ם ציקל „תהום".

גיי איך אויף מידע צעטרעטענע פעלדער,
נודנע און גרוי רינט פון בוימער דער ווינט,
א תארבסטיקער חלום בין איך און דערשפינט
האט מיך דער אומרו פון הארבסטיקע וועלדער.

גיי איך מיט מידע צעבראכענע טריט,
פליסט ערגעץ רואיק פאמעלעך א וואסער,
זיצט דארט דער טויט א איינזאמער בלאסער
און פלעכט זיך א קרוין פון פארוויאנעטן צוויט.

ווער ס׳איז ביים ברעג פון שגעון שוין געשטאנען,
דער האט דעם אומזין פון לעבן דערקענט,
מיט געבראכענע טריט און צעבראכענע הענט
בראגט ער דעם מוז פונ׳ם אייביקן וויאנען.

טראג איך דעם מוז און ס׳בלאנדזען די בליקן
ארום אינ׳ם גרויען פארנעפעלטן רוים
זוכט מיין נשמה אין חלום א תיקון —
האב איך פארלוירן דעם גלויבן אין טרוים.

בלאנדזעט פון ערגעץ א טרויריקער ניגון
פלאנטערט צענויף זיך מיט טרוקענע צווייגן
וואס שטארצן אין לעבן פארטעמפטע און שווייגן
ווי ס׳קאן נאר דער ניגון פון אומרו פארוויגן.

גיי איך אויף מידע צעטרעטענע פעלדער,
פלאנטערן האסטיק צענויף זיך די זינען
מיט טויזנטער פעדים צום לעבן געבונען
א חלום א פוסטער פון פוסטערע וועלדער.

ב׳קארעשט. סעפטעמבער 1922.

* * *

II.

פון די „הארבסטלידער".

שפאנט א טריבע אסיען־נאכט
טראגט די במארעס אויף דער פלייצע,
בלייבט א רגע שטיין פארטראכט
גלייך זי האלט מיט זיך אן עצה.

קוקט צום הימעל דאן ארויף,
אלע שטערן אויסגעלאשן
וואקסט פאר איר — א בעטלער אויס
און ער בעטלט שטיל א גראשן.

טרויריק שאקלט נאכט דעם קאפ
און ס׳שפאנט דער בעטלער ווייטער
פון דער ווייט מיט ווילד גאלאפ
קומט צעפליען שנעל א רייטער.

פליט זיין שווארצע בארד אין ווינט
אויגן מיט שגעון געציכנט,
דרייט זיך דרייטאל אין איין קרייז
און ווערט אין דער נאכט אנטרינען.

און אנגדריטלט ווערט די נאכט
אנגעלייגט אויף גרויען שטעקן,
אויף שפיצפינגער לאמיר גיין
אז די נאכט זאל זיך ניט וועקן.

ב׳קארעשט, סעפטעמבער 1922.

הערש אקערמאן, קישענעוו.

די וועלטן האבן פליגלען באקומען.

די וועלטן האבן פליגלען באקומען,
זיך אבגעריסן פון נאטס הארץ
און אוועקגעפליגען:
האט דער רעש פון די פליגלען פארהילעכט דעם הימל,
וואו ס'איז געזעסן אויף זיין הינקענדיקער שטיל דער אלטער גאט
און געדרימעלט ;
האט ער אויפגעעפנט זיינע אויגן און דערזען:
אן זיין בנפעל טראגן זיך די וועלטן און שוועבן
און שטורמישן רעש פון זייערע פליגעל און א צוים, און א גרעניץ
ווייט, ווייט פון זיין הארץ.
האט דער אלטער גאט געוואלט א באפעל טון,
אבשטעלען דעם גערודער פון די פליהענדע וועלטן,
און דערפילט א שוואכקייט —
האט ער אונגעהויבן שעלטן
זיך און זיינע וועלטן . . .

אין א מדבר.

אין א מדבר
שווארץ נעצונדען א מנורה,
אינגעהילט אין גרויען —
בלאנדזשעט דארט די מורא . . .

שפרייטן זיך פון ווייטע וועלטן
נעפלען טיפע, פורפורדרויטע.
בלאנדזשען אין די נעפלען מענטשן
טויטע . . .

עמיץ האט פון אלטע קברים,
האט די מענטשן אויסגעגראבן . . .
און ארום דער שווארצער מנורה
טראגן אום זיך שווארצע ראבן . . .

און ווי פיקען כתים־מוחות
פון די מוחות ציען קעלטן,
שיירעדט . . . איינגעהילט אין גרויען
האלט די מורא אין איין שעלטען . . .

אויף די בוקאווינער פעלדער.

אויף די בוקאווינער פעלדער
טראגט זיך, בלאנדזשעט אום א ניגון,
וואס א יונגער שיינער נזיר
האט אין הייליקייט פארשוויגען . . .

סטוט דער פרוש אום מעלאנכאליש
ווי א זיסן „וואלאך" ברומען
ווען די ווייסע, בלאנדע מיידלעך
זיך צום שיפן טוען קומען.

אין א טונקל־גרוי פריטארגן
האב איך אויפגעכאפט דעם ניגון
כהאב אין פרוש געווארפען שטיינדלעך
און געשוויגן . . .

יעקב באטאשאנסקי, קישינעוו.

טאָדאָר.

(א באָלגארישע לעגענדע).

הונדערט יאר שוין דא אידאי
זינט דאס אומגליק האט געטראפן,
הונדערט יאר — צי אפשר מער נאך
זינט די מעשה זיך פארלאפן.
דאך אין דארף, וואס הייסט טשילעקטיי,
וואס ס׳ליגט ביים ברעג פון טונע,
ווערט דערציילט זי נאך עד היום,
איף די פעלדער, איף די גרינע;
ס׳איז געווען אין דארף א פאסטוך,
א באלגאר מיט א קאפראנקע*)
טאג און נאכט ער שאף געפאשעט
ביי דער טינע איף א לאנקע,
און א שטילער איז געוועזן
פאסטוך טאדאר און א גוטער,
מיט די שעפאלעך געשפילט זיך
ווי מיט קינדערלעך א מוטער.
נאר צווישן לייט — א פרעמדער;
ווי איף יום-טוב־קלייד א לאטע . . .
אויגן גרינע, בלויע לאמפן
און זיי ברעגען תמעוואטע . . .
ער פלעגט לויפן פון א גלח,
שרעקן זיך פאר גלעקער־קלאנגען,
ביי אים זונטאג, ביי אים יום-טוב
ער אין קלויסטער ניט געגאנגען,
און א וואגדער פלעגט ער הייזן,
ס׳האט א וועלט דערפיט געקלונגען;
אין באלגארישע קאבזארן
אין די לידער עס באזונגען;
פאסטוך טאדאר פלעגט אויפשפרייטן
איף דער טינע זיין קאפראנקע
און אריבער שפאנען גיך צו
ווי מע שפאנט זיך איף א לאנקע! . . .

איינמאל קומט אליין דער בישוף
ביז די ברעגעס פון דער טינע
מיטן פאסטוך נעמט ער קנעלן
לערנט אויס אים דעם „אבינו״.

*   *   *

ווי זיין שטינער, איף דער טינע
ווארפט דער פאסטוך זיין קאפראנקע
און ער פרווט זיך דארט שפאצירן
ווי אויף פעלדער, ווי אויף לאנקע.
האט די טינע זיך צעשטורעמט,
כוואליעס איבער כוואליעס שפרינגען
מיט א אימפעט זיך צעלאפן
נאנצע וועלטן איינצושלינגען.
די קאפראנקע האט פארשלעפט זי
צו דעם ים, צו ווייטע ווייטן
און איף שויטענדיקע כוואליעס
מאדאר אנגעהויבן רייטן,
האט ער איינע בייגעקומען
האט געהאלזט אים שוין א צווייטע
פאששט דער פאסטוך ביז די כוואליעס
מיט די ארעמס די צעשפרייטע
פרווט זיי מאכן אונטערטעניק
מיט דער תפלה פונעם בישוף —
שלינגט אים איין די טיפע טינע
און שפייט אויס אים ווייט פון ישוב . . .

— — — — — — — — — — — — — —

שטיל און פרום די מעשה ענדיקט;
יענער טאג פאר יעדן פויער
פון טשילעקטייער באלגארן
איביק בלייבט א טאג פון טרויער . . .

פיאטרא-נעאמץ, אקטאבער 1921.



*) א מין לייבל, וועלכע באלגארן טראגן זומער און ווינטער שטאט א רעקל.

אליעזר שטיינבערג, טשערנאוויץ.

משלים.

I.

ר' כלבוניק.

ר' כלבוניק, איז א כלב, זאג איך אייך, א פייער!
כ'ווייס ניט צי איז דעם בעל־בית אזוי געטריי ער,
צי איז גלאט בטבע ניט קיין דימעט ער, א כעסן
און האט ליב צו בייסן
מאלט אייך ווי איר ווילט — צו שפארן זיך איז ניט כדאי.
ווי די זאך איז — גייט נאר ווער פארביי
ווערט כלבוניק גזלן, ר'איז להרוג נאר ולאבד.
— האוו, האוו, האוו! א גנב, שרייט ער, בדק'ען וויל ער, בדק'ען!
און ער פייערט, און איז אפט אויך מיט א בים מכבד.
איינמאל זעט ער פון דער ווייטענס גיין ר' נאטכען
(כ'מוז דערמאנען אייך דא קודם,
אז ר' נאטקע פלעגט ביינאכט גיין זאגן תהלים.
גלייך אין קלויז פלעגט די לבנה אפט באגלייטן שטיל אים
און ער, נעביך, האט פארבלאנדזעט אויף א בוידעם).
— האוו! שרייט אוים כלבוניק, ס'קאצעל קומט! אנ'אורח!
אט צוליב אזוינע אורחים שטיי דאך דא ביים טויער איך.
זעט א גענגאלע! א נעבעכל, א תם!
מיינסט ווערסט מיך פאר'גנב'נען מסתם?
כ'זע! איך זע דיך, בחור'יל, גאנץ גוט.
מיך פאר'גנב'עט קיינער ניט, זאל זיין מיט טויזנט קעפ ער!
ווארט די בוידעם־קריכער, הינער־שלעפער!
אבגיי'ן ווערסטו באלד ביי מיר מיט בלוט.
כ'בין א מבין... מיינסט אודאי, אז מיך אויכעט
קויפט מען אפ מיט שוחד,
מיט א שטיקל פלייש, א מארך־ביינדעלע, א בולקע?
מיך אבקויפן? מיך? — לא יצלח!
גייסט אוועק? ניט — פליט פון דיר באלד פיצלעך!
— הע, זאגט נאטקע, (שוין א אויסגערייכערטע ער לולקע)
כ'מיין . . .

(און ער ווארפט דערווייל א פּעטן בין)
— ניי דיר, שרייט כלבוניק, כ'וויל ניט, ניין, ניין, ניין!
און ער ריזעט די עבירה מיט די ציין . . .

II.

די בארשט און דער קאמאש.

קיש! קאש!
ס'טאנצט א באַרשט אויף א קאמאש,
שטארקער, שטארקער גייט דער טאנ'ץ
און אלץ העלער ווערט דער גלאנ'ץ
ס'איז צו קוקן א צעקאווע!
דער קאמאש איז אבער א בעל-גאוה:
אויף זיין פיסל טראגט אים דער גביר ר' העניך:
הארט אים — ניט ר' העניכ'ן נאר דעם קאמאש נאר מיין איך —
ס'שטייט די זאך ניט אן אים:
ווער ס'שפרינגט אים דא אין פנים!
נא דיר נו! א בארשט וואס וואלגערט זיך
ערגעץ דארט אין קיך! . . .
ווערט ער מלא כעס
און ער שרייט מיט האס:
ס'איז דאך, כ'לעבן, פון די בערשט ניט אויסצוהאלטן!
זעט נאר, ווי ער טאנצט אין פנים מיר דער בחור'עץ!
איי וואלט איך צו דר'ערד געטון מיט אים א זעץ!
און אויף צווייען אים צעשפאלטן.
— זייט ניט ברוגז, ר' קאמאש!
ענטפערט אים די בארשט, מה רעש?
אז די קאָנסט אָן מיר ניט גלאנצן —
מעג איך, ברודער, אויף דיר טאנצן . . .



רייגער פון גאלד.

זיצט א גאלדשמידל ביי זיך אין קעמערל
און ס'קלינגט דארט, קלינגט דארט מיט'ן העמערל
אויף א גרויס שטיק גאלד. און קלינגענדיק
קלאפנדיק, און זינגענדיק,
צום שטיק גאלד בנעימות רעדט עס:
ליב מיין גאלד מיר, אבער איך ניט גלעט עס!
נא דיר! נא דיר! נא דיר!
טאמער ווייניק בין איך נאך מנדר.
איינס, צוויי, דריי און ניט אומזיסט!
פע! ווי קומט צו דיר דאס? פסולת! פיסט!
ניין, מיין גאלד, ניין, ניין!
נישט פון ערשטער פראבע דו!.. ניט ריין.
הערט דאס א פארזשאווערט שטיקל אייזן און ס זאגט:
אהא! מע שלאגט!
מ קלאפט אים! גוט! א מצוה! דאס האב איך געוואלט!
ניט געזען אזוינס נאך! א מציאה! גאלד!
אויסגעמישט מיט קופער צי מיט מעש
און איז גרויס ביי זיך! א יש!
קוק אן מיך!
איך בין טאקי איך! —
אייזן! גאלע אייזן! גאלד מיר ניט קיין חבר!
כ'בין אין יחוס איינגעטונקען דאך — און זשאווער!...
איך 'בין ריין! צי אפשר נישט?
אפשר עפעס צוגעמישט?
אדרבא! זאל דאס ווער באווייזן!
ניין! ניטא קיין ריינער'ס פון פארזשאווערט אייזן.:



דער בעל-מוסר.

קינדערלעך! פ'ן אייערעט וועגן איך אמשל'ן פארמאג:
שטילער, היימער זומער טאג
און רב ראבטשיק ביי דער טשערעדע דארט אויפן פעלד
ליגט זיך אנגעדרודעלט: ברוגז אויף דער גאנצער וועלט;
כיקריבט די צייט זיך נאריש לעפיש פויל . . .
ער שוין מיד צו כאפן פליגן מיטן מויל . . .
(אוי, נימא די יארן ווען געכאפט האט ראבטשיק האזן
און געשלעפט די פוקסן ביי די עקן! . .)
און די שעפעלעך — א שמחה! שפרינגען אויף די גראזן
היפען . . . וואויוען . . . טוט דאס אים ניט שמעקן . . .
פינודעט אים, לאנגווייליק . . .
שקצים! וויל ער זיי די ציינדעלעך באמש מאכן איילינק
און ער נעמט די שעפעלעך צום גלידערן, זיי זאגן מוסר,
אלע זינדיק זיי מסובן, קיינעם ניט געפונט קיין זכות ער:
ווי צו אייך הילטייעס! צו אייער קאפ א בראך!
(האווקעט ראבטשיק בייז)
כיוויים אייך! אלע אייערע הפציאלעך און סטושקעלעך! איך וויים:
עזות-פנימער! גנבים איר און נאך און נאך!
אייערע צאפעס מיט די בערדלעך — וואוילע יונגען!
טאנצן פאראוים! אדער זוכן גייען זיי משיחן
און אין פאנטקי האבער גאר פארקריכן! . .
און די פרומע ציגן אייערע אין די פרעמדן גערטנער שפרינגען
הפקר! הוליע קבצנדל! שלך שלי!
און דערצו נאך פון פארנאכט און ביז גאנץ פרי
פון גאנץ פרי און ביז פאר נאכט
מע מע מע און מע מע מי!
לידלעך! שיינע לידלעך אויסגעטראכט!
בנאמנות! אונדזער פאסטוך נאך א גוטער!
ניט אומזיסט דאך אייך צו קוילען על פי דין איז מותר!
עסן שאף
פאסקעט צו אפילו דאך דער רב!
תשובה טוט הילטייעס! קאפ אין דרערד אייך פאר די זינד!
נעמט צום הארץ זיך און פארבעטערט באטש פון צינד
זייט באלבאטיש, לייטיש פיין און וואויל — זייט היכט! . .
נאר אומזיסט! צו וועמען רעד איך? האוו, האוו, האוו! צום ווינט!
— רייט ניט אפ דאס הארץ דיר ראבטשיק! לאז געמאך!
(שפרינגט א צאפ א קעגן אים ארוים)
אי! צעדברט זיך א ביסל! פים! ארוים ער מיט דער שפראך!
שווייגסט? ניט זאג איך ראבטשיק אוים!
זאלן וויסן דאס פון קליין ביז גרוים
און פון גרוים ביז קליין
וויסן זאל אליין דאס ראבטשיק אויבעט —
ראבטשיק האט קימורא פארן שוחט,
ווייל ער איז א טמאניקי אטרפה ביין
און אונדז עסט א יעדער פרומער, פרעסט ווי א סגפת
ווייל — מיר זיינען כשר, ניט חלילה טרפה . . .

ישראל וואקסער. ראשעוו.*)

א קינדעלע.

מיין טייערער שוועסטער סימעלען.

(איבערדרוקן און ערלויבניש פון ח. נ. ביאליק – פארבאטן.)

איינמאל, אין א פרילינג־אבענד איז א שווארצער טאטע מיט א ווייסער מאמע געזעסן אין יונגן פריש־שמעקנדיקן גארטן. דער טאטע האט געהייסן טרויער, די מאמע – ליבע. דער טאטע איז געווען ניכטער, די מאמע – שיכור. נאך ווען זי איז איך יענעם עולם געווען איז זי צופעליק דורכ'ן קעלטער פונ'ם יין המשומר דורכגעגאנגען, האט זיך איר נאך דעמעלט דער קאפ פארדרייט און עד היום קען זי זיך ניט אויסניכטערן, דערצו נאך אזא פרילינג־אוונט! אזא גארטן! אזוינע ריחות! איז די מאמע טאקע רעכט שיכור געווען, דער טאטע האט זי צו זיך טרויעריק געדריקט און זי מיט שטילע טרערן באגאסן. די מאמע האט היים ארומגענומען דעם טאטן און פריינדלעך געזאגט: וואס וואלט געווען איר לעבן איך דער וועלט ווען זי האט אים ניט? . . . א. איר געבענשטער. ווי גוט און היימלעך איז איר מיט אים!

אזוי זיינען זיי לאנג אינאיינעם געזעסן. דער טאטע האט קלוג, ווי א ניכטערער געשוויגן, די מאמע נאריש, ווי א פארשיכורטע גערעדט, גערעדט, געשיט ביז זי איז אויך אנטשוויגן געווארן. איז איר געווארן שטארק אומעטיק' רופט זי זיך אן צום טאטן: ס'איז שווער אויפן הארצן, וואס שווייגט ער? . . . זאל ער עפעס ריידן! . . . קוקט דער טאטע מיט די שווארצע דורכזיכטיקע אויגן אויף דער מאמען און שווייגט ווייטער. פארשטייט די מאמע. אז אזוי דארף זיין – מע מוז שווייגן . . . שווייגט זי שוין. קאן זי אבער ניט אויסהאלטן – ס'איז איר זער שווער אויפן הארצן און אומעטיק, איך ניט איבערצעטראגן. רופט זי זיך אן צום טאטן: ווען מיר וואלטן א קינדעלע האבן! . . . „מע דארף ניט" – זאגט דער טאטע. פרעגט די מאמע: פארוואס? – ווען זי וועט האבן א קינדעלע, זאגט דער טאטע, וועט זי שוין דאס קינדעלע ליב האבן און דעם טאטן ניט. שווערט זיך די מאמע, אז זי וועט ליב האבן אי דעם טאטן, אי דאס קינדעלע. פארכמורעט זיך דער טאטע און זאגט: ער וועט איר אויסזאגן דעם ריינעם אמת – ער מיט איר קאן קיין קינדעלע ניט האבן – זי וועט וועלן, ס'זאל זיין א ווייס און ער – א שווארץ. – וואס זשע וועט זיין, פרעגט די מאמע, זי וויל דאך א קינדעלע! – טא, מאכט דער טאטע, אויב זי וויל – זאלן זיי זיך צעטיילן, אדער א שווארץ גופ'עלע און א ווייס נשמה'לע, אדער פארקערט . . . באשטעט ניט די מאמע. זי וויל איר קינדעלע זאל האבן אי א ווייס גופ'לע, אי א ווייס נשמה'לע. זאגט דער טאטע אזוי, זאגט די מאמע אזוי. האט אבער דער טאטע ליב די מאמע און די מאמע ליב דעם טאטן, מאכט מען א פשרה: די מאמע זאל טאקע מאכן אי דאס גופ'לע, אי דאס נשמה'לע. און דער טאטע זאל איך יעדן אבר דאס שטעמפעלע לייגן . . .

וויל דער טאטע א יונגעלע. וויל די מאמע א מיידעלע. האט די מאמע ליב דעם טאטן און וויל אים אויך א טובה טון, זאגט זי: נו, זאל שוין זיין, ווי די ווילסט – א יונגעלע. מאכט מען א יונגעלע.

הייסט דער טאטע אנהויבן דאס קינדעלע פונ'ם קעפאלע און אזוי נידעריקער, נידעריקער, ביז די פיסעלעך . . . הארט עס די מאמען ניט. זי וויל נור – מע זאל דאס נשמה'לע מאכן פון דער נידער. ס'זאל שטייגן העכער און העכער . . .

נעמט די מאמע שטראלן פון דער ווייסער לבנה און מאכט זילבערנע האר. לעגט דער טאטע זיין שטעמפל, ווערן זיי שווארץ. געפעלט דוקא דער מאמען. „שווארצע האר, זאגט זי, זיינען זייער שיין!" טוט דער טאטע א שמייכל, זופ'ן און זאגט זיך שטילערהייט: זיי וועלן נאך ווערן ווייס . . . איז די מאמע שיכור און הערט ניט. מאכט זי פון דער קרישטאלענער לופט א פארחלומ'טן שטערן. חתמ'ט זיך דער טאטע, ווערט א שארפער שטריך. געפעלט דער מאמען. – „בט גיט, זאגט זי, צו חן!" טוט דער טאטע א זיפ'ץ און זאגט שטילער־הייט:

*) דער דיכטער איז גע'הרג'עט געווארן פון א פאגראמבאנדע אין אוקראינע.

ס'וועט ווערן א קנייטש. הערט די מאמע ניט. נעמט זי צוויי שטערן און מאכט אויגן. טוט דער טאטע אין זיי א קוק לאזט איבער טרויעריקע טענטשלעך און זיי ווערן שוואַרץ. געפעלט דער מאמען. שווארצע אויגן, זאגט זי, זיינען די שענסטע! קרעכצט דער טאטע און זאגט: ר וועט ז'י נאך פארשטעלן מיט ברילן, . . . הערט די מאמע ניט. דארף זי שוין מאכן א נאז קלויבט זי צעניף שמעקנדיקע רויזן, קוועטשט זיי אויס. נייט ז כן האניק, מאכט וואקס, באַגיסט מיט רויזן־סאָק און האקט אויס א שיין נעזעלע. מאכט דער טאטע אונטן א פאר.עס־גריבעלע . . . געפעלט דער מאמען: ס'א חן־גריבאלע! — לאכט זי. — ס'א פארגעס גריבעלע. שטאכעלט דער טאטע. ס'וועט פארזעסן צי ס'האט אמאל געשמעקט. מאכט די מאמע בעקלעך פון מאראנצן. א נו. זאגט דער טאטע, לאמיך זען צו ס'איז ווייכע בעקלעך, און טוט מיטן גראבן און קליינטשקן פינגער א קוועטש פוןביידע זייטן און ס'ווערט גריבעלעך. „ס'איז חן־גריבעלעך," זאגט די מאמע. — „דער ערשטער סימן פון איינגעפאלענע באקן" זאגט דער טאטע. די מאמע הערט ניט. נעמט זי צוויי רויטינקע ווייגשעלעך און מאכט ליפעלעך. „אָ, זיסינקע ליפעלעך!" — זאגט די מאמע און איז פריילעך. טוט דער טאטע זיי א קוש און זאגט: ווען די ליפלעך וועלן א קוש־טון וועט מען אזש שיכור ווערן. נאר זיי אליין וועלן זייער ווערן!... שוין באלט געענדיקט דאס קעפעלע. זאגט די מאמע. — נאך אויערלעך! נעמט זי פרישינקע בלעטעלעך און מאכט אויערלעך. ס'וועט וואס ס'־ניט-איז א שארך טון וועט דאס קינדעלע דערהערן. קנייטשט דער טאטע די בלעטעלעך אויס. ווערן זיי שטייפער. געפעלט דער מאמען גוט אזוי. זאגט זי. זאלן זיי ניט אומבאהאלפן אראפהענגען. — ס'וועט הערבסט קומען. זאגט דער טאטע. וועלן זיי אראבפאלן. גרויסע ווינטן וועלן בלאזן און זיי וועלן ניט הערן . . . די מאמע הערט ניט.

איז שוין פארטיק דאס קעפעלע. כאפט די מאמע א ווייס פיינעלע און מאכט אן העלזעלע — ס'זאל זינגען. טוט דער טאטע א קוועטש, שטעקט ארויס דאס גערגעלע און ס'ווערט א פיקעלע. אוי, שיין! — שרייט די מאמע אויס. ס'וועט שפעטער הוסטן. זאגט דער טאטע. די מאמע הערט ניט. נעמט די מאמע א גלייך־סאסנעלע און מאכט א גופעלע גלעט עס דער טאטע פון אויבן צו און ס'ווערט א קייליכיק בערגעלע. געפעלט דער מאמען. — ס'וועט ווערן אן הארבעלע! — זאגט דער טאטע. די מאמע הערט ניט. נעמט זי צוויי גלייבינקע צווייגעלעך און מאכט צוויי הענטלעך. צעביינט זיי דער טאטע אין דער מיט. געפעלט דער מאמען. „אך, שיינע עלנבויגנס!" ער וועט אויף זיי זיין שווערן קאפ שפארן, זאגט דער טאטע די מאמע הערט ניט. נו, איז פריילעך די מאמע, נאך פיסלעך דארף זי מאכן! נעמט זי נאך צוויי גלייבינקע צווייגעלעך און מאכט פיסעלעך, בויגט דער טאטע איין. געפעלט דער מאמען: „אך, שיינינקע קניאלעך!" — זיי וועלן ציטערן . . . — קרעכצט דער טאטע, די מאמע הערט ניט.

דארף מען מאכן דאס נשמה'לע — אלסדינג, וואס ס'דארף געבן חיות אין גופ'עלע.

— הויבט די מאמע אן פון די פיסלעך. דארף מען ארייגניסן בלוט. קוועטשט זי אויס רויטע ווינשעל און גיסט אן דאס גיפעלע. טוט דער טאטע א מיש מיטן פינגער — גייט אויף א צוויי בולבעלאך. „א, שרייט די מאמע פריילעך אויס. מיין קינדס בלוט וועט שפילן און זידן!" — ביז ס'וועט קיל און זויער ווערן — מאכט דער טאטע. דארף מען מאכן אן הערצאלע איז שווער צווישן ביימער געפינען אן הערצאלע. זאגט די מאמע: זי וועט געבן איר הארץ דעם קינד און אליין שטארבן, ווייל אן א הארץ קאן א מאמע ניט לעבן . . . פארזארגט זיך דער טאטע. ער האט פריהער געוואוסט, אז קיום וועט די מאמע האבן א קינדעלע, וועט זי שוין פארן טאטן ניט זיין . . . טוט אים זייער באנג. און ער רופט זיך אן: ווער־זשע וועט מאכן דעם קינד א מוחל, אז דו וועסט שטארבן? . . . ביזט גערעכט. זאגט די מאמע. איך וועל פריהער מאכן דעם קינדעלע א מוח'ל און דערנאך וועל איך אים מיין הארץ אוועקשענקן. איז אָבער ביי די ביימער אויך קיין מוח'ל ניטא. ווייס די מאמע ניט וואס צו טון: זי וויל ניט איר קינדעלע זאל זיין א נארעלע, זאל קיין מוח'ל ניט האבן. בייט זי דעם טאטן — ער זאל איר גיבן אן עצה. פילט דער טאטע דער מאמעס ווייטיק, האט רחמנות אויף איר און זאגט: אז זי וועט שטארבן, וואס טויג אים זיין לעבן — וויל ער אויך שטארבן וועט ער דעם

קינדעלע זיין מוחל אוועקשענקען און אן א מיח קאן קיין טאטע ניט לעבן . . . ניין, זאגט די מאמע, זי וויל ניט דער טאטע זאל שטארבן, זי וויל ער זאל נאך איר בלייבן. ער איז, זאגט זי, איין גאנצן לעבן איר מריי געווען, זאל ער אויך מריי זיין נאך איר טויט און אבטונג געבן אויף איר יתומ׳ל . . . היינט, זאגט די מאמע, וויל איך ניט מיין קינד זאל האבן א שווארץ מוחל. ס׳וועט אים נאך נמאס ווערן דאס לעבן. ער וועט טראכטן אז אלע פארבן זיינען שווארצע. זי וועט שוין בעסער צעטיילן איר הארץ אויף צווייען. ווייל א מאמעס הארץ איז זייער גרוים און ס׳וועט במילא ניט אריין אין א קליין קינדעריש ברוסטעלע. פון איין האלב וועט זי מאכן דעם קינדעלע א הערצאלע, און פינים צווישן — א מוחל. טאהע נוט א קינד זאל האבן צוויי הערצעלעך, וועט עס א סך פילן און ווייניק טראכטן . . . קרעכצט דער טאטע: ס׳וועט אלע אונגליקן אויף דער וועלט פילן און ס׳וועט ניט האבן קיין מוחל א טראכט טון: וואס טוט מען, ווי אזוי העלפט מען? . . . די מאמע האט דאס אויך ניט געהערט. זי האט שוין צעריסן איר הארץ אויף צווייען און האט דאס קינדעלע פארענדיקט. די מאמע האט שוין איר הארץ ניט געהאט און האט נאך געבעטן דעם טאטן, ער זאל דאס קינדעלע אין זינען האבן און שטענדיק זארגן פאר אים.

און דער טאטע, אז ביים לעבן איז ער טריי דער מאמען געווען איז איצט אוודאי. האט ער צוגעזאגט זיך שטענדיק פארן קינדעלע זארגן — זיינע הארעלעך זאלן ניט ווייס ווערן, דער שטערן ניט פארקנייטשט ווערן. די אייגעלעך זאלן שטענדיק שיינען. דאס נעזעלע זאל שמעקן. די גריבעלעך זאלן דעם חן ניט אנווערן. דאס העלזעלע זאל זינגן. דאס פיווי-צעלע זאל זיך ניט בויגן. דאס בלוט זאל ניט קיל און זויער ווערן און דער עיקר — זארגן, זארגן און געפונען א מיטל. ווי אזוי פונים קאפ־הערצעלע זאל א מוחל ווערן. ווען דאס ברוסט־הערצעלע וועט פילן זאל דאס מוחל טראכטן! . . .

טראכט דער טאטע טאג ווי נאכט און זארגט.

און וואס מער דער טאטע איז אין גרויסער זארג פארטיפט אליין, מער איז דאס קינ־דעלע באַצעריט: מיטביידע הערצעלעך דעם טאטנס זארג פילט עס. . .

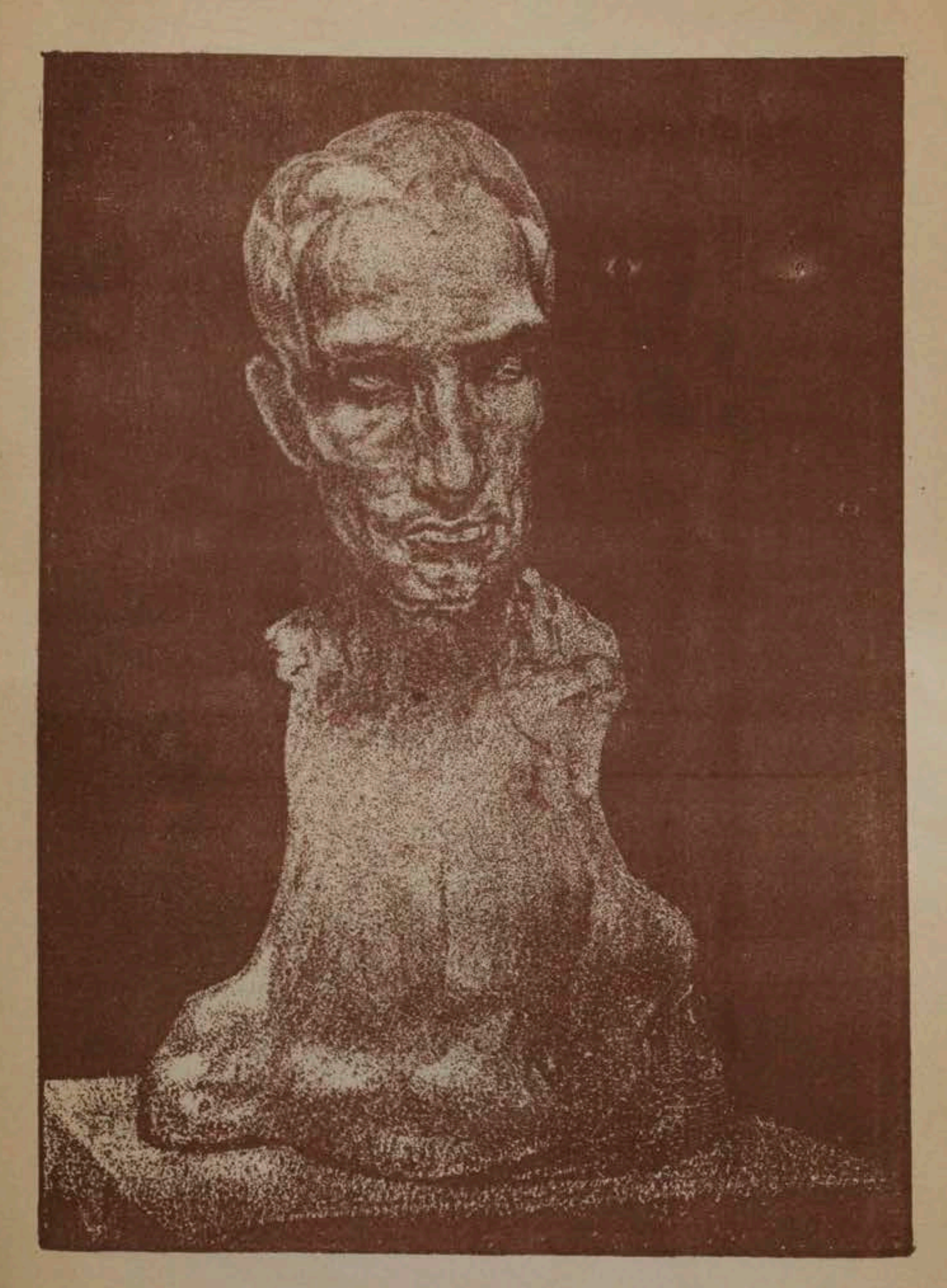
און וואס מער דאס קינדעלע באַצעריט אליין גרעסער די סכנה. . .

און וואס גרעסער די סכנה, אלץ מער דער טאטע פארזארגט.

און אזוי, ביז . . . ביז . . .

ביז דאס מעשה׳לע ענדיקט זיך אין — א סוף!





Benno Reder (Czernowitz) Büste des Prager jüd. Poeten Schreiber.

ראטעוועט די הונגעריקע יידישע קינדער
פֿון רוסלאנד!

אויפרוף

פֿונ׳ם עקזעקוטיוו־קאָמיטעט פֿון דער יידישער אלוועלט־לעכער הילפֿס־קאָנפֿערענץ (פאריז, 10 פלאַץ עדוארד VII.)

שוין א לאנגע צייט בושעוועט דער הונגער אין רוסלאנד און אין דער אוקראינע. אומגעהייער גרויס איז די צאל פֿון די קרבנות אין די דאזיקע לענדער, וועלעכע האבן איבערגעלעבט א גאנצע ריי שרעקלעכע פאגראמען, וואס ס׳איז נאך פֿארבליבן לעבעדיק, פֿארניכטעט דער הונגער. די ווייטער רעפּראָדוצירטע אָריגינאל־פֿאָטאָגראפֿיעס (צוגעשיקט פֿון אונדזער דעלעגאט אין אוקראינע ד״ר וויקטאר אדלער) פֿון די פֿארהונגערטע דערוואקסענע און קינדער פֿון כערסאן געבן א בילד וועגן דעם מורא׳דיקן חורבן.



מתים פון הונגער אפ׳ן כערסאנער בית־הקברות
(צוגעשיקט פונ׳ם פארשטייער פֿון דער א. וו. ית. ק. אין אוקראינע ד״ר אדלער)

אן אומגעהייערע צאל פֿון יידישע קינדער איז באדראָט
פֿון הונגער־טויט!

אויך די קינדער האָבן געהאט עלטערן און א היים. זייערע עלטערן זיינען טויט אדער אהינגעקומען. אצונד בלאנדזשען די קינדער איבער די גאסן, זוכן צוזאמען מיט די הינט שפייז צווישן די מיסטהויפנס און שטארבן אוועק דארט צוזאמען מיט די הינט. הונ־ערט־טויזנטער אזוינע קינדער געפונט איר אין די גאסן פון די אוקראינישע שטעט און שטעטלעך.



א פארהונגערטע קינד אין כערסאן.
(צוגעשיקט פונ'ם פארשטייער פון דער א.ה.ה.ק. אין אוקריינע ד״ר ארלצקי)

אויב איר וועט ניט תיכף העלפן — וועט אויף מארגן זייער צאל זיין — מיליאנען!

צווישן די קינדער זיינען שוין פאראן אזעלעכע, וואס פון צו לאנגן הונגער קענען זיי שוין ניט מער עסן. דאס זיינען די, וועגן וועלעכע איינער פון די מיטגלידער פון א ענגלישער עקספעדיציע האט געזאגט, אז אויב זיי וואלטן געוועזן חיות, וואלט מען זיי געווים פאר רחמנות דערשאסן, אזוי שרעקלעך איז צו זען ווי אזוי זיי מאטערן זיך.

א סך האבן זיך אפשר על פי נס געראטעוועט פון די פאגראמען און שטארבן אצונד פון הונגער. און אפשר זיינען גאר נאך פאראן צווישן זיי קינדער פון אייערע אייגענע אדער נאָענטע.

פאראן נאך קינדער, וואס קענען באהיט ווערן פון זיכערן טויט.

זיי מוזט איר ראטעווען! צוליב אייערע אייגענע קינדער!

קוקט אייך איין אויף די בילדער פון די שטאר־בנדיקע קינדער!

די איינגעפאלענע ברוסט, דער אבגעמאגערטער גוף, די טויטע אויגן פאר שרעק ווייט געעפנט. זיי פארשטייען נישט, וואס מיט זיי קומט אזוינס פאר.

זיי ווילן עסן; די אָרעמע קינדער, זיי שטארבן!

קוקט אן דאס שטארבנדיקע קינד! ס'בעט פאר די נאך לעבעדיקע חברים; זעט ווי געבעכדיק און אומבאהאלפן ס'איז.

העלפט און ראטעוועט כאטשי איינס פון זיי! איר באדארפט נאר געבן א גאנץ קליינעם סכום, נאר 12 ליי א טאג!

פאר אט דעם מינימאלן סכום באקומט דאס קינד שפייז, אנגעטועכץ און מעדיצינישע הילף.

פאר כמעט 4000 ליי א יאר קען א קינד ווערן פולקאמען דער־האלטן. אויב איר וועט ניט תיכף העלפן, דאן זענט איר מיטשולדיק אין דעם, וואס ס'וועלן צוקומען צו די בערג פון יידישע קינדער־מתים פרישע קברים. פארהאן שוין צופיל פון זיי. די גאנצע אוקראינע וועט באלד פארוואנדעלט ווערן אין א גרויס בית־עולם.

קוקט אויף די שטארבנדיקע קינדער און פרעגט אייך אליין, צי איר האט שוין דערפולט אייער חוב!

און ווען אייער געוויסן ענטפערט מיט „ניין", דאן זייט מנדב פאר די הונגעריקע דורכ'ן הילפס־קאמיטעט פון אייער שטאט פאר די קינדער־קיכן אין אוקראינע, וועלכע ווערן געגרינדעט פון דעם עקסעקוטיוו פון דער יידישער הילפס־קאנפערענץ, בשותפות מיט דער „אינטערנאציאנאלער אוניאן פאר קינדער־הילף".

די קיכן ווערן געעפנט אויפ'ן נאמען פון דער ארגאניזאציע אדער שטאט, וועלכע ט'אגט אריין א גרעס'ערן סכום פאר דעם דאזיקן צוועק.

שפענדען פון דער בוקאווינא און אלטרומעניען קען מען איבערגעבן אין

יידישן עמיגראציאָנס־קאָמיטעט, טשערנאָוויץ, הייגעגאס 1,

אין וועלכן ס'גייען אריין אן שום אויסנאם אלע יידישע פארטייען*) און אין אלע זיינע פראווינץ־אפטיילונגען.

*) דאס קאמיטעט ווערט געפירט פון דר. מארקוס קרעמער, א מיטגליד פונ'ם צענטראלראט פון דער יודישער וועלטהילפס־קאנפערענץ.

שפענדן פאר דעם דערמאנטן קאמיטעט קען מען אריינטראגן אין אלע בוקאווינער באנקן (פון טשערנאוויץ און פון דער פראווינץ), און אין אלע טשערנאוויצער וועקסלשטובן אויפ'ן קאנטא „יידיש עמיגראציע־קאמיטעט, קינדער־פאנד".

אין באסאראביע קען מען צושיקן די שפענדן צום יידישן עמיגראציאָנס־קאָמיטעט, קעשענעוו, סינאדינא 69.(*

די מנדבים פון טראנסילוואניא און פון באנאט קענען לעת־עתה אריינשיקן זייערע בייטראגן קיין טשערנאוויץ, ביז ס'וועט געגרינדעט ווערן א באזונדער קאמיטעט אין קלוש.

דער מיליאן יידן פון גרויס־רומעניען מוז פארזיכערן אויף א יאר די עהזיסטענץ פון קינדער־קיכן לכל הפחות פאר 500 קינדער!

אליעזר שטיינבערג. טשערנאוויץ.

ווי אזוי גאט שיקט אראפ אויף דער ערד א גרויסע נשמה.

געווידמעט ש. אנ-סקי.

אמאל פלעג גאט אויף דעם עולם השפל גרויסע נשמות אראפ־שיקן. איינע גרעסער פון דער אנדערער, איינע פון דער אנדערער ליכטיקער.

וואס אמאל אלץ גרעסער, וואס אמאל אלץ א שטראלענדיקער —

ווי די מארגן־זון אויף גאטס הימל, וואס גייט פון מדרגה צו מדרגה אלץ העכער ביז'ן אין מיטן העלן טאג אריין.

איז דאס דעם בעל־דבר נישט געפעלן:

אז דאס ליכט וועט אזוי אלץ וואקסן און וואקסן וועט זיך דאך דאס, סוף כל סוף, ביז'ן אור פון דער גאולה דערוואקסן!

וועט דאך משיח קומען!

שטעקט ער זיין שווערד אין הימל און נעמט זיך מקטרג זיין.

וויל דער רבונו של עולם א גרויסע נשמה אויף דער ערד אראפ־לאזן שטעלט זיך דער שטן — ימח שמו — אנידער און שיט פעך אר־שוועבל און איז מרעיש עולמות:

רבונו של עולם — שרייט ער — א כהן אויפ'ן בית־הקברות שיקסטו!?

---

*) דער קאמיטעט ווערט געפירט פון דר. קאגאן־בערנשטיין.

— אלמעכטיקער! פון דיין תורה, דיין אוצר, וואס איז אונטער דיין שטול גיין און זיבעציק דורות פאר ששת ימי בראשית באהאלטן געווען, האבן זיי א האק צו קעפן דיינע צדיקים געמאכט!

— דיין שיר השירים, וואס שטערן און מזלות האבן פאר דיר געזונגען, האבן זיי אין א פידל פאר לצים־שפיל פארוואנדלט! באַהאלט דיין שיינקייט, רבש"ע, אויף דיין הימל.

און אז ער זעט ס'העלפט ניט, וואס טוט ער?

נעמט ער זיך צו די נשמות אליין.

טראגט א ליכטיקער מלאך אויף דעם עולם השפל א ליכטיקע נשמה, שטעלט זיך דער שטן אויף דעם וועג און לאזט ניט:

— ניין! וועסט ניט גיין, ביז די ריינע אומשולדיקע נשמה וועט מיינע אוצרות ניט זען! אזוי וויל ער!

גרויס איז דער כח הטמאה, אפילו ווען ער שטעלט זיך א מלאך אויפ'ן וועג.

דער מלאך מוז זיך אונטערגעבן.

[illegible] ווערט גייז און פערציק טומאה־

דרוק־פעלער:

זייט	שורה	
כ	29	"פעך או־" דארף זיין "פעך און"
כא	2	נאך "ניין" קומט דאסווארט: "הונדערט"
כב	13	"אינגן־לעבער" — דארף זיין: "אויגן־לעבער"
כג	19	"די נשמה'לעך" דארף זיין: "די נשמה פון די נשמה'לעך"
כג	23	"תקון" דארף זיין: "תיקון"
כג	27	"לויפט" דארף זיין: "אויף"

שווימלען און גריבלען.

און פון זומפ וויקלט זיך א גרינער רויך אין עולם־התהו אריין.

— "געפאלענע! אזעלכע ווי דו געווען, פון דארטן, פון אונטער די נעגל פון די ערד־באהערשער, אהער פארקראכן" —

בוערט זיך דער נשמה א טיוולאנישער סוד אין לינקן אויער אריין.

ווי א ליכטיקער טוי־טראפן אויף פרומער בלום, ווען א בייזע האנד זי באדראט, פלאטערט די נשמה.

שפענדן פאר דעם דערמאנטן קאמיטעט קען מען אריינטראגן אין אלע בוקאווינער באנקן (פון טשערנאוויץ און פון דער פראווינץ), און אין אלע טשערנאוויצער וועקסלשטובן אויפ'ן קאנטא „יידיש עמיגראציע־קאמיטעט, קינדער־פאנד".

אין באסאראביע קען מען צושיקן די שפענדן צום יידישן עמיגראציאנס־קאמיטעט, קעשענעוו, סינאדינא 69.*)

די מנדבים פון טראנסילוואניא און פון באנאט קענען לעת־עתה אריינשיקן זייערע בייטראגן קיין טשערנאוויץ, ביז ס'וועט געגרינדעט ווערן א באזונדער קאמיטעט אין קלוש.

דער מיליאן יידן פון גרויס־רומעניען מוז פארזיכערן אויף א יאר די עקזיסטענץ פון קינדער־קיכן לכל הפחות פאר 500 קינדער!

אליעזר שטיינבערג. טשערנאוויץ.

ווי אזוי גאט שיקט אראפ אויף דער ערד א גרויסע נשמה.

[illegible]

וועט דאך משיח קומען!

שטעקט ער זיין שווערד אין הימל און נעמט זיך מקטרג זיין.

וויל דער רבונו של עולם א גרויסע נשמה אויף דער ערד אראפ־לאזן שטעלט זיך דער שטן — ימח שמו — אנידער און שיט פעך און שוועבל און איז מרעיש עולמות:

רבונו של עולם — שרייט ער — א כהן אויפ'ן בית־הקברות שיקסטו?!

*) דער קאמיטעט ווערט געפירט פון דר. קאגאן־בערנשטיין.

— אלמעכטיקער! פון דיין תורה, דיין אוצר, וואס איז אונטער דיין שטול נײַן און זיבעציק דורות פאר ששת ימי בראשית באהאלטן געוועזן, האבן זיי א האק צו קעפּן דיינע צדיקים געמאכט!

— דיין שיר השירים, וואס שטערן און מזלות האבן פאר דיר געזונגען, האבן זיי אין א פידל פאר לצים־שפיל פארוואנדלט! באַהאלט דיין שיינקייט, רבש״ע, אויף דיין הימל.

און אז ער זעט ס׳העלפט ניט, וואס טוט ער?

נעמט ער זיך צו די נשמות אליין.

טראגט א ליכטיקער מלאך אויף דעם עולם השפל א ליכטיקע נשמה, שטעלט זיך דער שטן אויף דעם וועג און לאזט ניט:

— ניין! וועסט ניט גיין, ביז די ריינע אומשולדיקע נשמה וועט מיינע אוצרות ניט זען! אזוי וויל ער!

גרויס איז דער כח הטמאה, אפילו ווען ער שטעלט זיך א מלאך אויפ׳ן וועג.

דער מלאך מוז זיך אונטערגעבן.

פירט דער שטן די נשמה אין זײַנע נײַן און פערציק טומאה־טויערן, ווייזט ער איר:

ציטעריק, צאפּלדיקע שטערן לעשן זיך אין גרינעם זומפּ:

„אזעלכע ווי דו — רוימט דער רוח שטיל דער נשמה אין אויער אריין — פון דארטן אהער זיך פארקייקלט“. . .

א גרויל נעמט די יונגע נשמה אדורך ווי די ערשטע טרער אויף די וויעס פון א מלכות קינד ציטערט זי.

ווארפט דער שטן א שווארצן בליק אויף א פינסטערן טויער און אליין פון זיך עפנט ער זיך. —

און מחנות־ווייז גלי־ווערעמלעך אין טיפן שווארצן זומפּ שוויבלען און גריבלען.

און פון זומפּ וויקלט זיך א גרינער רויך אין עולם־התהו אריין.

— „געפאלענע! אזעלכע ווי דו געווען, פון דארטן, פון אונטער די נעגל פון די ערד־באהערשער, אהער פארקראכן“ —

בויערט זיך דער נשמה א טייוולאנישער סוד אין לינקן אויער אריין.

ווי א ליכטיקער טוי־טראפּן אויף פרומער בלום, ווען א בייזע האנד זי באדראט, פלאטערט די נשמה.

און טויער נאך טויער, איינער פון דעם אנדערן פינסטערער. מיט א וויסטן זשאווער־קל׳נג פאר דער נשמה צעפראלעט זיך.

און זי זעט שמחזאי ועזאל, די צוויי מלאכים, וואס גאט האט זיי, די וועלט מתקן צו זיין, נאך פאר׳ן מבול אויף דער ערד געשיקט און זיי האבן מיט אדם׳ס טעכטער נאר געזינדיקט.

הענגט שמחזאי אין עולם התהו קאפ אראפ און פיס ארויף און עזאל אין קרישטאל־ריינעם טייך שטייט דאס וואסער ביז׳ן מויל און וויל ער א טרינק טון לאזט זיך דער טייך אלץ אראפ און אראפ.

און אזוי ברענט ער פון אייביקן דורשט אין קרישטאלענעם טייך!

און נאָך זעט זי, די נשמה פון דעם בלינדן שמשון הגבור! ער בלאָנדזשעט אום באָרוועס איבער שארף־שפיציקע שטיינער. רויטע בלוט־שנירן ווי נהר־די־נור־שטראָמען פון אונטער זיינע פיס ציען זיך, פון די א׳יגען־לעכער צוויי שלאנגען־קעפ קוקן ארויס. מיט ריזישע מילשטיינער־פויסטן דראָט ער אין דער וועלט אריין און אלע מאָל רייסט זיך א טויזנט־לייבישער בריל פון זיין ריזישער ברוסט ארויס: דלילה!!!

— גענוג, גענוג! שרייט די נשמה די אויגען פארשליסענדיק און ווי דער פלאם פון שבת־קודש ליכט, וואס א מאמע פון א יידישער משפחה, א פארוואגלטער, א נע־ונד׳ניצע האָט ערגיין אין פרייען פעלד אויף א בערגל אין דער שליטה פון בייזן ווינט אָנגעצונדען — פלאטערט זי . . .

א פאָך מיט די בליצלענדיקע פליגעלאך און ווי א אונטער־געשאָסענע טויב צו גאָטס האר׳ין פאלט זי:

— טאטע! פאָטער! לאָז מיך ניט! . . . פארלאָז מיך ניט! . . . נעם מיך אונטער דיינע חן־וחסד־פליגל צוריק.

און מיט גרויס רחמים און ליבשאפט טולעט זי גאָט צו זיך און גלעט זי און קושט זי און באהאלט זי צוריק אונטער זיין שטול.

— א שלום! שלום! כאפן זי אויף דאָרט אירע שוועסטער פליעסקענדיק און קלינגענדיק מיט די גאָלדענע פליגל. וואו ביזטו געוועזן? געמיינט זיך שוין ניט זען!

און מ׳קושט זיך און מ׳האלדזט זי.

צעשטראלט זיך די נשמה פאר גליק. פרייען זיך מיט איר אלע עולמות עליונים . . .

און — ווי, ווי געשרינן! — וואס מער ליכט און פרייד אויבן אלץ ווייניקער שיינקייט אלץ מער עלענד און אומעט אונטן . . .

טובל'ען זיך די הויכע נשמות אין אריבער־גלאנץ פון מלכות שבמלבות און זאגן שירה פאר'ן כסא הכבוד. —

ברומט דער צער. די טויב צוהישן די חרבות אויף דער ערד . . .

א גאָטס רחמנות אויף איר !

וויל גאָט א טרייסט, א ליכט שיקן.

לויערט דער שטן ביים טויער . . .

וואס זשע טוט גאָט ברוך הוא מיט זיין גרויס גנאָד ?

נעמט ער א נשמה פון אונטערן כסא הכבוד אפיר און צאַרט און גרינג מיט גרינגער האנד, ווי מע ציט זיידענע פעדים פון הייליק טייער געוועב, ציט ער פון דער נשמה העלע שטראלן ארויס.

און פון יעדער שטראל א נשמה'לע באשאפט ער.

וויפיל שטראלן אזויפיל נשמה'לעך!

קליינינקע נשמה'לעך, קליינינקע — נאָר ליכטיקע, ליכטיקע.

און ער צעזייעט זיי און צעשפרייט זיי איבער דער נאָרער וועלט.

בלאָנדזען זיי אום די נשמה'לעך אויף דער ערד פארטרוימטע, פארבענקטע . . .

נאָך זייער נשמה בענקען זיי . . .

זיי נאך איר, און זי נאָך זיי.

שיקט דער בעל הרחמים די נשמה'לעך אויף דער ערד אראָפ.

קומט זי שוין צו אודנז א פארקלענערטע, ווי א האלבע סוף־חודש'דיקע לבנה . . .

בלאָנדזעט אום די האלבע לבנה אויף דער ערד —

איר ליכט, איר תקון, איר שלימות טוט זי זוכן.

נייט זי אום בלאָנדזענדיק, זוכנדיק.

געפונט זי פונקעלעך, פונקעלעך —

אירע פונקעלעך ! . . .

אירע נשמה'לעך, זי זוכנדיק, לויפט זייער ווענ זיי פארלוירן.

קלויבט זי און זאמלט זי, די נשמה מיט ליבשאפט זיי אויף —

ווערט זי אלין העלער, אלין גאנצער !

דערפילן די נשמה'לעך זייער נשמה —

קומען זיי צון איר, באהעפטן זיך מיט איר —

איין נשמה — איין ליכט —

איין גרויס ליכט

און דער שטן קאָרטשעט זיך, זשמורעט מיט די טויזנט אויגן און ווייסט ניט פון וואנען ס'איז אים געקומען . . .

ש. א. סופר. טשערנאוויץ.

לעגענדן פונ'ם אר"י.

וואס איז דער תכלית פונ'ם מענטשנס לעבן? ניט צו זיין ווי א שאטן וואס פארשווינדט און לאזט קיין זכר צוריק, ניט ווי א בלאט, וואס פארוויעגעט און דער ווינט פארטראגט און ניט ארומצובלאנדזשען אויף די עולמות העליונים אן א קדיש... מעג די צאל פון אייגענע תענית'ים און מעשים טובים זיין ווי גרויס — שטארבט מען אבער אן א קינד אזוי איז אייביק די נשמה פארזואנגלט. . .

גרויס איז געווען דערפאר די פרומקייט ר' שלמה לוריא'ס. אין דער הייליקער שטאדט ירושלים זיינען ניט געווען קיין סך אזוינע נאטכפירכטיקע לייט. טאג און נאכט איז ער געזעסן און געלערנט, טאג און נאכט נאר איין תפילה אויף די ליפן געהאט: „שענק מיר א זוהן וואס זאל באשיינען מיין עלטער, וואס זאל באגליקן מיין לעבן.

און דער הייליקר מאן איז אין א חלום פארפאלן. א וואונדערלעכן חלום, וואס האט אים געמאכט דערציטערן: א בת קול האט אים פארקינדיקט, אז זיין געבעט איז דערהערט געווארן און ער וועט א זון אויף די אלטע יארן באקומען. א זון וואס וועט מיט זיין הייליקייט א סך דורות דערלייזן און א מאור הגולה ווערן. און א געטלעכר מאן האט אים אויך אנגעזאגט אז אין טאג פונ'ם ברית וועט ער אויך קומען.

טיף אין הארצן האט שלמה לוריא געטראגן דעם סוד, וואס זאל ווערן דאס גליק פון זיין לעבן, טיף אין הארצן איז אויך געוואקסן זיין גרויסע בענקשאפט צו יענעם טאג: וואס זאל ווערן דער שענסטער פון זיינע יארן.... און נאך גרעסר איז געווארן זיין ריינקייט און אפגעהיטקייט, נאך שטארקער זיינע כונות ביי די תפלות און צאלרייכער די תעניתים.

ניך איז דאס ראד פון דער צייט. ווי וואסערן גיך פאררינען די טעג און וואכן, ווי פעגל אויפגעשרעקטע אנטלויפן די חדשים.

דאס יאר איז אוועק און צום אנגעזאגטן טאג האט זיין פרוי אים א זון געבוירן. און ווידער האט זיך באוויזן דער געטלעכער מאן און אים געזאגט אז קיינער אין ירושלים איז ניט זוכה, צו זיין ביי דעם געבוירענעם קינד סנדק, קיינער ניט ווערט צו זיין מוהל.

אין שטאט האט מען זיך גיך דערפון דערוואוסט. אין הונדערטער זיינען זיי געשטרעמט אין טאג פון ברית צום הויז פון שלמה לוריא... אויף א הויכן שטול איז ר' שלמה געזעסן. אין שבת-קליידער אנגעטאן. דאס קינד ביי אים אויף די הענט... מיט איינגעהאלטענע אטעמ'ס זיינען זיי געשטאנען ארום און געווארט עס זאל א נס געשען. קיינער האט ניט געוואגט זיין בליק צו ווענדן אויפ'ן ארט וואו שלמה לוריא איז געזעסן. א אויסטערליש ליכט איז דארט געווען פארשפרייט. א גאלדענער שטראלן־קראנץ...

און פלוצים איז ווי דורך א רעטעניש א אלטער יוד, מיט א שטראלענדיק פנים און לייכטנדיקע אויגן אין מיט פון דער שטוב געשטאנען. שלמה לוריא האט אין אים דערקענט דעם געטלעכן מאן פון זיין חלום... די ארומשטייענדיקע האבן טיף די טלתים איבער די קעפ אריבערגעריקט... עס האט זיך דערהערט א ברכה פון א הימלישן קלאנג און א דין שרייען. ווי דאס קלינגן פון א זילבערן גלעקל... פריילעך האבן זיי אלע אמן געזאגט.

אליהו איז דער מוהל געווען פונ'ם אר"י

. . .

ירושלים איז געווען ארעם און וויסט, די שכינה אין גלות, די יידן אין דער פרעמד און די תורה חוץ לארץ. קיין מצרים א־וויפגעגאנגן דערפאר איז דער אר״י און דארט אלע שטוינען געמאכט מיט זיין טיפן, קלארן בליק אין אלע חכמות פון דער וועלט, מיט זיין ענוות־קייט.

ביים ברעג פונ׳ם ניל אין א געצעלט פלעג ער זיצן די גאנצע וואך אין התבודדות און זיך פארטיפן אין סודות הקבלה. נאר משבת לשבת פלעג ער אהיים גיין צו זיין בני בית. גרויס איז געווארן דער טאג ביי א״לע. דער אר״י פלעג תורה זאגן.

און יארן זיינען ווידער פארגאנגן ער איז נתגלה אין דערקענט געווארן. די צאל פון זיינע תלמידים איז געוואקסן און ניט מער אין געצעלט ביים ניל נאר אין גרעסטן בית המדרש אין קאירא פלעגט ער לערנען און אנטפלעקן די טיפסטע זאכן פון דער קבלה איבער יצירת העולם און פונ׳ם מענשענ׳ס לעבן דא אויף דער וועלט. ווי פערל זיינען געווען די גרייד פון זיין מויל, ווי א באלזאם פאר די אויערן פון די צוהערער . . .

און איינמאל האט ער געלערנט מיט זיינע תלמידים די סודות פון גאולות מצרים. איבער יענער גרויסער גאולה, און וויאזוי מיר קענען אין יעדן דור אין זיך אליין אזא דערלעזונג דערלעבן.

נאר אפגעבראכן האט ער אין דער מיט און איז אין א שטארקער מרה־שחורה פארפאלן, די אויגן פארגלייזט, זיין נשמה האט ווי דעם גוף פארלאזט.

טייכן טרערן האבן די תלמידים פארגאסן, ער זאל דעם שיעור פארענדיקן. חיים וויטאל, זיין ליבסטער תלמיד איז אים צו די פיס געלעגן און דעם זוים פון זיין קלייד געקושט שרייענדיק: ״רבי איז דען די תורה דערויף דא. זי זאל א סוד בלייבן?״...

און דער אר״י האט זיינע לעבעדיקע אויגן ווידער אויפגעמאכט און שווער אפויפצנדיק ״ברוך דין אמת״ געזאגט און ווייטער מיט זיי געלערנט.

דעם אנדערן טאג איז זיין ליבסט קינד משה געשטארבן, א קרבן פאר דעם מגלה זיין פון איין סוד אויס דער תורה...

* * *

נאכמיטאג פרייטאג פלעגט ער מיט זיינע תלמידים אין פעלד ארויסגיין מקבל שבת זיין. עס זיינען תפלות געווען, וואס פלעגן די אייבערשטע וועלטן מרעיש זיין. אין א התלהבות פלעגן זיי פערפאלן חוץ לדרך הטבע און אויס די כלים ארויס. ממש זיך פארגעסן, אז זיי זיינען מענטשן. ביימער און גראזן, פעגל און חיות פלעגן גאפן און שטוינען...

און איינמאל א פרייטאג פארנאכט זיינען זיי אזוי ווייט און טיף אין התפעלות אריין. אז זיי האבן דאס ״שמיות פון זיך אויסגעטון און ווי מלאכים גלייך געווען, וואס זאגן שירה. פלוצים האט זיך דערהערט דאס ווייכ־זיסע קול פונ׳ם אר״י:

קינדער ס׳איז איצט א שעת רחמים. אויב איר ווילט מיט מיר נאך איין שעה ביים כותל מערבי מתפלל זיין. וועלן מיר כשיח אראפברענגען. . .

אין איינער פון זיינע תלמידים האט אויסגעשטאמעלט: רבי ס׳איז א מהלך פון הונדערטער מײַלן איבערן ים און מיר מוזן אויך אינדזער בני בית זאגן . . .

טרויעריק האט דער אר״י מיט זיין קאפ ״געשאקעלט, ער האט ניט געוואוסט, אז צווישן זיינע תלמידים איז דא איינער וואס גלויבט ניט אין קפיצת הדרך, דער אמת׳ר רצון האט ביי איינעם נאר געפיילט און דאס איז גענוג געווען כדי די שעה פון דער גאולה מבטל צו זיין.

* * *

ווייט אין דער וועלט האט זיך אומגעטראגן זיין שם, אין אלע תפוצות ישראל האט געקלונגען זיין נאמען. רבנים און גדולי הדור פלעגן ביי אים שאלות פרעגן. זייגען געקומען צו הערן תורה פון זיין מויל.

איינס אקעגן דאס אנדערע האט אבער באשאפן גאט.

אויך די צאל פון די אפיקורסים איז גרויס געווען, זיי האבן געשעפט פון דעם געטלעכן מאן און אן זיין כח ניט געגלויבט. און איינער א גרויסער עושר, אבער גאר ניט קיין מאמין און וועניק פרום האט זיך פארגענומען דעם אר״י אויסצופריוון.

קיין צפת איז ער געקומען מיט זיינע שלעכטע כונות און צום אר״י אהייבגעגאנגען. דערשטויגט איז ער אבער געווען איבער דעם עניות פונ׳ם גאון, איבער זיין איינפאכקייט און ליבשאפט צו מענטשן. ס׳איז אבער שוין צו שפייט געווען זיך אומצוקיירן. ווארום דער אר״י האט דערקענט, וואס פאר א זינדיקע נשמה דאס איז אין אים און האט אים פארהאלטן. ער האט אנגעהויבן מוסרן און אויסרעכענען אלע עבירות און זינד און געווארנט אים תשובה צו טון און זיך אומקערן אויפ׳ן רעכטן וועג. און צוגעגעבן האט דער גביר אלע עבירות און נאך מער געשטויגט איבערן ווייטן בליק מיט וועלעבן דער אר״י האט אין די טיפסטע ווינקאלעך פון זיין נשמה אריינגעקוקט. נאר איין זינד אבער האט ער געלייקנט און בשום אופן זי ניט געוואלט מודה זיין. לאנג האט צו אים דער אר״י גערעדט, אז ער קאן נאך תשובה טון, און פון דער גרויסער שטראף פאר דעם חטא, פון די שבעה מדורי גהנם און דעם עביקן פארוואגעלט זיין פון יענער וועלט . . .

דאס עקשנות פונ׳ם בעל חטא איז געבראכן געווארן, ער האט וויינענדיק פאר גרויס בושה מודה געווען די עבירה פון לא תנאף און אויף זיך מקבל געווען אלץ, אבי א תשובה צו באקומען און זיין נשמה צו לייטערן פון אזא גרויסן פלעק.

און דער אר״י האט געזאגט אז די איינציקע תשובה איז טויט דורך שריפה און ער האט געהייסן ברענגען בליי און עס צעשמעלצן.

דער גביר האט א צוואה געמאכט און אנגעהויבן צו זאגן ודוי. און אז דער אר״י האט אים צום לעצטן מאל געפרייגט צי ער איז מיט׳ן גאנצן הארצן און מיט דער גאנצער זעל אויף זיך מקבל די מיתה האט ער מיט שמחה זיך אנידערגעלייגט אויף דער ערד און צומאכענדיק די אויגן געווארט אויפ׳ן פסק . . .

ס׳האבן די תלמידים שטיל געוויינט אויף׳ן שווערן טויט פונ׳ם בעל־עבירה׳ניק און אין שטוב האט זיך געהערט ווי דאס שוועבן פונ׳ם מלאך המות.

מיט א ציטערנדיקער האנד האט א תלמיד דערלאנגט דעם אר״י דעם לעפל מיט זידענדיקן בליי . . . דער אר״י האט אבער אנגעגרייט א לעפל פול האניק און דעם גביר אריינגעגאסן אין מויל אריין זאגנדיק:

א ייד, וואס איז מיט׳ן גאנצן הארצן אויף זיך מקבל תשובה איז אים שוין גאט אלעם מוחל. גיי אהיים און הויב אן אויפס ניי דיין לעבן . . .

און דער גביר איז געווארן דער גרעסטער בעל־תשובה און זיין לעבן־לאנג געפארן צו זיין מלאך הגואל, צום הייליקן אר״י.

• • •

און טעג זייגען געווען ווען דער אר״י פלעג פארלאזן דאס בית־המדרש און די ענגע גאסן פון צפת און ארויסגיין ווייט אונטער דער שטאט מיט זייגע תלמידים. שעה׳ן פלייגן זיי ארומגיין ביז די נאכט איז צוגעפאלן און זיי האבן געדאווענט אין פעלד.

און איינמאל זייגען זיי פארגאנגען נאנט צון א לייטגרוב.

דער אר״י איז שטיין געבליבן און צו זיי גערעט איבער בטחון וואס א יעדער ייד זאל צו יעדער צייט האבן צו גאט און קיינמאל ניט אין הארצן אריינלאזן יאוש אדער מרה־שחורה, ווייל ניטא דער טאג, ווען ס׳זאלן ניט מויזנדע באשעפענישן, מענטשן, חיות און צמחים פון נאטס גנאד און גרויסער גוטסקייט זייער שפייז באקומען און זען זייערע האפנונגען דערפולט . . .

און נאך א סך טיפע זאכן האט ער זיי אנטפלעקט.

א פראסטער ייד א לייט־פירער פון צפת האט די רייד געהערט און ניט מער זיין ווייגאלע ליים פול אהיים געפירט. האלב פריילעך, האלב טרויריק, האט ער זיין פערדל אונטערגעטריבן און אין הארצן געקלערט איבער דעם וואס ער האט געהערט. אומזיסט אזוי פיל יאר זיך שווער און ביטער געפלאגט און קיינמאל קיין ברויט גענוג געהאט פאר ז׳ין בני־בית. דער גאט וואס שפייזט אזויפיל קינדער פון דער ערד וועט אויך אים געבן זייגע מזונות. א הייטקומענדיק האט ער דאס ליים אונטער זיין שטוב אויסגעשיט, פערד און ווייגאלע פארקויפט און אנגעהויבן תהלים זאגן.

א טאג איז געגאנגען נאך׳ן אנדערן, דאס דחקות אין שטוב איז געוואקסן, די נויט איז פון מאל צו מאל גרעסער געווארן, פון שטוב־זאכן האט מען אלעס אויספארקויפט, ס׳האט אויסגעזען אז גאט האט אים פארגעסן. אין ספקות האט אים אין הארצן געבויערט און דער אר״י האט דאס געוואוסט און תפלה געטון אז ס׳זאל ניט א נשמה פארפאלן און אומגלויבן און יידישע נפשות זאלען ניט ליידן נו״ט.

אין דערזעלבער נאַ״ט האט דער לייט־פירער א שטארק קלאפן פאר זיין טיר געהערט, און ארויסגייענדיק האט ער א מוילעזל איינגעשפאנט אין א וואגן געטראפן, און אין וואגן א שטיקל פארמעט אנגעשריבן: „בטחון אן מעשים איז א חטא“. (טשערנאוויץ, 1921)

ברעקלעך*)

(פונ'ם חסידישן טיש).

I.

די מעשה פון ר' אייזיק יעקאלעס.

דער צדיק ר' בונים מפשיסכע, אז א חסיד פלעגט צוּן אים קומען, האט ער אים באלד א פרעג געטון: קענסטו די מעשה פון ר' אייזיק יעקאלעס? און אז דער חסיד האט אים געענטפערט „יא" און דעם צדיקס שארפער אויער האט אין קול באלד אויפגעכאפט וואס זיין היליק אויער האט באדארפט אייפצוכאפן. האט ער דעם חסיד מקרב געווען און אים אריינגעפירט לפני ולפני און היכל החסידית. און אז ניט האט דער צדיק געזאגט: „יא" צו „הי" איז ניש גלייך ... אז די קענסט נ'ט די מעשה פון אייזיק יעקאלעס האסטו ביי מיר ניט וואס צו זוכן ...

ומעשה שהיה ברי' אייזיק יעקאלעס כך היה: אין קראקוי האט געלעבט א בע"בוד'ער און נאג'ן ערלעכער אבער ניט פארמעג'עבער ייד. געהייסן האט ער אייזיק יעקאלעס. און א שווערער צייט. ווען ס'האט אים געבעך זער צוגעשרעטן, האט זיך אים גע'חלומ'ט ער שטייט און גראבט ערגעץ ביי עפעס א פעסטונג מיט א הויכן קייטן. פלוצים פארשלאגט א פייערדיקע שיין זיינע אויגן ... א אוצר! טראכט ער: וואס חלומ'ט זיך דער נאנדז? ... פראסט! ... קומט אבער דער אוצר אים דריי נעכט כסדר צו חלום! זא.ט ער שוין: דברים בגו! ...

אין יענער צייט האט מען אין דער שטאט פראג ביי דער ברוק געא"בעט און גע־גראבן ווען מיליטערישע באפעסטיגונגען. וישכם ר' אייזיק יעקאלעס בבקר. האט זיך געפעדערט ר' אייזיק יעקאלעס נאג'ן פרי. איינגעפאקט צדה לדרך און איז מיט דעם פעקל אויף דער פלייצע אוועקשפאצירט קיין פראג. אנגעקומען. האט ער תיכף אויפגע'זוכט די בריק, זיך ארומגעדרייט, געזוכט פון אלע זייטן. אבער קיין סימן פון קיין אוצר! אויפ'ן דריטן טאג האט אים ביי דער בריק א שר פון די שרי המלחמות פארהאלטן און מיט א כעס און אייף א קול גע'נומען חוקר ודורש זיין אים ווער ער איז. ווי ער הייסט און וואס ער זוכט דא... האט ר' אייזיק יעקאלעס זיך מודה געווען און אים אלצדינק דערצ"ילט כאלף ועד תיו:

שמייכלט דער שר און זאגט: א מאדנע זאך! דיין נאמען און דער אוצר איז מיר אויך פון א חלום באקאנט. א חלום. וואס האט זיך אויך מיר דריי נעכט נאכאנאנד גע חלומ'ט: דריי נעכט נא:אנאנד חלומ'ט זיך מיר אליין אז אין קראקוי אין דער שטוב פון אייזיק יעקאלעס ליגט אין קיימען באגראבן א אוצר! ...

וישא ר' אייזיק יעקאלעס את רגליו. האט ר' אייזיק יעקאלעס גענומען די פיס אויף די פלייצעס און צוריק אהיים! אהיים געקומען האט ער באלד דעם קוימען צעווארפן און דעם אוצר געפונען: אז ר' אייזיק יעקאלעס איז רייך געווארן האט ער א שול געבויט. זי שטייט נאך עד היום אין קראקוי: ר' אייזיק יעקאלעס שול! ...

און אז דער רבי ר' בונים פלעגט די מעשה דערציילן פלעגט ער שטענדיק צוגעבן: מכאן פון דאנען איז געדרונגען אז יעדער בר־נש מוז זיין אוצר צ'ערשט זוכן אין זיין אייגענעם קוימען איידער ער גייט צופ'ס ביז פראג, כדי צו זוכן א אוצר אונטער א בריק אין א פרעמדער שטאט ...

---

*) איבערגעגעבן פון מיין פאטער ר' חיים קרעמער. — דער ארויסגעבער.

II.

די קריוודע פֿון ר׳ אייזיק יעקאלעס.

יעדעס מענטשעלע האט זיין קענטשעלע. — און יעדעס ווערטעל האט זיין ערטעל...
און פֿון וואנען נעמט עס זיך ווען מ׳זאגט: „ער נעמט זיך אן די קריוודע פֿון ר׳ אייזיק יעקאלעס״? זעלטן ווער עס ווייסט און זעלטן ווער עס קאן זאגן אין וואס די קריוודע איז אייגענטליך באשטאנען!

כדאי צו פֿארצייכענען:

ס׳איז געווען, אז ר׳ אייזיק יעקאלעס איז דערהויבן געווארן און האט אין קראקוי זיין גרויסע שול אויפֿגעבויט. האט ער די שול איבערגעגעבן קהל און דריי פֿון די חשובי העיר איבער איר פֿאר גבאים גענומען. האבן די גבאים פֿון ר׳ אייזיק יעקאלעס גענומען פֿופֿציק זילבער פֿאר זיין מזרח־שטאט אין שול. איז ר׳ אייזיק יעקאלעס אין כעס געווארן און גערופֿן די גבאים לדין. די גבאים האבן געטענהט: הויות ר׳ אייזיק האט די שול איבער־געגעבן אין רשות פֿון קהל, איז קהל בעל בית. און אז קהל וויל אומזיסט קיין שטאט אין מזרח ניט אוועקגעבן — איז באצאלן!

און ר׳ אייזיק יעקאלעס טענהט: היתכן? אין מיין אייגענער שול זאל איך פֿאר א שטאט באצאלן? וואו איז יושר? זאגט דער רב: קיין יושר איז דאס טאקע ניט. א קריוודע... אודאי...! אלא וואס דען? איך קען מיך די קריוודע פֿון ר׳ אייזיק יעקאלעס ניט אננעמען; ניט כדאי: אז די שול קאסט ר׳ אייזיק יעקאלעס אזוי פֿיל, וועט זי אויך נאך קאסטן פֿופֿציק זילבער!

III.

יאָ, מ׳זאל זיכער וויסן...

קומט אריין צום אלטן סאדיגערער א מקורב. שוין געווען שפעט נאך מיטאג. און דער רבי האט זיך ערשט געקליבן עפעס טועם זיין, פֿרעגט דער מקורב: אזוי שפעט?...

— איך האב שפעט געדאווענט, ענטפֿערט דער רבי.

און איך, זאגט דער מקורב, לעג זיך פֿריהער כדי איך זאל קענען פֿריהער אויפֿשטיין און פֿריהער דאווענען.

— יאָ, זאגט דער רבי, מ׳זאל זיכער וויסן אז מ׳וועט אויפֿשטעהן!...



יידישע שפּריכ־ווערטער און רעדנס־ארטן.

געזאמלט אין רומעניע און צום ערשטן מאל פובליקירט

פֿון דר. י. פורמאן, טשערנאוויץ.

1) אז גלאז ברעכט זיך איז א סימן אויף גוטן. — ס׳איז גוט׳ אבער נאר ביי יענעם.

(זע וואריאנטע בערנשטיין).

ביז דעם ערשטן טייל פון דעם ווערטל טרייסט מען׳ אז ס׳צעברעכט זיך גלאזווארג.

דאס ווערטל נעמט זיך נאך איין מיין דערפון׳ וואס ביי חתונות און תנאים ברעכט מען גלאז אדער א טעלער.

מען וויל מיט דעם ווערטל זאגן׳ ס׳איז א סימן׳ אז ס׳וועט זיין א שמחה.

דער וואס האט דעם שאדן ענטפערט אבער: ס׳איז גוט׳ אז ס׳ברעכט זיך ביי יענעם.

2) ער איז אין גוי׳אישן גן־עדן זאגט מען׳ אז א יונגל גייט אין דער פיס צווישן צוויי מיידלעך.

3) איך האב מיר אנגעטון א שלימפער זאגט א בעסערע פרוי׳ וואס איז א מאל א שדכנטע. מיט די ווערטער הויבט זי אן דעם שידוך צו רעדן. זי זאגט מיט דעם ווערטל. אז זי איז איינגטלעך נישט קיין שדכנטע גלייך ווי וואלט זיך געהאנגען א שלימפער (א נאכשלעפעניש).

4) אז נאט ניט קינדער, גיט ער צו די קינדער.

5) א קינדס מזל קאן מען נישט אפשאצן — אדער ס׳הענגט זיך אדער ס׳טרענקט זיך. (זע וואריאנטע בער־נשטיין).

6) קנאפ דיר די באקן די פארב זאל דיר שטיין! ד. ה. פאר מענשן מאר מען נישט ווייזן׳ אז מען איז געפאלן פון דער מדרגה.

7) ער נעמט דעם שבת אויף אינדערוואָכן. — נעמיינט די שבת׳דיקע בגדים. אן דעם דערקענט מען, אז ס׳גייט איינעם שלעכט.

8) אמאל איז געווען און היינט איז נישטא. מוז מען עסן, וואס ס׳איז דא.

9) דלות קאך לאקשן – נישטא קיין אייער קאב׳זשע טייגלעך – איז נישטא קיין מעל. (זע וואריאנטע בערנשטיין).

10) כתריאל באכעט ד. ה. ס׳גייט שלעכט.

11) א נעדראטעוועטער טאפ לעבט איבער א געזונטן זאגט מען׳ כדי א שוואכן מענטש צו טרייסטן.

12) געשטארבן, באגראבן, אויף יענער וועלט (ווי) געפונען.

13) געשטא־בן אויף טויט א וויץ־וואָרט.

14) ס׳הויבט זיך נישט אן (און) ס׳לאזט זיך נישט אוים. אז מען דערציילט נישט ריכטיק אדער נאר א ליגן.

15) ער האט געהערט קלינגען און קאן נישט נאכזינגען.

16) וואס איך האב גערעדט, האב איך געבילט.

17) ס׳גייט ביי אים ווי א וואסער (א פאָטיק) בארג ארויף. אז איינער זאגט שלעכט עברי.

18) ער זאגט עברי ווי א האק שוויטט.

19) ער גייט ווי אויף רידעם. אז איינער זאגט שלעכט עברי.

20) ער קאן זיך אפילו נישט איבער־צלם׳ען.

21) (ער איז) פון הינטערן הקדש.

22) פון הינטער די טיל־רעדער. געמיינט א שלעכטער מענטש.

23) א דימעט פון א לאשיק (. . . פון א לאקש), געמיינט א שלעכטער מענטש, לאקש ופריאירט פון לאשיק.

24) בעל בית'טע. איראניע געמיינט א שלומ-מזל'ניצע.

25) דאר און הויך און שמעקט (אדער: שטינקט) נאך רויך. געמיינט א מיאוסע מויד, וואס אין דערצו נאך קיין בעל-בית'טע נישט.

26) א ביינערנער געלעכטער. א מיאוס געלעכטער.

27) א קול ווי א רוקבעט. זע וואריאנטע בערנשטיין).

28) א פיסקל ווי א שיר הנסקל.

29) א קול פון א עגלה ערופה.

30) א־קול — צום עסן.

31) אנקת מסלדיך — געוואלדע פריי דיך. יום-כפור פאר נאכט ווערט אנקת מסלדיך געזאגט געמיינט אז מען וועט שוין באלד עסן.

32) נושע צייט מאכט פעטע הי ט, הייט מערצאל פון הויט.

33) א בויך פון א קליינשטעטלדיקן רב.

34) דער איינער האט ליב דעם רב דער אנדערער די רביצין, ד. ה. נישט יעדער האט דעם זעלבן געשמאק.

35) איך האב דיך ליב צענמאל מיט א ביסל.

36) ער האט ליב דעם ביטערן טראפן, ד. ה. ליב האבן צו טרינקן.

37) ער האט א פליג אין האלדז (און וויל זי דערטרענקן) זאגט מען אויף א שיכור.

38) ס איז שוין א יאר מיט א מיטוואך.

39) דאס יאר איז גרויס — דער קאפ איז קליין. אזוי ענטשולדיקט מען זיך ווען מען האט עפעס פארגעסן.

40) איך זאל אזוי וויסן פון א אומצייטיקן יאליד. אז מען ווערט געפרעגט און מען ווייסט נישט וואס צו ענטפערן.

41) ער מאכט דיר קאליע א יארידז?

42) א ווייטיק (האב איך) און שווייגן מוז מען.

43) האלט די צונג צווישן די ציין!

44) ער סטראשיט די גענדז.

45) שרעק מיר נישט די גענדז, איראניש ד. ה. איך שרעק מיך נישט.

46) שוחט קוילעט מיר די גענדז — וויפיל גענדז איינעם א נאגדז. געווייטלעך זאגט מען נאך דעם ערשטן טייל. דאס ווערטל ווערט געברויכט אז איינער איבערטרייבט זייער און סיווייזט זיך באלד.

ארוים׳ אז ס׳איז א גזמא. ס׳וועט דערצו די אנעקדאט דערציילט: מען פלעגט דעם שוחט פון יעדן עוף צאלן. איינמאל איז א דינסט צו שפעט שעכטן געגאנגען, זי האט דעם שוחט אין ״שטיבל״ נישט מער געטראפן איז זי אים נאכגעלאפן און פון דערווייטנס געשריגן: שוחט! שוחט! קוילעט מיר די גענדז. דער שוחט מיינענ־דיק א שיינעם פארדינסט האט זיך אומגעקערט, קומענדיק צום ״שטיבל״ פרעגט ער נייגעריק ״וויפיל גענדזו־דעריוף ענטפערט אים די דינסט איינעם א גאנדז, אפילו אפגענארט נאר קוילן האט ער שוין געטויזט.

47) (יא) (ווען) איך זאל האבן דעם נביא אין קעשענע!

48) אויף א שאלה איז א תשובה. (זע וואריאַנטע בערנשטיין).

49) שיטסט זאלץ אויף די וואונדן.

50) ס פיילט מיר איים ווי א לאך אין קאפ.

51) גוט ביי א חזיר א האר.

52) (ביי אים איז) א גרייצער — א צאן.

53) א ליגן מיט א טראלט.

54) ווילסט נאט א לונגענפעלער מאכן?

55) נאט מאכט זיך קיין מענטליך נישט דארוים.

56) אז נאט שטראפט, שטראפט ער מיט אלעמען, אז גאט בענטשט, בענטשט ער מיט אלעמען.

57) חיים דיל מיך, הייסט דער וואס רעט א סך.

58) ער כאפט הייסע לאקשן, זאגט מען׳ אז איינער יעד צו גיך.

59) יעדער הונד (א״ז) אויף זיין מיסט (גרוים), (זע וואריאַנטע בערנשטיין).

60) ער קוקט ווי פייגל פליען.

61) א פראסט — פיי.על פאלן!

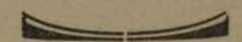
62) ער גייט ארום ווי אייף דעם עלם התוהו׳ ד. ה. צעטישט, צעטראגן.

63) שוארץ איז צום הארץ.

64) תורה, סחורה און געפוצטע שטיוול. ביי שידוך־רעדן לויבט מען אזוי אויס דעם יונגענמאן ער קאן לערנען׳ ער איז א פארדינער און גייט אין געפיצטע שטיול ד. ה. ער איז א האנטיקוועלטישער.

65) א מאמע דעקט צו דעם מאנס בזיונות און דעם זונס חסרונית.

66) וואס זאל איך מיך זא־גן,
וואס איך וועל פון מארגן?
לאס איך בעסער פארעכטן,
וואס איך האב געטון נעכטן! אויס א הסורישע ליר.



אליהו מיטוס. בזוי.

* * *

אַל נָא כֹּה תִּתְבּוֹנְנוּ בְּעֵינַי הַשְּׁחוֹרוֹת,
בְּעֵינַי הַשְּׁחוֹרוֹת לֹא כָבוּ עוֹד מְאוֹרוֹת,
לֹא קָפְאָה עַל שְׁמְמוֹנָה שָׁם דִּמְמַת דּוֹרוֹת
בְּעֵינַי הַשְּׁחוֹרוֹת . . .

אַל תִּדְפְּקוּ, אִישִׁים, בְּחַלּוֹנוֹת לְבָבִי, –
עַכָּבִישׁ-שִׁמָּמוֹן לֹא יִטְוֶה בְּנָוִי,
עוֹד עוֹמֵם בְּטָהֳרוֹ עַל גִּזְרֵי זְהָבִי,
לֹא עָמַד דַּם לְבָבִי . . .

אַל תִּגְעוּ בְנַפְשִׁי . . . בָּעֲרָבַת הַשְּׁמָמָה,
מִחוּץ לְגַן-עֵדֶן שַׁלֶּטֶת הַדְּמָמָה:
שָׁם סְתוּמָה קַלַּחַת-סְעָרָה, נִרְדָּמָה
בָּעֲרָבַת-הַשְּׁמָמָה . . .

אַל תִּגְעוּ בְמִכְסֵה קַלַּחַת הַסְּעָרָה
פֶּן תִּפְרָץ מִנַּפְשִׁי הַצְּעָקָה הַמָּרָה:
נָא תִּישַׁן בִּמְנוּחָה, בְּסֵתֶר הַמְּעָרָה
בְנַפְשִׁי, הַסְּעָרָה . . .

אַל תִּקְרְבוּ, אִישִׁים, לְעֵינַי הַשְּׁחוֹרוֹת,
פֶּן יֶהֱמוּ בְנַפְשְׁכֶם לְפֶתַע כִּנּוֹרוֹת,
פֶּן יִרְווּ עֵינֵיכֶם הַדְּמָעוֹת הַטְּהוֹרוֹת
מֵעֵינַי הַשְּׁחוֹרוֹת . . .

1919/XI.

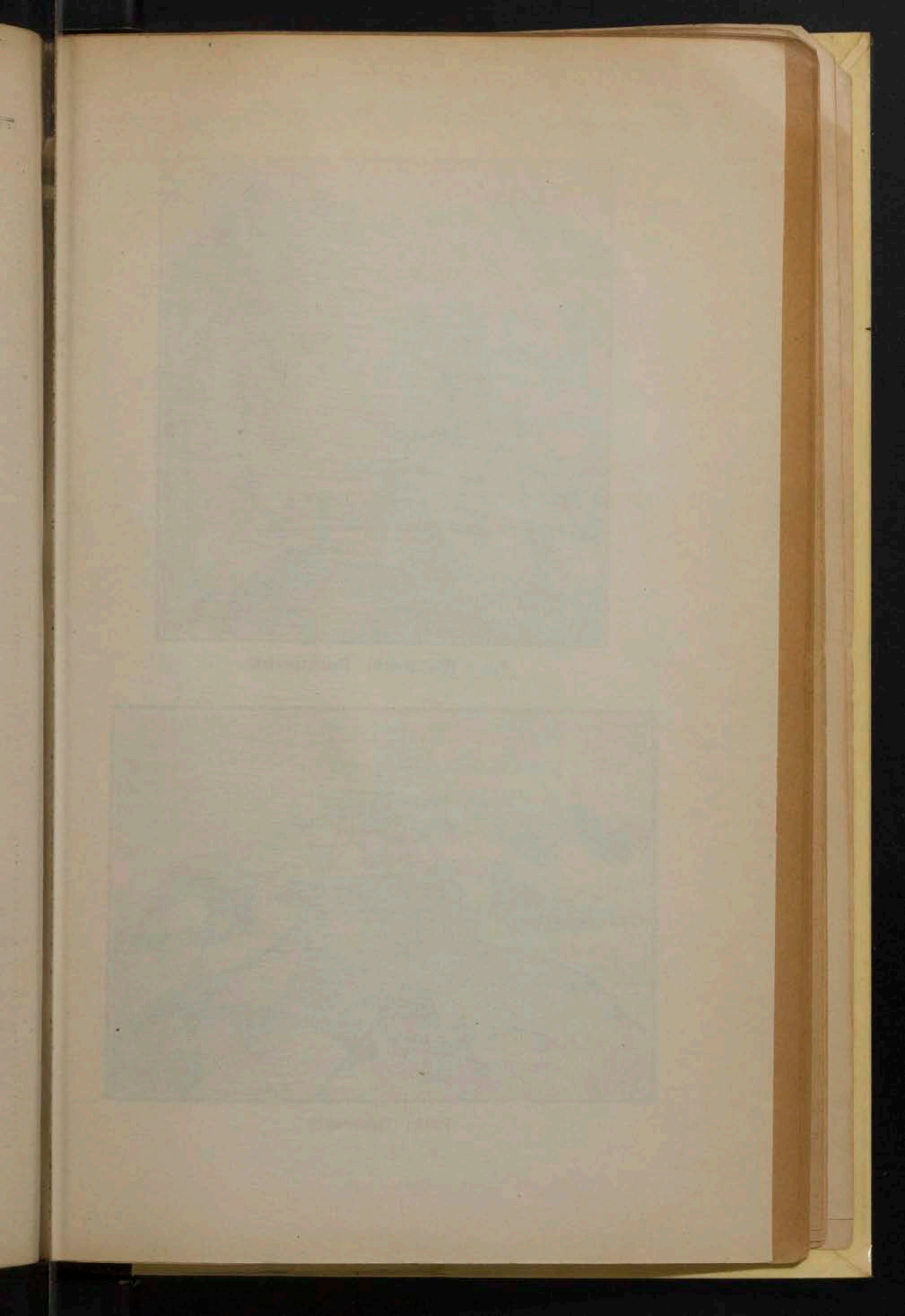
* * *



Rubin (Bucureşti): Selbstporträt.



Rubin (Bucureşti)



טְרִיאוֹלֶט.

אִם דַּרְכְּךָ, בֶּן אָדָם, חוֹחִים סוּגָה
אַל נָא יִשַּׁחוּ בְּלִבְּךָ בְּנוֹת הַשִּׁיר;
אַף אִם דָּמֶיךָ יַרְווּ אַבְנֵי־נִיר.
וְאִם דַּרְכְּךָ, בֶּן־אָדָם, חוֹחִים סוּגָה,
מִי יֵדַע אִם לֹא גַּם שׁוֹשַׁנָּה נוּגָה
יַשְׁק דָּמְךָ אָז בֵּין חוֹחִים וְאֵזוֹב־קִיר? —
אִם דַּרְכְּךָ, בֶּן אָדָם, חוֹחִים סוּגָה,
אַל נָא יִשַּׁחוּ בְּלִבְּךָ בְּנוֹת־הַשִּׁיר . . .

1918

בְּגַן הַחַיּוֹת.

הָעֶרֶב יָרַד. הָעֶרֶב־אָפוֹר.
וְשׁוּלָיו מָלְאוּ אֶת גַּן הַחַיּוֹת;
טַוָּסִים צָרְחוּ, וְעַל מוֹטוֹת בַּרְזֶל
הִתְנוֹדְדוּ בִּכְלוּבָן דַּיּוֹת;
וַיְּלְלוּ זְאֵבִים וּצְבוּעִים רְעֵבִים
כִּי רַד הָעֶרֶב עַל גַּן הַחַיּוֹת.

וּפַחַד־סְתָרִים בַּשִּׂיחִים יֶאֱרוֹב.
מִי שָׁם יְרַשְׁרֵשׁ בֵּין כְּמוּשֵׁי עָלִים?
הַחַיּוֹת דָּמוּ, טַוָּסִים צָרְחוּ —
וְקוֹלָם נֶחְנַק בְּבֵין הַצְּלָלִים . . .

וַתְּהִי הַדְּמָמָה. הָעֶרֶב פָּקַח
עֵין־יָגוֹן חַכְלִיל בֵּין שְׁמָרוֹת עָבִים;
אֲרָנִים שָׁחֲרוּ. וּזְקוּפִים־קְפוּאִים
כְּזַעֲקַת־פְּחָדִים בַּגַּן נִצָּבִים;
וּמֵי הַבְּרֵכָה — כְּבַרְזֶל־עָשֶׁת.
וּלְבָנָה מֵתָה שָׁם בֵּין הֶעָבִים.

וּמִזְרְקֵי־שַׁיִשׁ בַּדְּמָמָה יֶהְגּוּ:
הָעֶרֶב יָרִיד בִּתְלוּנַת מַיִם;
וּלְבָבִי נוֹהֵם בְּגַן־הַחַיּוֹת:
בְּסוּגַר לְבָבִי — יְלֵל זְאֵבִים רָעִים.

1920/IX-

מרדכי גלדנברג, רישקני.

צְלִילֵי־לַיְלָה.

I.

פֵּרַשְׂתִּי אֶת יָדַי לַכְּאֵב הָעוֹלָמִי:
„חַבְּקֵנִי!“ —
וַיִּקְרָא הַמָּוֶת מֵרַחֲשֵׁי דָמִי:
„חַנֵּנִי!“
וּבְתַחֲבִי מֶבָּטִי בְּאָפְלוֹ הַנּוֹרָא
קָפָאתִי
וְעַל כַּפֵּי הָעֹנִי, הַצַּעַר, הַמּוֹרָא
נְשָׂאתִי!

II.

זְבוּב אַחֲרוֹן זְמְזֵם עוֹד בַּדְּמָמָה...
מִכָּל הַפִּנּוֹת גָּחוּ פְּתָנִים.
וּבָאֲרֻבָּה רוּחַ הָמָה
וַיְעוֹרֵר מִסְפֵּד מַר וּמְדָנִים...
לְחוּם־עֶצֶב מַר בִּמְרִי תְּבַעְתִּי
מֵאֵל־הַחַיִּים עֶלְבּוֹן דּוֹרוֹת
קָרָאתִי תַגָּר וְעַל מִשְׁפַּחְתִּי
מִסָּבִיב צָחֲקוּ רוּחוֹת שְׁחוֹרוֹת.

III.

אָבוֹאָה בֵּית־אֵל וְעַל דַּלְתוֹת הָאָרוֹן אֶדְפֹּקָה:
רִבּוֹנוֹ־שֶׁל־עוֹלָם! הַדֶּרֶךְ אֵלֶיךָ כֹּה רְחוֹקָה
וַאֲנִי עוֹלָל רַךְ מִבֵּית אָבִי בַּחֹשֶׁךְ תָּעִיתִי.
אֲרִי בֵּין הָרְחוֹבוֹת... לֵב אוֹרֵב.. וּמַה תְּהִי אַחֲרִיתִי?

וּכְאִישׁ הַנּוֹסֵעַ בְּלֵיל־חֹרֶף בְּשֶׁלֶג וּסְעָרָה
וְיָלִיט אֶת פָּנָיו לְבַל יָחוּשׁ אֶת שִׁלְטוֹן הַקָּרָה,
כָּךְ אֶכְבֹּשׁ אֶת פְּנֵי בְּמִשְׁיוֹ שֶׁל פָּרֹכֶת הַמָּסָךְ,
ואוֹמַר: נִצַּלְתִּי! הַמַּשְׁחִית לֹא יִגַּע... כְּבָר פָּסַח!

IV.

עַל חָרְבוֹת־דְּבִירֵי חַיַּי צוֹרְחִים, קוֹרְאִים
עוֹפוֹת־לַיִל שְׁחוֹרִים;
פִּרְחֵי־רַעַל, צִמְחֵי־מָוֶת גָּדְלוּ פֶּרֶא:
גַּן יֵאוּשִׁי אֶרְאֶה!
בּוֹכֶה רוּחַ, כְּכֶלֶב חֲסַר־שִׁנַּיִם —
לְקוֹלוֹ אֵין אָזְנַיִם —
רַק הַלַּיְלָה וַאֲנִי הַחוֹלֵם, שׁוֹמֵר הֶחֳרָבוֹת
שׁוֹמְעִים בְּעַצֶּבֶת.

V.

כְּפַרְפָּר אֻמְלָל בְּיוֹם־סְתָו,
הַנּוֹלָד לְלֹא חַיִּים,
אֶתְלַבֵּט רָצוּץ, דַּךְ לַשָּׁוְא
כִּתְפִלָּה עַל שְׂפָתַיִם
אֶתְפַּלֵּל לֵאלֹהֵי הָאוֹר
וּכְאַסִּיר אֲיַחֵלָה —
אַךְ קוֹדְרִים צוֹפִים שַׁחֲקֵי־שְׁחוֹר
וּסְבִיבִי עֲבִ־אֲפֵלָה!

בְּמַחֲשַׁכִּים.

מֵרָחוֹק אֵשׁ לִי מִנַּצְנֶצֶת:
בֹּא, אָדָם, בְּצֵל קוֹרָתִי מְנוּחָה
תִּפְגָּשְׁךָ עַלְמָה בְּצְחוֹק־וֶרֶד
וּבְאַהֲבָה תַּגִּישׁ לְךָ אֲרוּחָה.
אִם זְקֵנָה לָהּ מוֹרֶטֶת נוֹצוֹת
וְאָב דָּם לוֹחֵשׁ תְּפִלַּת־שֵׁנָה
בֹּא, אֻמְלָל נוֹאָשׁ, פֹּה תֵּרָגַע
עִם הַמִּשְׁפָּחָה הַמִּסְכֵּנָה.

לֹא עֹשֶׁר פֹּה בְּמָלוֹן מְאֻשָּׁרִים:
בִּמְנוֹרַת־עֶשֶׁת נֵר יְהַבְהֵב;
מֵאֲרוֹן־זְכוּכִית כְּלֵי־נְחֹשֶׁת
יָצִיצוּ בִּבְרַק־גִּיל מְלַבֵּב.
וְשָׁעוֹן עַתִּיק יִסְפֹּר רְגָעָיו
וְיוֹנָה תֶּהְגֶּה דֹּם בַּפִּנָּה —
פֹּה תִּמְצָא נוֹפֶשׁ, אֻמְלָל נוֹאָשׁ,
פֹּה יִמְצָא לִבְּךָ לוֹ חֲנִינָה!

משה זאב לֶוינזון. גיסן.

עִם שַׁחַר.

עִם שַׁחַר אֵצְאָה אֶת עִירִי
וְלִפְנֵי הָאָרֶץ הַגְּדוֹלָה.
כָּה דְּרָכִים שָׁם כְּבוּשׁוֹת לְמַרְבִּית.
אָנֹכִי שֶׁלִּי לִי אֲסַלָּה.
בְּשַׁדְמוֹת הַגֶּבֶר לֹא אֶתַע –
נְהִירִים לִי שְׁבִילֵי הַגּוֹלָה.

שְׂבַע-רֹגֶז הוּא אָבִי הֶחָלוּשׁ.
וְאִמִּי הִיא בוֹכָה לָהּ מָרָה.
לָהּ יִהְיוּ תַנְחוּמִין בַּדֶּמַע.
וְאָבִי — בִּתְפִלָּה וּגְמָרָא.
דְּמוּת-דְּיוֹקְנָם הַתְּוּמָה בִּלְבָבִי
אִם רוּחִי אֶת פִּיהֶם גַּם מָרָה.

וְלָמָּה עֵינַיִךְ עֲצוּבוֹת.
פָּנַיִךְ פְּנֵי יָגוֹן וּשְׁכוֹל הֵם?
הֵן זְרוֹעוֹת כֹּה רַבּוֹת לָךְ פְּתוּחוֹת
וּלְבָבֵךְ לְכֻלָּן הֵן הוֹלֵם.
וּמָה אִם גַּם אָחִיךְ שָׁם יַדֶּה
אֲבָנִים בְּהֵלֶךְ הַחוֹלֵם?...

.1922



דרוק־פעלער.

זייט	שורה	
ד	2	(שטראָפֿע 2) שוין פֿון כמה כמה יארן.
ד	3	(שטראָפֿע 10) שיינט אזוי ווי א מכשף.
ה	20	„ט־ויער" דארף זיין „טרויער".
ו	17	"שעהן" ד. ז. "שעהן".
ו	30	„ערט" ד. ז. „ערד".
ז	1	(הארבסט־לידער' שטראָפֿע 5) „גאט" ד. ז. „נאכט".
ז	2	„ „ „ „ „שטעקן? ד. ז. „שטעקן".
ח	4	(אין א מדבר. שטראָפֿע 4) „שעלטען" ד. ז. „שעלטן".
ט	34	„זיך צו" ד. ז. „זיך זי".
ט	62	„שטיליקטייער" ד. ז. „שטילעקטייער".
י	19	„אורהים" ד. ז. „אורחים".
יג	24	„רפקר" ד. ז. „הפקר".
יד	5	„פֿרילינג־אבענד" ד. ז. „פֿרילינג־אבענד".
יד	9	„אייסנ בטערן" ד. ז. „אויסני־טערן".
יד	22	„נשמה־לע" ד. ז. „נשמה־לע".
יד	36	„שטעדן" ד. ז. „שטערן"
טו	4	„ה־עט זי" ד. ז. „וועט זיי"
טו	5	„זכן" ד. ז. „זיכן"
טו	10	„ח־נריבעלעך" ד. ז. „חן-ג־ריבעלעך"
טו	15	„מאמע. — נאך" ד. ז. „מאמע: נאך"
טו	17	נאך „מאמען" קומט א פונקט
טו	23	שפעטער הוסטן
טו	24	נאך „נופעלע" קומט א פונקט
טו	28	נאך „טאטע" „ „ „
טו	30	„ „ „ „זיי"
טו	37	דער טאטע.
יז	9	„ריי" ד. ז. „רייע"
יח	5	„הונדערט־טויזנטער"
יט	22	אוקראינע
כה	28	„יינען" ד. ז. „זיינען".
כו	32	„מקבלת שוה" ד. ז. „מקבל תשוה".
כו	37	„תלמודים" ד. ז. „תלמידים".
כו	42	„נאטס" ד. ז. „גאטס".
כז	8	„און היכל" ד. ז. „אין היכל".
כז	12	„און א שווערער" ד. ז. „אין א שווערער".
כז	20	„צדה" ד. ז. „צירה".
כז	21	„אויפגעיכט" ד. ז. אויפֿגעזוכט".
כז	29	„קייסען" ד. ז. „קיימען".
כח	3	„ווען" ד. ז. „וואס".
כח	18	„אויך" ד. ז. „אים".
ל	1	„איראניע" ד. ז. „ראָני".
ל	11	„היט" ד. ז. „הייט".
ל	28	„ויפֿיל נענרז" ד. ז. „וויפֿיל נענדז?
לא	5	„אייגעם א נאנדז".
לא	12	„טראלט" ד. ז. „טראלד".

Federation of Ukrainian Jews

in Aid of the Pogrom Suferers in the Ukraine

LONDON (England)

Chairman :	The Very Ruv :	Vice Chairman :
Dr. D. Jochelman.	**Dr. J. H. Hertz**	**Morris Mayer,**
	Chief Rabbi.	**S. Goldenberg.**

די לאָנדאָנער פֿעדעראַציע פֿון אוקראַינער יידן

צו העלפֿן די געליטענע פֿון פאגראמען אויף אוקראַינע

באסאראבער אָפּטיילונג: קעשענעוו, שמידטא נר. 100

ביורא פאר דער בוקאווינא: ייד. עמיגראציאנס־קאמיטעט (פארבונדן מיט „היאס“) הייגעגאס 1

נעמט אן געלד־איבערווייזונגען דורך לאָנדאָן אין

אלע שטעט און דערפֿער פֿון רוסלאנד און אוקראַינע

געלד־איבערווייזונגען ווערן אנגענומען דורך דער היגער אפטיילונג פון דער „פעדע־ראציע“ אין ענגלישע פונטן סטערלינג און ווערן אויסגעצאלט די אדרעסאטן אויף די ערטער אין קורצעסטן טערמין לויטן קורס. וועלעכער איז פיל העכער פונ׳ם אפיציעלן. — די פעדעראציע פארפאלגט דערביי קיין שום קאמערציעלע צילן און האט איינגעפירט די אפעראציע אויסשליסלעך כדי צו העלפן דער הונגערנדער באפעל־קערונג פון רוסלאנד. — אין חדש יוני ה. י. האט די „פעדעראציע“ אויסגעצאלט איבער־ווייזונגען אין רוסלאנד צו 22 סיט א האלבן מיליאן רובל פאר 1 פונט. אין דער צייט ויען דער אפיציעלער קורס איז געווען 4 מיליאן רובל. — די קוויטונגען פון די אדרעסאטן ווערן איבערגעגעבן אין משך פון 3 חדשים. אויב פאר דער צייט וועט דאס געלד ניט אויסגעצאלט ווערן, ווערט עס אומגעקערט דעם איבערשיקער.

פֿאַרשידענע ידיעות און פרטים:

אין טשערנאָוויץ: עמיגראַציאָנס־קאמיטעט הייגעגאס נר. 1

אין דער פּראָווינץ אין די אָפּטיילונגען פֿון דעם עמיגר. קאָמ.

די ביוראָ איז אָפן טעגלעך חוץ שבת פון 9 א זייגער אין דער פרי ביז 1 א זייגער פאָרמיטאָג און פון 5 ביז 7 א זייגער נאָכמיטאָג.